Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, Russen, und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt.

Neunzehnter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1775.

Bayerische Staatsbibliothek München

ราชาภิเษก

Inhalt

des neunzehnten Theils.

Geschichte von Amerika.

Beweggründe zu Verfertigung dieser Geschichte S. 4

Plan, den man sich zu befolgen vornimmt 5

Allgemeine Beschreibung von Amerika 6

Wie Amerika entdeckt worden 7

§. 1. Reise des Ojeda und Amerikus Vespucius 45

§. 2. Reise des Alfonso Nino 47

§. 3. Reise des Yanez Pinzon 48

§. 4. Reise des Diego des Lopez 49

§. 5. Reise des Alvarez von Cabral 49

§. 6. Reise des Gaspard von Corte-Real 51

Fortsetzung der Geschichte des Christoph Kolombo 51

Geopraphische und historische

Be-

Beschreibung von Nordamerika

59

Erstes Hauptstück.

Land Labrador 61

§. 1. Pflanzen und Metalle 62

§. 2. Thiere 62

§. 3. Einwohner 66

§. 4. Außerordentliche Kälte; Länge der Tage 72

§. 5. Verschiedene Völker in Nordamerika 76

Zweytes Hauptstück.

Neufrankreich 78

Erster Artikel.

Kanada 78

§. 1. Verschiedne Völker, die sich in Kanada verbreitet 87

§. 2. Regierung, Sitten, Gebräuche 91

§. 3. Natürliche Geschichte. Bäume und Pflanzen 153

§. 4. Kanadische Thiere. Vierfüßische 209

§. 5. Vögel 233

§. 6. Schlangen 238

§. 7. Fische 240

Zweyter Artikel.

Luisiana 247

§. 1. Einwohner 248

§. 2. Himmelsgegend, Boden, Flüsse 256

Dritter Artikel.

Europäische Nationen, welche Neufrankreich bewohnen.

Wie sie sich desselben bemeistert

§. 1. Franzosen 259

§. 2. Spanier 278

§. 3. Streitigkeiten der Franzosen und Engländer in Nordamerika 279

Drittes Hauptstück.

Neuengland 281

Erster Artikel.

Akadien oder Neuyork 282

Zweyter Artikel.

Das eigentlich so genannte Neu-england

§. 1. Die Provinz der Massachusets 285

§. 2. Die Provinz Essex 286

§. 3. Die Provinz Middlesex 287

§. 4. Die Provinz Suffolk 288

§. 5. Die Provinz Hamshire 291

§. 6. Die Provinz Plimouth 291

§. 7. Die Provinz Barnestable 292

§. 8. Die Provinz Bristol 293

§. 9.

§. 9. Die Provinz Warwick 295

§. 10. Die Provinzen Connecticut und Newharen 296

§. 11. Die Grafschaft Neulondon 296

§. 12. Die Grafschaft Hartfort 296

§. 13. Die Grafschaft Newharen 297

§. 14. Die Grafschaft Fairfield 297

§. 15. Eingeborne von Neuengland 298

§. 16. Wie die Engländer sich in Neuengland niedergelassen 301

Dritter Artikel.

Neuyork 307

Vierter Artikel.

Neujersey 312

Fünfter Artikel.

Pensylvanien 317

Sechster Artikel.

Maryland 325

Siebenter Artickel.

Virginien 330

§. 1. Niederlassungen der Eng-
länder in Virginien 339

Achter Artikel.

Karolina 373

§. 1. Beobachtungen über die
Himmelsgegend und die Ein-

Einwohner von Karoli-
na 378

Neunter Artickel.

Georgien 379

§. 1. Allgemeine Beobachtung über die englischen Kolonien auf dem festen Lande von Amerika 388

§. 2. Sitten und Religion der in diesen beschriebenen Gegenden wohnenden Indianer. 401

§. 3. Pflanzen, welche dem von dem Engländern bewohnten Lande in Nordamerika eigen sind 411

Zehn-

Zehnter Artikel.

Niederlassung der Engländer in dem Theile von Nordamerika, welchen man Neuengland nennt. 422

Nachricht.

Nachricht.

In dem vorhergehenden Theile dieses Werks hatten wir uns von dem gemachten Plane des Herrn Abbe von Marcy entfernt: Hätten wir ihm gefolgt, so würden wir eine Nation nicht genug beleuchtet haben, welche jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht. Wir haben alle Materialien, die wir finden können, gesammlet, und daraus eine ganze Geschichte der russischen Nation gebildet. Wir glauben, einiges Licht über die Stiftung, Vergrösserung und Verherrlichung dieses Reichs verbreitet zu haben. Wir haben aus

unserer Arbeit alle den Nutzen gezogen, den wir erwarteten, den Beyfall, womit sie das Publikum aufgenommen.

Was wir jetzt liefern, ist nach dem Plane des Herrn Abbe von Marcy. Man findet darinn das geographische Gemälde der Länder, die wir durchgehen werden; eine Idee der Himmelsgegenden, der Produkten, der Sitten, der Gewohnheiten und der Künste der Völker, welche Amerika bewohnten, ehe die Europäer sich daselbst niederließen. Wir werden uns nicht weitläuftig über die Kriege auslassen, welche diese letztern wider einander geführt, um sich desselben zu bemächtigen, das hieße, dem Leser wenig lehrreiche und oft langweilige Erzählungen vorlegen. Wir wollen ihm nur das Resultat davon zeigen, und ihm die verschiedenen Gegenden anweisen, welche jedes Europäische Volk in diesem großen Lande besitzt, und wie es sich desselben bemächtiget hat. Doch glauben wir uns nicht der Geschichte der Eroberung von Mexiko und Peru entziehen zu dürfen: Diese beyden Begebenheiten sind zu wichtig, um sie in diesem Werke nicht anzubringen: aber wir werden sorgfältig diejenige Weitläuftigkeit von unbedeutenden Kleinigkeiten vermeiden, die dem Leser lange Weile machen. Durch das Verlangen, das wir haben, weder die Bände zu verdoppeln,

noch das Publikum zu ermüden, werden wir einen Weg einschlagen, welchen wir für den kürzesten halten, das Werk zu Ende zu führen. Bey Vermeidung der Langweiligkeit ist unser Bestreben zugleich, kein trockenes und fleischloses Werk zu liefern, das dem Geiste nichts interessirendes darbietet, und in dem Augenblicke, da es gelesen, vergessen wird.

Man hat eine Geschichte von Asien, Afrika und Amerika angekündiget. Man versichert in dem Prospecte dieses Werks, daß man Herrn Abbe von Marcy nicht nachahmen werde, welcher in seiner neuern Geschichte nur einen Auszug aus der allgemeinen Geschichte der Reisen ohne Betrachtungen und philosophische Aussichten geliefert. Der Verfasser verspricht dem Publikum viele Betrachtungen und philosophische Aussichten: das Publikum entscheide es. Ist dieses wohl so ganz gewiß die beste Art, die Geschichte zu schreiben? Ich dächte, die Pflicht des Schriftstellers erstrecke sich nicht weiter, als die Wahrheit in den Thatsachen, die Richtigkeit, Deutlichkeit und Precision im Style zu suchen, und die Betrachtungen könne man dem Leser überlassen.

Herr Abbe von Marcy borgte viel, es ist wahr, aus der allgemeinen Reisegeschichte; wir haben ihm nachgeahmt, so oft als wir gekonnt. Wir werden kei-

ne Schwierigkeit machen, die Materialien, die uns nützlich seyn können, daraus wieder zu nehmen. Die Geschichte, als die Reisegeschichte, sind Nachrichten, deren man sich zu bedienen, Erlaubniß hat. In Ansehung der russischen Geschichte haben wir es nicht gethan; weil wir über diesen Gegenstand daselbst nichts gefunden.

Geschichte der Amerikaner.

Beweggründe zur Verfertigung dieser Geschichte.

Die neuere Geschichte wäre unvollkommen, wenn man nicht die Amerikanische hinzufügte. Obgleich dieser Gegenstand in dem Plane des Herrn Abbe von Marcy nicht ist, so glauben wir doch, ihn behandeln zu müssen, und wir hoffen, das Publikum wird ihn mit eben dem Beyfall aufnehmen, als die andern,

dern, weil er nicht weniger interessant ist.

Plan, welchen man sich zu befolgen, vorgenommen.

Wir theilen Amerika ein, wie die Natur selbst es eingetheilt hat, in das mitternächtliche und mittägige. Diese Eintheilung macht die Erdzunge, welche die Panamasche Erdenge heißt. Wir werden auf die bündigste Weise, die uns möglich ist, zeigen, wie dieses Land entdeckt worden. Alsdenn werden wir eine geographische und historische Beschreibung von dem mitternächtlichen Theile geben und bey Norden anfangen; wir werden eine Idee von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker machen, welche die verschiedenen von uns durchzugehenden Gegenden bewohnen; wir werden von den daselbst befindlichen Thieren, Pflanzen und andern Dingen reden. Wir werden mit der Anzeige schließen, welches die Europäische Nation ist, die sich da niedergelassen, und wie sie sich dieses Landes bemächtiget. Ferner werder wir eine Idee von den verschiedenen Inseln dieses amerikanischen Theils geben, wiederum bey Norden anfangen, nach Mittag von der östlichen Seite an, heruntergehen und nach Norden durch We-

sten zurück kommen. In Betracht des mittäglichen Theils werden wir eben diesem Plane folgen.

Allgemeine Beschreibung von Amerika.

Amerika heißt die neue Welt, weil sie erst in den letzten Jahrhunderten, das ist zu Ende des funfzehnten, entdeckt worden ist. Viele Schriftsteller aber meynen doch, daß die Alten einige Kenntnisse davon gehabt; aber sie führen keinen gründlichen Beweis an.

Amerika ist in einer Halbkugel eingeschlossen, die der unsrigen entgegen liegt, und seine Einwohner heissen Gegenfüßler. Es ist ein großes Land, welches beynahe hundert Grade in der Breite hält; abervon einer sehr ungleichen Art und ungefähr hundert Meilen lang. Seine Länge ist zwischen dem zwey hundert und funfzigsten bis drey hundert und fünf und vierzigsten Grad. Seine mitternächtliche Breite erstreckt sich bis zum sechs hundert und funfzigsten Grad und seine mittägige Breite bis zum sechs und funfzigsten. Gegen Norden gränzt es an das Meer und an ein Land, welches man unter die Zahl der Länder unterm Nordpol rechnet, gegen Morgen an das nordische Meer und den atlanti-

schen Ocean. Gegen Mittag hat es die magellanische Meerenge, welche es von vielen Inseln scheidet, wovon die beträchtlichste das Feuerland ist. Das Friedens- oder Mittagsmeer umgiebt es gegen Abend. Die Entdeckungen, welche Rußland seit kurzem gemacht, beweisen, daß die östlichste Spitze der Tartarey, sehr wenig von dem mitternächtlichen Amerika entfernt ist, woraus man muthmaßen kann, daß dieser Welttheil von der Tartarey bevölkert worden ist.

Dieses Land liegt unter drey Zonen, der heissen und den zwey gemäßigten: die Natur des Klima ist sehr verschieden. In der Mitte ist die Luft sehr heiß, an den beyden Enden sehr kalt, und in den übrigen Theilen so gemäßigt, als die europäische.

Wie Amerika entdeckt worden.

Ein Vorurtheil, so alt als die Welt, war, daß die Erde nur eine Halbkugel hätte: die Einbildungskraft begünstigte dieses Vorurtheil. Man hielt die Bewohnung des dem unsrigen entgegen liegenden Welttheils für unmöglich. Die Runde der Erdkugel machte überdieß, daß der Weg ganz unmöglich schien: man überredete sich, daß die Menschen den Kopf umgekehrt hätten, und folglich durch ihr

eigenes Gewicht in den unermeßlichen Luftraum stürzten. Christoph Kolombus erscheinet, trotzt den Vorurtheilen der Irrthümer, und entdeckt eine zweyte bewohnte halbe Weltkugel.

Seine Familie soll ursprünglich aus Piacenza gewesen seyn, und sich zu Genua niedergelassen haben, wo Christoph geboren wurde. Er verbrachte viele Jahre in der Dunkelheit, in die uns gemeiniglich der Mangel bringt. Er studirte sehr sorgfältig die Schiffahrtskunst: da er die Praktik mit der Theorie verbinden wollte, ergriff er alle Gelegenheit, die er finden konnte, zu schiffen, und durchreisete das mittelländische Meer. Die Lesung der Marco-Paoloschen Reisen reizte seine natürliche Neugierde, und erzeugte in ihm die ersten Ideen der Unternehmung, welche er in der Folge ausführete.

Er verheyrathete sich in der Insel Porto Santo mit Donna Philippa Munitz von Perestrello, Tochter des Gouverneurs. Seine Heyrath nöthigte ihn, zu einem sitzenden Leben; aber sie nahm ihm nicht die Lust, neue Entdeckungen zu machen. Auf seinen Reisen hatte er gewisse Winde bemerkt, welche verschiedene Tage von der Abendseite gleich wehten; daher muthmaßete er, es müßten auf dieser Seite Länder seyn. Eine Beobachtung, welche man auf den Azo-

rischen und Kanarischen Inseln und auf Madera machte, erregte vom neuen seine Neugierde. Man wurde gewahr, daß nach einem großen Ostwinde, viele Stücken unbekannten Holzes, selbst Leichname, die weder Europäer noch Afrikaner zu seyn schienen, an den Küsten dieser Inseln anschwummen. Seine Muthmassung verwandelte sich in Ueberzeugung. Er entschloß sich denn die Länder zu entdecken, woher dieses Holz und diese Leichname kamen. Eine so kühne und so wichtige Unternehmung erforderte einen so beträchtlichen Aufwand, und Kolumbos Glücksumstände waren stets sehr mittelmäßig. Er begab sich nach Genua, theilte sein Projekt den Obrigkeitspersonen mit, die ihm mit Verachtung begegneten. Er gieng wieder nach Portugall, wendete sich an den damals regierenden König, Johann den II. Der König hörte ihn mit vieler Gnade an, bat ihn um eine umständliche Nachricht seines Projekts, und nachdem er sie untersucht, ließ er ein Schif absegeln, unter dem Vorwande, an die Kolonie des grünen Vorgebürges Verstärkung zu schicken: allein der Steuermann hatte Ordre, dem in einem mitbekommenen Aufsatze bezeichneten Wege zu folgen. Unterdessen aber amüsirte er den Kolombo mit Aufschub und Versprechungen. Diese einem Könige unwürdige

Unternehmung glückte nicht: die, denen die Ausführung aufgetragen, wollten sich nicht in unbekannte Meere wagen, und kehrten wieder nach dem Vorgebürge zurück und gaben das Projekt für schimerisch aus. Kolombo, über dieses Verfahren gegen ihn ungehalten, entschloß sich Portugall zu verlassen. Da seine Frau während diesem gestorben, so gieng er heimlich aus Lissabon, begab sich an den Spanischen Hof, und überreichte sein Projekt Ferdinanden und Isabellen. Vor diesem gethanen Schritt hatte er schon seinen Bruder Bartholomäus nach England geschickt, um Heinrich dem VII. seine Absichten anzuzeigen, und um nöthige Hülfe zu Erfüllung derselben zu bitten: aber Bartholomäus wurde von den Seeräubern in seiner Ueberfahrt angehalten und geplündert; er kam zu Londen in einem so erbärmlichen Zustande an, daß er sich dem Hofe zu zeigen nicht wagte. Er verbrachte viele Jahre damit, daß er zu seinem Unterhalte Seekarten machte, und verkaufte, erwarb sich einen Namen, und gelangte endlich dazu, daß er dem Könige das Projekt seines Bruders mittheilen konnte. Heinrich der VII. empfand alle Schönheit der Unternehmung und alle Wichtigkeit des glücklichen Ausgangs davon; er versprach ihm auch allen nöthigen Beystand.

Chri-

Christoph, welcher von dem Glücke seines Bruders nichts wußte, that, wie wir gesagt haben, seine Vorschläge dem Spanischen Hofe; aber man nahm sie um manchen Vorwands willen nicht an: er hielt fünf Jahr hinter einander bey diesem Hofe an, ohne etwas erhalten zu können. Aus Ungeduld über dergleichen Verzögerung begab er sich nach Seville, in der Hofnung den Herzog von Medina-Sidonia zur Begünstigung seiner Unternehmung zu vermögen; aber dieser Prinz hörte ihn nicht. Kolombo wendete sich alsdann an den Herzog von Medina-Celi, welchen er ganz geneigt zu Annehmung seiner Anerbietung fand: aber dieser Herzog mußte um die Einwilligung des Hofs anhalten, und konnte sie nicht erlangen. Christoph, über diese Hindernisse, die er in Spanien fand, verdrüßlich, schrieb endlich an den König von Frankreich, aber dieser Monarch war mit den italienischen Kriegen ganz und gar beschäftigt: er verwarf Kolombos Vorschlag. Dieser machte sich gefaßt, nach England überzugehen, wo sein Bruder war, als man ihm hinterbrachte, daß Isabelle ihm eine Audienz geben wolle. Diese Königin war dazu durch ihren Beichtvater Ludwig von St. Angelo vermocht worden, welche einen Theil der nöthigen Summen vorschoß.

Chri-

Christoph kehrte wieder an den Spanischen Hof zurück, wo er eine so günstige Aufnahme erhielt, daß er alle in acht Jahren erhaltene Mißvergnügungen vergaß. Denn er hatte die Beständigkeit besessen und diese ganze Zeit über in seinem Gesuche beharrt. Man nannte ihn den Admiral des Oceans; man räumte ihm die Freyheiten, Vorrechte und Gehalte ein, die mit den Flachen von Kastilien und Leon verbunden sind. Man verstattete ihm überdieß, alle Aemter in den Inseln und auf dem festen Lande, das er entdecken würde, zu vergeben: man räumte ihm das Recht ein, zu jedem Gouvernement, das er anlegen würde, die Personen vorzuschlagen; und die Richter in Spanien zu den Händeln dieses neuentdeckten Lands, zu erwählen. Man setzte ihm noch über dieses den zehnten Theil von allem aus, was in den Grenzen seiner Admiralität gekauft, eingewechselt, angelegt, oder erlangt werden würde, nach Abzug der nöthigen Kosten zu den Eroberungen, und den achten Theil von allem dem, was er auf seine Flotte laden würde, unter der Bedingung, daß er auch den achten Theil der Kosten trüge.

Christoph Kolombo begab sich darauf nach Palos, wo er bey der Ankunft von Portugall angelandet war. An diesem Orte beschloß man, die Ausrüstung zu machen.

machen. Er trieb mit großer Mühe Matrosen auf, welche ihm in ein unbekanntes Meer zu folgen Muth hatten. Endlich fanden sich drey Brüder mit Namen Pinzon, reiche Kaufleute und geschickte Schiffer, die ihr Leben und einen Theil ihres Vermögens auf diese Zurüstung wagen wollten, welche aus drey kleinen Schiffen bestand. Kolomb kommandirte Santa Maria; Alonzo Pinzon, la Pinta; Vincent-Yanez Pinzon, la Nina; Franciskus Martin Pinzon, der jüngste der drey Pinzons, nahm das Steuerruder der Pinta. Die Besatzung dieser Schiffe bestund in hundert und zwanzig Personen, so wohl an Schifsleuten als Freywilligen. Kolombo nahm Lebensmittel auf ein Jahr, und segelte den 3ten August 1492 ab. Erst gieng er nach Großkanaria, wo er sich wieder mit Lebensmitteln versah. Als er benachrichtiget wurde, daß drey Portugiesische Caravellen ihn suchten und aufheben wollten, so gieng er den 6ten September unter Segel, und nahm seinen Weg gegen Südwest. Dieser muthige Mann schiffte in vollkommener Zufriedenheit: seine Einbildung stellte ihm im voraus den Ruhm vor, den er durch Ausbreitung der Weltgrenzen erlangen würde, indem er seinen Zeitgenossen Länder zeigte, welche dem Alterthume unbekannt gewe-

gewesen. Seine Freude aber verwandelte sich bald in Traurigkeit und Furcht. Seine Begleiter sahen, daß sie, nach Verlauf von drey Wochen, nichts entdeckten, was Land anzeigte, und wurden vom Schrecken ergriffen; sie betrachteten sich als Verirrte mitten auf dem Meere ohne Grund und Grenzen, rotteten sich zusammen, und droheten so gar den Kolombo ins Meer zu werfen. Seine natürliche Beredsamkeit und Standhaftigkeit rettete ihn bey dieser Gelegenheit. Er sagte ihnen eines Theils, ihre Pflicht erforderte, daß sie ihm gehorchten, andern Theils stellte er ihnen vor, ihre Furcht sey ungegründet, indem er gewisse Kennzeichen habe, daß sie sich dem Lande näherten. In der That hatten sie auch schon Landvögel gesehen, die sich auf ihren Schiffen niedergelassen. Zu Anfange des Octobers fieng ihre Empörung aufs neue an: sie trieben sie bis zur Raserey. Er konnte sie nicht anders besänftigen, als durch das Versprechen, daß sie aufs längste in drey Tagen Land finden würden, und wenn sie nach Verlauf dieser Zeit nichts angetroffen, so wollten sie nach Spanien wieder zurück gehen. Seine Hofnung wurde erfüllt. Man fand so viele Merkmale des nahen Lands, daß der Zweifel daran unmöglich war. Sie bestunden in eben nur abgehauenen Zuckerröh-

ckerröhren, in frischen Dorken, in Vögeln verschiedener Gattung, die von Zeit zu Zeit kamen, und wieder giengen. Endlich wurde er in der Nacht zwischen dem 11. und 12ten Oktober Licht, wie es ihm schien, von einer Fackel, gewahr, ließ die Leute auf dem Schiffe zu sich ruffen und zeigte es ihnen. Gegen 2 Uhr des Morgens entdeckte ein Matrose auf der Pinta in der Ferne von zwey Meilen Land: alsdann gab das Schiff das verabredete Zeichen. Dieser Matrose wollte den Gehalt von dreyßig Goldthalern haben, welcher demjenigen versprochen war, der zuerst Land entdecken würde: allein er ward dem Kolombo zuerkannt, weil er das Licht, von dem wir eben geredet, entdecket hatte.

Sie entdecken die Insel San-Salvador, und viele andere.

Der Admiral, voll Gewißheit, sehr nahe am Lande zu seyn, befahl allen Schiffen Halte zu machen, und das Volk darauf erwartete mit größter Ungeduld den Tag, und verlangte seine Augen durch den Anblick eines Lands zu weiden, das es so lange gewünscht und gesucht hatte. Der Tag erschien und sie sahen eine Insel von ungefähr funfzehn Meilen in der Länge, welche eine sehr angenehme und mit grünen Bäumen bedeckte Ebene machte, die durch reitzende Flüsse durchschnitten und von einem zahlreichen Volke bewohnt wurde. Die Insulaner liefen

haufen-

haufenweise an das Ufer, um die Spanier und ihre Schiffe zu bewundern, die ihnen ein neues Wunder waren. Der Admiral ließ die Schiffe dem Ufer nähern, seine Schaluppe bewafnen, die königliche Fahne darauf pflanzen, und stieg ans Land mit den beyden andern Hauptleuten, die, wie er, in ihre Schaluppen gestiegen waren. So bald sie auf dem Lande waren, warfen sie sich auf die Knie, und dankten Gott für den ihnen verliehenen Schutz. Der Admiral benennete diese Insel San-Salvador, und nahm im Namen Seiner Katholischen Majestät Besitz. Er ließ alsdann ein Kreuz auf das Ufer setzen, und hieng das Kastilische Wappen daran.

Die Insulaner betrachteten sie mit dem Stillschweigen der Verwunderung: Kleidung, die Gestalt dieser Fremden, ihre Schiffe; alles war für sie Stoff zum Erstaunen; alles schien ihnen wunderbar. Man hat nachher erfahren, daß sie die Schiffe für lebendige Geschöpfe gehalten. Der Admiral ließ unter sie rothe Mützen, gläserne Halsbänder und andere wenig werthe Sachen austheilen: aber sie nahmen sie mit einer Entzückung an, die ihre Zufriedenheit andeutete. Als er nach seinem Schiffe zurück gieng, warfen sich viele Insulaner in das Wasser und schwammen ihm nach: andere setzten sich in Kähne,

und

und brachten den Europäern Papageyen, gesponnene Baumwolle, und Wurfspieße, um dafür Glasstückchen, Glöckchen, und dergleichen unbedeutende Dinge einzutauschen. Sie hatten einige goldne Bleche in den Nasenlöchern hangen: sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie dieses Metall an der Süd- und West-Seite gefunden, wo es noch andere bewohnte Inseln gäbe. Christoph Colombo entschloß sich, an diese Seite, die ihm die Insulaner anzeigten, zu segeln. Doch wollte er die Insel, ehe er sie verließ, kennen lernen, und befuhr sie daher mit seinen Schaluppen, kam wieder zu seinen Schiffen, ließ sieben Insulaner von San-Salvador einschiffen, und fuhr ab, um neue Entdeckungen zu machen.

Den Morgen darauf gelangte er an das Ende einer Insel, welche zehn Meilen in der Länge haben konnte, und nannte sie **Santa Maria della Conceptione.** Da er sahe, daß die Einwohner und die Pflanzen, in nichts von dem unterschieden wären, was er zu San-Salvador gesehen, so setzte er seine Reise an der westlichen Seite fort; und warf Anker an der Küste einer andern Insel, die in der Länge von Nordwest nach Südwest ungefähr 28 Meilen hatte, und hieß sie **Fernandina.** Da er da nichts merkwürdiges fand, lüftete er wieder die Segel,

und fand eine andere Insel, die die beiden erstern an Güte, Schönheit und Größe übertraf. Kolombo stieg daselbst aus, um Besitz davon zu nehmen und nannte sie Isabella. Als er sah, daß die Inseln dieser Gegend mit einander in Ansehung der Produkte und Sitten der Einwohner viele Beziehung hatten, so segelte er weiter, um ein großes gegen Süden gelegenes Land zu gewinnen, welches alle Insulaner unter dem Namen Cuba rühmten. Er langte daselbst den 28 Oktober 1492. an.

Diese Insel schien würklich allen andern den Vorzug streitig zu machen. Sie ist weit größer: die Spanier wurden über die Verschiedenheit entzückt, welche ihre Ebenen, ihre Thäler und ihre Wälder dem Auge anbothen. Nachdem Kolombo einen bequemen Hafen daselbst gefunden, ließ er sein Schiff ausbessern, und schickte zur Besichtigung der Insel zwey Spanier aus. Sie berichteten ihm, daß eine große Anzahl Dörfer darauf wären, deren Einwohner sie für Leute gehalten, die vom Himmel herab gestiegen wären. Sie fügten hinzu, daß sie daselbst Gold gesehen, und ihnen die Insulaner daselbst zu verstehen gegeben, sie zögen solches aus einem gegen Morgen gelegenen Lande, und indem sie es zeigten, hießen sie es Bohio. Kolombo

glaubte,

glaubte, dieses sey der Name eines Lands: aber diese Völker bedienten sich desselben, um überhaupt ein Land anzuzeigen, wo es viele Wohnungen giebt. Einige Insulaner thaten den Vorschlag, die Spanier nach Bohio zu bringen: der Admiral nahm solchen mit Freuden an, und schmeichelte sich, wenn er den Insulanern spanisch lernte, würde er daraus großen Vortheil haben. Man bemerkte, daß die Einwohner dieser Insel Spinnen, Würmer und dergleichen äßen. Kolombo wollte das Land Bohio aufsuchen: aber der Gegenwind nöthigte ihn in einen Hafen einzulaufen, welchen er Port. au Prince nannte.

Martin Alonzo Pinzon benutzte den Vortheil seines Schifs, das die besten Segel hatte, und entschloß sich nach Bohio voraus zu gehen, und die Reichthümer vor der Ankunft des Kolombo wegzunehmen. In dieser Absicht gieng er des Nachts ab, und verließ seinen Admiral. Kolombo wollte ins Meer stechen; aber der Wind war zu heftig, um ihn aushalten zu können: er gieng nach Kuba zurück und lief daselbst in einen neuen Hafen ein, welchen er Santa Catharina nannte. Er fand daselbst Einwohner des Lands, welches man ihm durch das Wort Bohio angezeigt: sie belehrten ihn, daß der wahre Name dieser

Gegend Hayti wäre, und das Gold befände sich in dem Districte Cibao. Er nahm diejenige mit sich, die ihn unterrichtet hatten, und reisete eilig ab: er kam in kurzer Zeit an, und warf in einem Hafen Anker, welchen er Santo Nikolas hieß, zur Ehre dieses Heiligen, dessen Fest eben an diesem Tage gefeyert wurde. Hier merkte er erst, daß eines seiner Schiffe sich von der Flotte entfernt. Die Unruhe, in welcher er über das Schicksal dieses Schiffes war, verhinderte ihn, das Volk ausruhen zu lassen: er schifte gegen Norden der Insel zu. Da er bemerkte, daß die Küsten dieser Insel in vielem Betracht den spanischen Küsten glichen, so nennte er sie die spanische Insel.

Die Einwohner ergriffen beym Anblick der Spanier die Flucht, und die meisten, welche man von San-Salvador mitgebracht, verschwanden sogleich. Endlich erwischte man eine junge Frau, welche an der Nase ein Stück Goldblech hangen hatte: man schenkte ihr einige Glöckchen, Spiegel, und schickte sie mit drey Spaniern und drey Einwohnern von San-Salvador zurück, welche, weil sie die Landessprache verstunden, die Furcht der neuen Insulaner stilleten. Nach dem was man diesen letztern gesagt, bildeten sie sich ein, die Spanier wären aus dem Himmel gekommene Menschen: sie gien-

gen zu ihnen, redeten sie mit Ehrfurcht an, brachten ihnen Lebensmittel, und bathen sie, die Nacht in ihrem Dorfe zu bleiben. Die Spanier glaubten, ihre Pflicht erfordere, sich wieder zu dem Admiral zu verfügen: sie giengen also nach ihren Schiffen zurück. Den Morgen darauf kam der Kazike, oder das Haupt des Districts, an das Ufer mit einem sehr zahlreichen Gefolge, um zu traktiren. Während daß er daselbst war, langte ein Kahn mit vierzig Wilden an, welche von einer kleinen Insel der herumliegenden Gegenden kamen, die man Schildkröteninsel nannte. Der Kazike setzte sich mit seinem ganzen Gefolge auf die Erde, um denen, die im Kahne waren, anzudeuten, daß sie keine Feindseligkeiten verüben dürften: aber die Wilden stiegen ungeachtet dieses Friedenszeichens an das Land. Hierauf stund der Kazike auf, redete zu ihnen mit einer zornigen Mine, und both einem Spanier einen Stein an, ihn auf diejenigen zu werfen, welche aussteigen wollten, indem er ihnen damit zu verstehen gab, er würde die Partie der Spanier gegen sie nehmen. Diese, voller Entsetzen darüber, schiften sich so gleich wieder ein, und kehrten in ihre Insel zurück.

Den 18 December besuchte sie der Kazike wieder mit einer Art von Pomp: er wurde in einem Sessel getragen, und

von zwey hundert Leuten begleitet: aber er war wie alle seine Begleiter ganz nackend. Er stieg in das Schiff des Admirals und um die Mittagsmahlzeit gieng er in dessen Zimmer. Man nahm ihn mit aller Achtung auf, und both ihm Wein an. So bald als er ihn gekostet, schickte er seinen Leuten davon, die am Hafen zurück geblieben waren. Er gab dem Admiral einen sehr wohl gearbeiteten Gürtel und zwey sehr kleine Goldstücken. Dafür gab man ihm eine genehte Decke, einen Rosenkranz von feinem Bernstein, ein paar rothe Pantoffeln und eine Buteille Pomeranzenblütwasser. Diese Geschenke waren ihm so angenehm, daß er dem Kolombo zu verstehen gab, die ganze Insel sey ihm unterwürfig.

Den vier und zwanzigsten lichtete er die Segel, gieng nach Punta-Santa und warf eine Meile vom Ufer Anker. Das ganze Schifsvolk war abgemattet, legte sich zur Ruhe, und vertrauete, wider die gegebenen Befehle des Admirals, einem jungen Matrosen das Steuerruder.

Kolombos Schiff scheitert

Um Mitternacht trieb der Strom das Schiff an die Spitze eines Felsen. Kolombo erwachte über das Geschrey des jungen Matrosen, sprang auf das Verdeck, ließ die Maste abhauen, und das Schiff ausladen, aber das Wasser drang übermäßig herein; die Fugen öfneten sich,

und

und das untere Verdeck wurde überschwemmt. Da Kolombo keine Hofnung mehr sah, sein Schiff zu retten, ließ er das Schiffvolk in eine Schaluppe steigen. So bald der Tag erschien, ließ er sie sich dem Lande nähern, dem Kaziken die Gefahr melden, die die Spanier gehabt, und ihn um Beystand bitten. Der Kazicke schickte eiligst seine Leute mit ihren Nachen, und prägte ihnen ein, dem Admiral, wie ihm selbst zu gehorchen. Mit Hülfe dieser Wilden zog man glücklich aus dem Schiffe alles, was von einigem Werthe war, und brachte es in einige Hüten, welche von den Wilden selbst so wohl bewacht wurden, daß man keine Art von Waare, die Aufmerksamkeit verdiente, verlor.

Den Morgen darauf besuchte der Kazicke den Kolombo, und bezeugte auf die empfindsamste Weise den Antheil, den er an seinem Unglücke nahm. Er ließ ihn so gar merken, daß er Herr seines eignen Glücks wäre, machte ihm ein Geschenk mit einigen Masken, deren Augen, Nasen und Ohren von Gold waren. Da er merkte, daß die Spanier so begierig nach diesem Metalle waren, so versprach er dem Admirale davon eine größere Menge zu schicken, welche aus dem Lande Cibao kam. Unterdessen langte ein Nachen mit Wilden von einer an-

dern Insel an: sie brachten Goldplatten mit, um sie gegen Glöckchen zu vertauschen, die sie jedem andern Dinge vorzogen. Die Matrosen machten einen gleichen Tausch mit den Einwohnern der spanischen Insel, welche aus dem Innersten des Lands kamen, und Gold für Lumpereyen gaben.

Die Schönheit, die Fruchtbarkeit der Insel und der sanfte Charakter der Bewohner vermochten den Kolombo, hier eine Kolonie Spanier zu errichten. Viele von ihnen verlangten, hier zu bleiben, und der Kazike bewilligte ihre Niederlassung um desto eher, da er sie für sehr nützliche Bundesgenossen wider die Karaiben, eine Art Kannibalen hielt, welche alle seine Unterthanen, deren sie habhaft werden konnten, tödteten und auffraßen. Um dem Kazicken zu zeigen, von welcher Wichtigkeit ihm seine Freundschaft seyn könnte, ließ er eine Kanone gegen die gescheiterte Seite des Schiffs richten. Da die Wilden dieses Gebäude durch den Schuß durchbohrt und zerstöhrt sahen, so glaubten sie, die Spanier besäßen das himmlische Feuer, und flehten um ihre Beschützung.

Kolombo errichtet eine Kolonie in der spanischen Insel.

Kolombo stellte sich, als wenn er dem Bitten des Kaziken nachgäbe, ließ von den Trümmern des Schifs ein Fort bauen,

legte

legte Mund- und Kriegsvorrath und Kanonen, mit dreyßig Mann Besatzung hinein, die er dem Schutze des Königs und seines Volks übergab. Nachdem er diese Kolonie in den Stand gesetzt, einige Zeit sich erhalten zu können, so nahm er sich vor, nach Spanien zurück zu kehren, indem er befürchtete, es möchte dem übrig gebliebenen Schiffe ein Unglück zustoßen, und er außer Stand gesetzt werden, ihre Katholische Majestäten von den gemachten wichtigen Entdeckungen zu benachrichtigen. Er machte die Zurüstungen zu seiner Abreise, und segelte den 4 Jenner 1493. ab. Da er widrigen Wind hatte, kam er nicht sehr weit, und traf Uebermorgen darauf das Schiff Pinta an. Martin-Alonzo Pinzon, der es kommandirte, kam an Bord und zur Entschuldigung seiner Entweichung sagte er, daß er in der Nacht den Admiral verloren hätte. Kolombo ließ ihm seine Empfindlichkeit nicht merken, weil die meisten die zu dieser Verrichtung gebraucht worden, Verwandte des Pinzons waren.

Er kehrt nach Spanien zurück.

Martin Pinzon, als er den Kolombo verließ, hatte viele Meilen zurück gelegt, und war in der Mündung eines gegen Osten gelegenen Flußes sechs Tage geblieben, während welcher er mit den Einwohnern getauscht, die ihm viel Gold gege-

ben hatten; aber er sagte davon dem Admiral nichts.

Sonntags den 13 Jenner näherte sich Kolombo dem Kap **Enamerando**, schickte seine Schaluppen ans Land: man fand daselbst mit Bogen und Pfeilen bewafnete Wilde in sehr grimmiger Stellung. Der Dolmetscher von San-Salvador brachte sie doch zu einer Art von Unterredung. Einer von ihnen wagte es so gar in das Schiff des Admirals zu kommen: seine Haut war mit Kohle geschwärzt: der Ton seiner Stimme war äußerst hart. Die Spanier hielten ihn für einen der von uns erwehnten Konnibalischen Karaiben; aber nachdem der Admiral sich unterrichten lassen, von welchem Lande die Karaiben wären, so zeigte er mit dem Finger, daß sie eine weiter gegen Osten gelegene Insel bewohnten. Er gab auch zu verstehen, daß eine andere Insel in diesen Gegenden wäre, welche nur Weiber bewohnten, die mit den Karaiben zu gewisser Jahrszeit Umgang hätten. Er fügte noch hinzu, die Karaiben nähmen alle Kinder männlichen Geschlechts weg, und ließen nur die Mädchen auf der Insel. Man gab ihm Lebensmittel und viele andere Kleinigkeiten, welche den übrigen Wilden Vergnügen zu machen geschienen, und setzte ihn ans

Ufer

Ufer aus, damit er seine Landsleute vermögen möchte, Gold zu bringen und mit ihnen zu vertauschen: aber diese, weit entfernt seinem Rathe zu folgen, behandelten ihn mit Verachtung, giengen auf sieben auf das Land gekommene Spanier los, warfen wilde Blicke auf sie, und erregten ein entsetzliches Geschrey. Die Spanier giengen ihnen entgegen; ein Wilder bekam einen Hieb mit dem Säbel auf die bloßen Theile des Hintern; ein anderer einen Pfeil in die Brust, welches einen so großen Schrecken unter den andern erregte, daß sie alle die Flucht ergriffen, und ihre Waffen von sich warfen, um hurtiger laufen zu können. Ihre Bogen waren von Eibenholz und so groß wie die, deren man sich sonst in England und Frankreich bediente, ihre Pfeile waren aus ziemlich dünnen und sehr harten Baumästen gemacht. Sie mochten drey Fuß in der Länge halten, und waren mit vergifteten Fischkröten versehen. Der Admiral nannte diesen Meerbusen, welchen die Wilden Samana hießen, den **Meerbusen der Pfeile.**

Endlich verließ Kolombo Amerika den 16ten Jenner 1493. um nach Spanien zurückzugehen. Unterwegens erlitt er einen so großen Sturm, daß er glaubte unterzugehn. Damit er aber doch nicht alle Hofnung zur Bekanntmachung seiner

Ent-

Entdeckungen verlöre, so schrieb er einen Auszug aus seinem Reisetagebuche auf zwey Pergamentblätter, wickelte sie in Wachsleinewand ein, versiegelte sie und legte sie in besondere Päßchen, die er ins Meer werfen ließ, nachdem er die Bänder wohl verwahren lassen. Er hoffte, es könnte sie wohl einmal ein Europäisches Schiff finden. In dem Sturme wurde die Pinta, welche Martin Pinzon kommandirte, gegen den Nord getrieben, und verlor den Admiral aus dem Gesichte, welcher gegen Nordost schifte.

Den 18 Februar kam Kolombo zu Santa-Maria, einer der Azorischen Inseln an, wo er Anker warf. Die Einwohner derselben kamen mit frischem Vorrath an Bord, und machten dem Admiral viele Komplimente von dem Gouverneur. Man wollte ihn auf die Insel nöthigen, um sich vermöge der von König von Portugall erhaltenen Befehle, dem diese Insel zugehörte, seiner Person zu bemächtigen: aber Kolombo merkte das gestellte Netz, segelte davon, und kam den 4ten May an die Küsten von Portugall. Da er vom Sturme sehr zugerichtet war, lief er in Tago ein, und schickte an Ihro Katholische Majestäten einen Expressen mit der Vermeldung seiner Ankunft und einen andern an den König von Portugall, der um die Erlaubniß, vor Lissabon

zu

zu ankern bitten mußte, weil er in der Lage, worinnen er war, sich nicht sicher hielt. Don Juan II. regierte damals in Portugall: eben der Monarch, dem Kolombo seine Dienste angebothen. Er befahl, dem Admirale allen benöthigten Beystand umsonst zu schaffen: schrieb zugleich an Kolombo und wünschte ihm zu seiner Ankunft Glück mit der Zumuthung, sich zu ihm zu verfügen, ehe er nach Spanien abgieng: Kolombo begab sich deshalb nach Valparaiso, wo Seine Portugiesische Majestät damals ihre Residenz hatten. Don Juan nahm ihn sehr gütig auf, und gab ihm alle mögliche Merkmale der Hochachtung, ließ sich alles erzählen; was ihm auf seiner Reise zugestossen, und sagte ihm, die von ihm gemachten Entdeckungen gehörten der Krone Portugall, weil er in ihren Diensten gewesen. Kolombo antwortete mit aller dem Monarchen schuldigen Ehrfurcht, und verbat alle Vorschläge, die der König ihm machte, um ihn wieder in seine Dienste zu ziehen. Er lichtete die Segel den 13 Merz und traf den 15ten zu Palas ein, wovon er vor sieben Monaten und zwölf Tagen abgeschift war, um Entdeckungen zu machen.

Auf die Nachricht von seiner Ankunft lief das Volk haufenweise an den Hafen: alle Glocken der Stadt wurden geläutet,

läutet, und die Laden geschlossen. Man glaubte dem Entdecker einer neuen Welt nicht Ehre genug erweisen zu können. Unterdessen kam Martin Pinzon in Galicia an und ließ bey dem König und der Königin von Spanien um die Erlaubniß anhalten, ihnen alle gehabten Umstände des glücklichen Fortgangs, erzählen zu können. Allein Ihro Majestäten waren über sein Betragen gegen Kolombo sehr ungnädig, und verbothen ihm, am Hofe ohne den Admiral, unter dem er gestanden, zu erscheinen. Diese abschlägige Antwort machte einen solchen Eindruck auf Pinzon, daß er wenig Tage darauf starb. Das gewöhnliche Schicksal der Neidischen!

Ehrenbezeugungen, die er am Hofe erhält.

Kolombo reisete nach Barcelona, wo damals Ihre Majestäten waren. Auf seinem Wegen fand er allenthalben Leute die ihn und die mitgebrachten Indianer zu sehn gekommen waren. Endlich kam er in der Mitte des Aprils in Barcelona an: der König und die Königinn empfiengen ihn mit allen möglichen Kennzeichen der Hochachtung. Ihre Majestäten bekleideten sich mit allem Königlichen Schmucke, und gaben ihm ein öffentliches Gehör. So bald er kam, stunden sie auf, ließen ihn in ihrer Gegenwart sich setzen, und begegneten ihm wie einem Großen der ersten Klasse, der ihnen die

größ-

größten Dienste geleistet. Man bewilligte ihm und seiner ganzen Familie den Titel **Don**. Er hatte die Erlaubniß in sein Wappen zu setzen zuerst Kastilien, zum zweyten Leon, zum dritten ein blaues mit silbern Inseln besätes Meer, die Hälfte des Umfangs mit festem Lande umgeben, allenthalben zerstreute Kornkerner, Land und Insel mit grünen Bäumen bedeckt; zum vierten ein blaues Feld mit goldnen Ankern. Darunter das Wappen der alten Kolombos von Piacenza und oben darüber eine Kugel mit einem Kreutze darauf und dieser Devise:

Por Castilla y por Léon,
Nuevo Mundo hallò Colomb.

das ist: **Für Kastilien und Leon erfand Kolombo die neue Welt.**

Da man damals überzeugt war, daß der Pabst das Recht habe mit den Ländern, die keinem christlichen Fürsten zugehörten, zu schalten, so schickte man an Alexander VI. die Nachricht von den durch Kolombo entdeckten Ländern, und erhielt für die Krone Spanien darüber das Eigenthum. Die Portugiesen wollten an diesen Entdeckungen auch Anspruch machen: der Pabst, um diese beyden Mächte zu vereinigen, befahl auf der Weltkugel von einem Pole zum andern eine Linie zu ziehen, welche 36 Grade nach Süden von Lissabon gienge. Diese Linie, welche

die

die Marcationslinie hieß, sollte die Eroberungen der Portugiesen und Spanier einschließen. Gegen Abend dieser Linie sollte sich die Spanischen, und gegen Morgen die Portugiesischen Eroberungen befinden. Allein die beyden Nationen fanden in der Folge, daß diese auf einer weniger richtigen Erdkugel gezogene Linie nicht vorausgesehnen Unbequemlichkeiten ausgesetzt sey und machten verschiedene Veränderungen, welche die Demarcationslinie hieß.

Der Spanische Hof wollte Kolombos Entdeckungen nutzen und noch andere hinzufügen; er gab ihm also neue Patente, welche seine Freyheit bestärkten und vermehrten. Man rüstete siebzehn Schiffe von verschiedener Größe aus, man nahm eine Menge Künstler und Arbeitsleute nach Westindien an. Die Begierde, Reichthümer zu sammlen und der glückliche Fortgang der ersten Unternehmung machten, daß sich eine so große Anzahl Personen zu dieser zweyten Reise anbothen, daß man einen großen Theil davon abweisen muste. Kolombo begnügte sich mit funfzehn hundert Mann, und ließ auf die Schiffe Pferde, Esel und andere Arten von Thieren bringen, die sich in der Folge vermehrten.

Kolombo geht

Nachdem Kolombo alles zubereitet hatte, reisete er den 25 September 1493.

von

von Kadix, wo er seine Flotte ausgerüstet, ab. Den 3ten November entdeckte er eine Insel, welche er Santa-Dominica nannte, weil es am Sonntage war. Kurz darauf entdeckte man noch viele andere. Da er keinen bequemen Ort fand, zu Dominik Anker zu werfen, so ließ er ihn nahe an einer andern Insel werfen, welche er **Maria-galante** nach dem Nahmen seines Schifs nannte. Er stieg daselbst aus, und nahm im Namen des Königs und der Königinn von Spanien Besitz. Den 4ten entdeckte er eine große Insel, welche er **Santa Maria Guadalup** nannte. Er ließ viele seiner Leute aussteigen, die ihm zwey junge Indianer brachten, welche zu verstehen gaben, daß sie aus einer andern Insel wären und von den Einwohnern zu Guadalup zu Gefangenen gemacht worden. Er befahl den Ausgestiegenen, die Insel zu untersuchen; sie fanden sie sehr fruchtbar und voller Geflügel. Hernach segelte er gegen Nordwest um die spanische Insel aufzusuchen. Er traf auf dem Wege viele an, denen er verschiedene Namen gab. Den 14ten November fand er **Spaniola**, aber die darauf zurück gebliebene Kolonie war gänzlich aufgerieben, viele Spanier gestorben, andere von den Indianern ermordet, mit welchen sie in Streit gerathen: ihre Häuser eingerissen und verbrannt.

das zweytemal ab.

Er findet seine Kolonie zerstört.

Der Kazicke, mit welchem er auf seiner ersten Reise Freundschaft geschlossen, hatte zur Vertheidigung der Kolonie alles angewendet, und zu diesem Behufe seine Leute bewafnet; aber er war geschlagen und gefährlich verwundet worden. Kolombo stattete ihm einen Besuch ab, und erfuhr von ihm alle diese Umstände.

Der Admiral bekam Widerwillen gegen diesen Ort, da er ihn in einen ganz andern Zustande fand, als er erwartet, gieng unter Segel, wendete sich gegen die Ostküste, und warf vor einer Indianischen Stadt Anker, wo er eine Kolonie anzulegen entschloß. Zu diesem Ende baute er eine Stadt, der er den Namen der Königinn Isabelle gab. Alsdenn schickte er Alonzo von Ojeda mit funfzig Mann aus, Goldgruben zu suchen. Er fand sie, und auf seinen Bericht begab sich Kolombo selbst dahin, und nahm im Namen des Königs und der Königinn von Spanien Besitz, ließ daselbst das Fort San-Thomas im Monat Merz 1494. erbauen, legte eine Besatzung von sechs und funfzig Mann hinein, und ließ ihnen Waffen zu ihrer Vertheidigung. Nachdem er alles angeordnet, was zu dieser neuen Niederlassung nöthig war, kehrte er nach Isabella zurück, und gieng den 26 April von da nach neuen Entdeckungen aus. Den 5 May entdeckte er die Insel Jamaika.

Er errichtet eine andere.

maika, warf daselbst Anker, besserte sein Schiff aus, und setzte seine Reise fort. In einer Zeit von fünf Monate durchreisete er diese Seeküstegegend, entdeckte eine Menge Inseln: aber er stand so viel Strapazen aus, daß er gefährlich krank wurde, und nach Isabella zurückgehen mußte. Er hatte das Vergnügen, seinen Bruder Bartholomäus daselbst zu finden, den er in 13 Jahren nicht gesehen.

Entdeckt die Insel Jamaika.

Sein Bruder Bartholomäus trift ihn zu Isabella.

Bartholomäus, des Aufschubs überdrüßig, den der König von England zu Erfüllung seines Versprechens machte, begab sich an den französischen Hof, wo Karl der VIII. ihn von dem guten Fortgange seines Bruders Kolombo Nachricht gab, und ihm eine beträchtliche Summe auszahlen ließ. Mit dieser Hülfe eilte Bartholomäus nach Spanien, um sich mit seinem Bruder zu vereinigen: aber dieser war schon zu seiner zweyten Reise abgegangen. Der König und die Königinn vertrauten dem Bartholomäus das Kommando über drey Schiffe, welche bestimmt waren, nach der neuen von Christoph errichteten Kolonie Vorrath zu bringen. Zu dem Vergnügen, welches er genoß, seinen Bruder wieder zu sehen, kam noch dieses, daß er zu einer Zeit Hülfe erhielt, da er sie am nöthigsten hatte: der Hunger fieng an, in der Kolonie empfunden zu werden. Doch wurde seine

Freude durch das böse Betragen des Peter Margareta beunruhigt, der die Indianer aufgewiegelt. Der Admiral hatte, bey seiner Abreise nach neuen Entdeckungen, diesem Officier drey hundert Mann zu Fuß, und vierzehn Reiter mit der Ordre gelassen, die ganze Insel zu erobern. Margareta fieng an, sich einer ganz unumschränkten Macht auf der Insel anzumaßen, behandelte den Rath mit Verachtung, den Christoph ihm an die Seite gesetzt, und hielt keine Mannszucht unter den Soldaten. Diese zerstreuten sich in der Insel, entführten die Weiber der Indier, plünderten ihre Häuser, und reitzten sie dergestalt, daß sie sich alle gegen sie empörten. Einer ihrer Kaziken griff viele spanische Parteyen an, tödtete zehne davon, und steckte das Haus, worinn eilfe lagen, in Brand. Fast die ganze Kolonie würde aufgerieben worden seyn, wenn der Admiral zu ihrer Unterstützung nicht zu rechter Zeit gekommen wäre. Da Margareta den Admiral mit Recht wider sich aufgebracht sahe, so furchte er sich vor den Folgen seines Zorns; nahm die Gelegenheit in Acht, die sich ihm anbot, und schifte sich in ein Schiff ein, welches Bartholomäus mitgebracht, und Befehl hatte, nach Spanien zurückzukehren. Als er am Hofe ankam, so that er sein Möglichstes, den Admiral

um

um das Vertrauen des Königs und der Königinn zu bringen.

Da der Admiral erfuhr, daß einer der mächtigsten Kaziken auf der Insel, mit Namen Kaonabo, alle seine Macht zusammen zog, um die Spanier auszurotten, oder aus seinen Staaten zu jagen, so bediente er sich der List zur Wegräumung dieses furchtbaren Feinds. Er trug dem Ojeda auf, den Kaziken ihm gebunden an Händen und Füßen vorzustellen. Der stolze Kaonabo betrachtete den Admiral mit Verachtung, und bezeugte für Ojeda Hochachtung. Als ihn Kolombo um die Ursache davon fragte, antwortete er ihm: Aus der Ursache, weil dein Officier mehr Herz hat, als du: er hat mich in meinem Hause angegriffen, und du hast das Herz nicht gehabt. Ein so stolzer Mann schien gefährlich: Kolombo ergrif den Entschluß, ihn auf ein Schiff zu bringen, welches nach Spanien gieng; aber das Schiff wurde von den Wellen verschlungen und alles Volk darauf kam mit dem unglücklichen Kaonabo um. Die Verwandten und Freunde des Kaziken entschlossen sich, deshalb Rache auszuüben. Kolombo erfuhr, die Wilden hätten sich an hundert tausend Mann stark versammlet, die Waffen ergriffen, um ihn anzugreifen und die Kolonie zu zerstören; er bemühte sich daher,

Christoph Kolombo schlägt mit 200 Mann 1000 Wilde.

ihnen vorzukommen. Er marschirte ihnen mit zwanzig Reitern, zweyhundert Infanteristen und zwanzig Hunden entgegen, traf sie den 26ten Merz 1495. in einer Ebne, und grif sie mit solchem Ungestüm an, daß er sie bald zur Flucht brachte. Er machte eine große Anzahl Gefangene, unter welchen sich ein Kazike dieser Gegend befand. Der Admiral schickte ihn nach Spanien, damit Ihre Majestäten sein Schicksal entschieden.

Die Einwohner der Insel wurden so sehr durch diese Niederlage und die Gefangennehmung ihrer Kaziken in Furcht gejagt, daß sie sich alle in kurzer Zeit darauf unterwarfen. Er legte ihnen einen Tribut auf: jedermann über 14 Jahre mußte dem König und der Königinn alle Vierteljahre ein Gewisses an Goldstaub bezahlen, und die andern in eben der Zeit 25 Pfund Baumwolle liefern.

Er kehrt nach Spanien zurück.

Kolombo, der nun sah, daß er den Indiern genug Schrecken eingejagt, um die Kolonie in Sicherheit zu setzen, nahm sich vor, nach Spanien zurückzugehen. Nach gemachten Anstalten dazu gieng er den 11 Merz 1496. unter Seegel; und kam gegen Ende des Mays nehmlichen Jahrs in Spanien an. Margareta hatte, wie wir gesehn, sein Möglichstes gethan, um Kolombo verdächtig zu machen: aber der König und die Königinn

niginn nahmen diesen letzten auf das gnädigste auf. Er überreichte ihnen verschiedene Produkte der Westindier und eine große Menge Goldstaub und Goldkörner. Da er wußte, in welcher Bedürfniß seine Kolonie war, so bath er inständigst, daß man ihr so bald als möglich, Hülfe schickte, und konnte es doch nicht eher, als nach zehn Monaten erhalten. Dieser große Mann war in den Hofintriguen sehr wenig unterrichtet, und verabsäumte die Minister: er glaubte, seine Talente und seine Dienste wären mächtige Beschützer genug für ihn bey dem König und der Königinn; aber er erfuhr, daß das Verdienst zur Erlangung der Fürstengunst nicht stets hinreicht. Seine Feinde machten sich seinen politischen Fehler zu Nutze, und verschwärzten ihn bey Don Juan Roderig von Fonseca, hernach Erzbischoff von Burgos, welcher die Besorgung der Ausrüstungen hatte. Dieser Minister wußte ihn um das Vertrauen bey Ihre Majestäten zu bringen, und verursachte ihm ein Unglück, dessen er sich gar nicht vermuthen konnte.

Den ersten Grund zum Mißvergnügen verursachten dem Admiral die beständigen Hindernisse, welche man zu einer vorhabenden dritten Reise nach Westindien machte. Die Standhaftigkeit Kolombos und die Beeiferungen aller derer,

die das Wohl der Nation beherzigten, siegten endlich über den Haß des Ministers. Der Admiral reisete den 30 May 1498. mit sechs Schiffen ab, die mit allem Nöthigen zum Besten seiner Kolonie versehen waren, und hatte den festen Entschluß, das feste Land zu entdecken.

Er reiset zum drittenmal nach Westindien und entdeckt festes Land.

Den 1 August landete er an einer Insel an, welche er die **Dreyeinigkeitsinsel** wegen der daselbst befindlichen drey hohen Gebürge nannte. Er umreisete sie, entdeckte das feste Land, welches er anfangs für eine Insel hielt: aber in der Folge kam er aus seinem Irrthum. Den 22 Oktober erreichte er die spanische Insel, lief in einen Hafen ein, wo sein Bruder eine neue Stadt gebaut, die er **Santa Dominika** genennet, zum Andenken ihres Vaters, der Dominikus hieß. Kolombo hofte daselbst die benöthigte Ruhe zu finden, aber er irrte sich: der größte Theil derjenigen, die die Kolonie ausmachten, war todt; drey Theile der übriggebliebenen hatten die venerische Krankheit; die Uneinigkeit herrschte in allen Gemüthern.

Viele Spanier empören sich wider Kolombo.

Franciskus Ximenes, Obervorsteher der Kolonie, hatte die Abwesenheit des Admirals benutzen und sich einer unumschränkten Gewalt in der Insel anmaßen wollen. Er hatte einen Theil Spanier gegen die Kolombos unwillig gemacht, und alles Uebel, das sie erduldet, desselben

den Tyranney beygemessen. Er hatte viele Kaziken der Insel in sein Interesse gezogen, und ihnen die Erlassung des Tributs versprochen, welchen sie den Spaniern zahlen mußten. Er hatte die Kolonie mit seinen Parteygängern geplündert und sich in der Provinz Xaragua festgesetzt. Der Admiral sah wohl ein, wie gefährlich es seyn würde, die Rebellen mit Gewalt zu ihrer Schuldigkeit zu bringen, und nahm daher zur Gelindiakeit seine Zuflucht, mit der er auch den Frieden wieder herstellte. Allein am spanischen Hofe erhob sich ein schreckliches Ungewitter über ihn. Die Mißvergnügten hatten einige von ihrer Parthey dahin geschickt, welche ein so schreckliches Gemälde von den Grausamkeiten und dem Geize des Admirals machten, daß Ihre Majestäten nach der neuen Kolonie den Franciskus Bovadilla, als Generalinspector schickten, mit dem Befehle die Aufführung des Admirals zu untersuchen, und wenn sie ihn straffällig fänden, nach Spanien zu schicken. Dieser Inspector kam zu Ende des Augusts 1500 zu San-Dominiko an, zu eben der Zeit, als Kolombo im Begriff war, die Sachen wieder herzustellen Bovadilla fand zu San-Dominiko niemand, der ihm widerstehen konnte, und fieng an, sich des Admirals Hauses und alles dessen, was er darinn

Ihre Majestäten schicken einen Kommissarius nach Amerika, um die Rebellen zu richten.

fand zu bemächtigen. Dann schickte er zu Kolombo, daß er sogleich ohne Zeitverlust zu ihm kommen sollte; und zum Beweise seiner Macht schickte er ihm einen Brief, den der König und die Königinn an Kolombo geschrieben. Er war in diesen Worten abgefaßt:

An Don Christoph Kolombo,
Unsern Admiral im Ocean.

„Wir haben Ueberbringern dieses,
„Franciskus von Bovadilla, befohlen,
„Euch unsere Absichten bekannt zu machen.
„Wir verlangen, daß Ihr ihm alle Macht
„einräumt, und Glauben beymeßt. Ge-
„geben zu Madrid den 21 May 1499.

Auf Befehl Ihrer Majestäten,
Michel Perez von Alamazan.

Ich der König.
Ich die Königinn.

Als Kolombo diesen Brief erhalten, begab er sich nach San-Dominiko.

Kolombo wird gefangen genommen und zum Tode verurtheilt.

Bovadilla ließ ihn mit seinen beyden Brüdern gefangen nehmen und in Ketten legen, machte ihnen den Proceß, nahm die Aussagen aller Mißvergnügten an, und ohne die Kolombos zu hören, sprach er das Todesurtheil über sie. Doch unterstund er sich nicht es an Leuten von solcher

cher Wichtigkeit zu vollziehen; er schickte sie daher nach Spanien; mit dem Proceßakten in der Hofnung, daß man seinen Ausspruch bestätigen würde. Als man sie nach dem Schiffe führete, das sie nach Spanien bringen sollte, glaubte Christoph, man führe sie zum Richtplatze. Er sagte zu dem, welcher diesen Auftrag hatte: Wo führen Sie uns hin? „Nach Spanien, mein Herr," antwortete der Kapitain. Ist das auch wahr? erwiederte der Admiral? „Bey Ihrem Leben, gab „der andere zur Antwort, ich habe Order, „sie nach Spanien einzuschiffen." Diese Versicherung beruhigte den Christoph. Um ihn vollends aber recht zu demüthigen, gab Bovadilla allen denen, die sich empört, einen Generalpardon, und den Häuptern der Rebellen die ersten Würden. Hernach trug er dem Kommendanten des Schiffs auf, den Admiral und seine Brüder nach Kadix zu bringen, und sie Don Juan von Fonseka, ihrem geschwornen Feinde zu überliefern. Dem Kommendanten des Schiffs gieng die Lage zu Herzen, worinn sich ein so ehrvoller Greiß, als Christoph Kolombo, befand, und schlug ihm vor, seine Ketten abzulegen: aber der Admiral betheuerte, er würde sie nur auf Befehl des Königs und der Königinn ablegen und sie zeitlebens, als ein Zeichen der erhaltenen Belohnung

Kolombo wird in Ketten und Banden nach Spannien geführt.

für

für seine Dienste bewahren. Er hat sie auch nachher stets in seiner Kammer als einen Beweis der Undankbarkeit aufgehoben, die man einem Mann erwiesen, der die Krone von Spanien, und selbst sein Jahrhundert so sehr berühmt gemacht: er befahl, daß man sie in sein Grab zur Seite seines Leichnams legen sollte. Er traf den 15 November 1500. zu Kadix ein: man wollte sie ihm nochmals abnehmen; aber er widersetzte sich mit eben der Hartnäckigkeit. Ein Matrose, mit Namen Andreas Martin, gerührt über die traurige Lage, worinn er diesen ehrwürdigen Alten sah, gieng heimlich von dem Schiffe, und brachte in aller Eil Kolombos Briefe nach Hofe. Der König und die Königinn vernahmen mit großem Unwillen, daß man gegen Kolombo Gewaltthätigkeiten ausgeübt, die sie selbst verunehrten. Sie schickten gleich Befehl, ihn mit seinen beyden Brüdern sogleich frey zu machen und ihnen tausend Thaler auszuzahlen, damit sie sich nach Granada begeben könnten, wo der Hof dazumals war. Ihre Majestäten empfiengen ihn sehr gnädig, bezeugten ihr Mißfallen über die ihnen zugefügten üblen Begegnungen.

Die erhaltene Ehrenrettung des Kolombo.

§. 1.

Ojedas und Amerikus Vespuzius Reise.

Der Neid hatte noch nicht alle Pfeile wider diesen großen Mann verschossen; er hatte noch einen übrig, seinen Ruhm anzugreifen und ihn um den unsterblichen Ruhm zu bringen, die neue Welt nach seinem Namen zu nennen. Dem erwehnten Erzbischoff Johann Roderig von Fonseka waren alle Befehle aufgetragen, die die neuen Niederlassungen betrafen: er war der Minister von Indien: aber seine Seele war viel zu klein, um den ganzen Umfang dieser Würde zu erfüllen. Er sahe das Wohl des Staats nur durch seine Leidenschaften und der öffentliche Nutzen wurde allezeit seinen Privataussichten aufgeopfert. Er haßte Kolombo, weil er an dem Kolombo nicht die niederträchtige Schmeicheley fand, nach der die gemeinen Minister so gierig sind. Er schenkte sein Vertrauen dem Alfonso von Ojeda, welcher Westindien wegen des dem Kolombo verursachten Mißvergnügens verlassen müssen, und von dem der Minister wußte, daß er ein geschworner Feind des Admirals sey. Diesem Abentheurer gab er das Projekt ein, mit den Kolombos den Ruhm der Entdeckung zu

theilen,

theilen, und bewilligte ihm eine Erlaubniß auszurüsten. Sie enthielt, daß Ojeda das feste Land und alles, was sich seinen Untersuchungen anböte, entdecken könnte, nur mit der Bedingung, nicht in die portugiesischen Länder und diejenigen zu gehn, die bis 1495. in Namen Spaniens schon bisher entdeckt worden wären. Diese Erlaubniß verletzte förmlich die mit dem Admiral gemachten Verträge. Ihre Katholische Majestäten unterschrieben sie auch nicht: vielleicht wußten sie auch nicht das geringste davon.

Amerikus Vespuzius geht nach Westindien mit Ojeda.

Ojeda hatte bald eine sehr beträchtliche Anzahl Spanier und Ausländer zusammen gebracht. Er fand in Sevilla Fonds, vier Schiffe auszurüsten. Unter der großen Menge Menschen, die sich in diese Schiffe begaben fand sich auch Amerikus Vespuzius. Die Flotte segelte den 20 May 1499. ab. Nachdem sie siebzehn Tage geschift hatte, landete sie an das feste Land, und die neue Welt bekam hernach den Namen vom Amerikus Vespuzius, welcher von einem dieser Schiffe Kapitän war. Es ist ausser allem Streit, daß der Ruhm dieser Entdeckung rechtmäßiger Weise dem Christoph Kolombo gehört. Er hatte die Kühnheit sie zu versuchen, und das Glück sie zu machen; aber es ist zu spät, ihm die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Amerikus

kus Vespuzius genießt eines zu langen Besitzes.

Ojeda empfieng alle mögliche Lebensmittel von den Landeseinwohnern, welche er zu aller Erkenntlichkeit dafür an einigen etwas entlegenen Insulanern rächen sollte. Diese Insulaner waren Karaiben, die mit ihnen einen grausamen Krieg führeten, und alle Gefangene, die sie machen konnten, auffraßen. Ojeda segelte nach der Insel dieser Barbaren zu. Er fand sie in Vertheidigung; aber sein Artillerie- und Musketenfeuer gab ihm einen so großen Vortheil über sie, daß er einen großen Theil derselben tödtete und die übrigen in die Flucht jagte. Nach dieser Verrichtung gieng er nach der spanischen Insel, wo der Admiral noch war. Roldan, der sich mit dem letztern verglichen, zwang Ojeda, den Anker zu lichten, und nach Spanien zurückzukehren. Dieser letzte behalf sich mit der Verläumdung zur Vermehrung des am Hofe wider Kolombo gefaßten Mißvergnügens.

§. 2.

Reise des Alfonso Nino.

Andere Abentheuerer, die Entdeckungen unternehmen.

Ojeda und Amerikus Vespuzius waren nicht die einzigen Abentheuerer, die den Kolombo den Ruhm der Entdeckung streitig

streitig machen wollten. Petro Alfonso Nino, welcher den Admiral zu Entdeckung des festen Lands begleitet, verband sich mit zwey Sevillschen Kaufleuten, Namens Christoph und Ludewig Guerre, und erhielt die Erlaubniß, neue Länder zu entdecken. Das Ungefehr führte ihn an die Küsten von Paria, welches das feste Land ist: er war glücklicher oder geschickter, als Ojeda, und fand daselbst eine wunderbare Menge Perlen und Gold. Nachdem er verschiedene Gegenden durchstreifet war, kehrte er zurück nach Spanien und langte daselbst vor Ojeda und Vespuzius an.

§. 3.

Reise des Yanez Pinzon.

Vincent Yanez Pinzon, einer der ersten Gefährten des Kolombo, wollte auch an dem Entdeckungsruhme Theil haben. Er rüstete vier Schiffe aus, gieng von Palos im Monat December 1499. passirte die Linie, kam zu Brasilien an, und nahm davon im Namen Ihrer Majestäten von Kastilien und Leon Besitz; aber er konnte nicht in das Land eindringen, weil sich die Indier dawider setzten, und ihm eine große Anzahl seiner Leute tödteten. Er begnügte sich, die Küste auf sechs hundert Meilen lang zu befahren; gieng

dann

dann nach Spanien zurück, und traf daselbst in Monat September 1500 ein.

§. 4.

Reise des Diego von Lopez.

Diego von Lopez, Kaufmann von Palos, rüstete zwey Schiffe aus, reiste gegen das Ende des Jahrs 1499 ab, kam bis an das Kap St. Augustin, und befuhr die Seite des Flußes Maragnon: aber das Schrecken, welches Yanez in diese Gegend gebracht, bewafnete alle Einwohner, und die Versuche, in das Land hieinzukommen, kosteten ihm viele Menschen. Die sich verdeppelnden Hindernisse brachten ihn endlich zum Entschlusse, nach Spanien zurückzukehren. Seine Reise verschafte ihm keine andre Genugthuung, als die neue Welt gesehen zu haben.

§. 5.

Reise des Alvarez von Cabral.

Eine portugiesische Flotte von dreyßig Schiffen, welche der König Don Manuel nach Ostindien schickte, hatte in die See gestochen, um die Guineische Küste zu vermeiden, und gieng grade nach Süden in der Absicht, über das Vorgebürge

Von ungefähr entdecken die Portugiesen Brasilien.

der guten Hofnung zu fahren, kam den 4 April 1500. an die Seite eines unbekannten Lands, nachdem sie einen Monat auf ofner See sich herumgetrieben. Nach der Rechnung der Steuerleute war dieses Land ungefehr 450 Meilen von der Guineischen Küste und gegen zehn Grade der südlichen Breite entfernt. Alvarez hielt es Anfangs für eine Insel: aber nachdem er einige Zeit die Küsten befahren, wurde er gewahr, daß es festes Land war, und ließ einige von seinen Leuten daselbst aussteigen. Bey der Annäherung der Portugiesen begaben sich die Indier auf einen Berg, von dem sie sie mit einem von Furcht vermischten Erstaunen zu beobachten schienen. Die Portugiesen ertappten zwey davon, und brachten sie an Bord. Alvarez ließ sie kleiden, und setzte sie wieder ans Land. Bald darauf kam eine große Anzahl derselben, welche die größten Merkmale der Freude äußerten. Alvarez schickte sogleich ein Schiff ab, um diese glückliche Nachricht nach Lissabon zu bringen. Er nahm in Namen des Königs seines Herrn Besitz von diesem Lande, ließ am Ufer zwey Verwiesene, welche er am Bord hatte, damit sie diese Landessprache lernten, und sich ihre Gebräuche bekannt machten. Er segelte alsdenn weiter nach Ostindien, um die von seinem Hofe erhaltenen wichtigen Befehle auszuführen.

§. 6.

§. 6.

Reise des Gaspards von Corte-Real.

Die Entdeckungen und der glückliche Fortgang der Spanier erregte die Eifersucht der Portugiesen. Gaspard von Corte-Real, ein Mann von Stande, gieng mit einem Schiffe im J. 1500. ab, landete an die Insel Terre-Neuve; von da gieng er bis an die Mündung des großen Flusses Kanada, entdeckte den nördlichen Theil des Landes **Labrador**, dessen Einwohner Eskimaux heißen; kehrte zurück nach Portugall, um dem Könige von seinen Entdeckungen Rechenschaft zu geben, eilte wieder nach Amerika; aber seit der Zeit hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

Champlains Reisebeschreibung.

Fortsetzung der Geschichte des Christoph Kolombo.

Lassen wir auf einige Zeit die verschiedenen europäischen Nationen Kolonien nach Amerika schicken, um mit den Spaniern den Besitz dieses großen Reiches zu theilen. Gehen wir zurück zu Christoph Kolombo und sehen wir, was er an dem spanischen Hofe thut. Da der König und die Königinn ihm eine gänzliche Ge-

nugthuung geben wollten, so ernannten sie einen neuen Gouverneur nach Amerika, und befahlen ihm, Bovadilla dahin zu vermögen, daß er dem Kolombo alles, was er ihm genommen, ersetze, und allen Rebellen den Proceß mache. Diesen Auftrag erhielt Nicolaus von Ovando, ein erleuchteter, aber geitziger Mann.

Dieser neue Gouverneur von Amerika langte den 15 April 1502. im Hafen St. Domingo an, und vollzog die erhaltenen Befehle pünktlich. Ihre Majestäten erkannten Christoph Kolombos Verdienst, und bathen ihn, eine vierte Reise zu thun. Sie schrieben ihm einen Brief beynahe in diesen Worten abgefaßt:

Leben Christoph Kolombos 2 B.

„Glauben Sie, Ihre Gefangennehmung „hat uns sehr mißfallen. Wir haben Ih„nen völlige Genugthuung gegeben, so „bald wir davon unterrichtet worden sind. „Sie wissen, wir haben Sie mit Gna„densbezeugungen überhäuft. Wir be„stätigen Ihnen Ihre Freyheiten; und „wollen, daß sie Ihre Kinder nach Ihnen „auch genießen. Wir bitten Sie, so „bald als möglich abzureisen. Gegeben „zu Valenza den 14 Mer; 1502“

Christoph Kolombos vierte Reise.

Kolombo gab den Bitten ihrer Majestäten nach, gieng den 9ten May von Kadix mit vier kleinen Schiffen, und kam zu St. Domingo den 29 Junius an. Der neue Gouverneur erstaunte über seine

Ankunft,

Ankunft, und ließ ihm sagen, Bovadilla und die Urheber der alten Unruhen wären noch nicht nach Spanien abgereiset, und er fürchtete, seine Gegenwart würde einige Unordnung erregen; er bäte ihn dahero anderswo anzulanden. Diese Rede kränkte den Kolombo: aber er opferte seine Empfindlichkeit dem allgemeinen Besten auf, und ließ dem Ovando melden, er wüßte aus der Erfahrung, daß ein entsetzlicher Sturm das Meer bedrohete, und wenn die Flotte, von welcher man ihm gesagt, daß sie abreisen wolle, die Segel lichtete, sie der Gefahr des Untergangs ausgesetzt wäre. Ovando verachtete seinen Rath, und befahl der Flotte, unverzüglich ins Meer zu stechen. Kaum waren sie über den Kap, den östlichsten der spanischen Insel, so erhob sich der Sturm: fast alle Schiffe der Flotte wurden vom Meere mit allen unendlichen Reichthümern, die sie bey sich hatten, verschlungen. Bovadilla kam mit allen übrigen Feinden des Kolombos um, welches als eine Strafe des Himmels angesehen wurde. Die Geschichtschreiber bemerken, daß das Schiff, auf welches man die Ueberbleibsel von Kolombos Reichthümern gebracht, und welches das allerunsicherste von der Flotte schien, doch zuerst an die spanischen Küsten angelandet sey. Kolombo setzte sich währenden Sturms

Seine Feinde verschlingt das Meer.

nahe am Ufer in Sicherheit und sein Bruder Bartholomäus entgieng dem Schifbruche, indem er sich auf dem Meere herumtrieb. Nachdem es wieder still geworden, lichtete der Admiral die Segel, in der Absicht, an das feste Land zu landen, und eine Meerenge zu entdecken, durch die man in das Südmeer kommen, und Ostindien erreichen könnte. Er segelte gegen Südwest, durchlief fast die ganze Küste Honduras in Neuspanien, nahm im Namen ihrer Katholischen Majestäten davon Besitz, entdeckte sehr reiche Goldbergwerke zu Veragua und Urira, legte daselbst ein Fort an, in der Absicht, eine Kolonie anzusetzen: aber da er nicht genug Volk hatte, den Indiern zu widerstehen, die diese Ansetzung nur mit Furcht ansahen, so war er genöthigt, sie aufzugeben. Er verließ diese Küsten um nach Spanien zurückzugehn: aber seine Schiffe waren in einem solchen übeln Zustande, daß er zu Jamaika einlaufen, und auf die spanische Insel nach Beystand schicken mußte. Ovando, der, wie wir gesagt, Statthalter darauf war, verweigerte ihn, welches Kolombos Gefährten in eine solche Verzweiflung stürzte, daß viele sich empörten, und die Verwegenheit so weit trieben, daß sie sich sogar an seiner Person vergriffen, da ihn das Podagra im Bette hielt. Der Muth und die Standhaf-

haftigkeit seines Bruders Bartholomäus rettete ihm das Leben. Dieser letzte trieb, mit Beystand aller deren die ihrer Pflicht treu geblieben, die Rebellen zurück und zwang sie zur Unterwerfung. Ovando konnte den dringenden Bitten des Kolombo nicht mehr widerstehen, und erlaubte einem seiner Leute ein Schiff zu St. Domingo zu kaufen, und alle diejenigen aufzusuchen, die mit dem Admirale zu Jamaika geblieben waren. Als dieser letzte zu St. Domingo ankam, so sah er zu seiner größten Demüthigung, daß die, welche zu Jamaika sich ihm widersetzt, anstatt bestraft zu werden, aus ihren Ketten gelassen waren, die man ihnen auf seinen Befehl angelegt. Er erstickte seinen Unwillen, und begnügte sich, nur zu sagen, daß die Grenzen seiner Admiralität sehr enge wären, weil er nicht einmal die Officier richten könne, die sich wider ihn auf seinem Borde empört hätten. Um so bald als möglich einen Ort zu verlassen, der der Schauplatz seiner Erniedrigung war, nachdem er vorher das Theater seines Ruhms gewesen, kaufte er zwey Schiffe, gab seinem Bruder über eines das Kommando, über das andere behielt er es für sich, und reisete nach Spanien den 12 September 1504.

Alles Unglück schien sich recht zu vereinigen, um über das Haupt dieses groß-

sen Manns auszubrechen. Als er in Spanien anlangte, war Isabelle, Königinn von Kastilien, gestorben. Er beweinte den Verlust, den das Publikum und er zugleich mit erlitt. Er begab sich nach Segovien, wo der Hof war, Ferdinand nahm ihn gütig auf, machte ihm Versprechungen: aber im Herzen haßte er ihn; und wenn man den Geschichtschreibern glauben soll, hatte er gar nicht die Absicht, Wort zu halten. Er bot ihm so gar in der Folge Ländereyen in Kastilien an, wenn er seinen Freyheiten entsagen wollte. Christoph Kolombo merkte daraus, daß ihm seine Feinde zu mächtig wären, als daß er ihnen am Hofe widerstehen könnte. Er starb vor Aerger und Schwachheit den 20 May 1505. in 65sten Jahre seines Alters zu Valladolid, und sein Leichnam ward nach dem Cartheuser Closter zu Sevilla gebracht. Auf sein Grabmal setzte man folgende Worte:

Sein Tod.

A Castella y a Leon
Nuevo Mundo dio Colon.

das heißt: An Kastilien und Leon gab Kolombo eine neue Welt.

Die Geschichtschreiber seiner Zeit sagen, daß er eine sehr vortheilhafte und verhältnißmäßige Leibesgestalt hatte. Seine Gesichtsbildung war edel; er hatte ein länglichtes Gesicht, eine Habichts-

nase

nase, blaue und lebhafte Augen, eine weisse aber belebte Gesichtsfarbe. Sein Umgang war frey und einnehmend: seine Sitten sanft und ungezwungen: er besaß eine bewuudernswürdige Gleichheit der Laune, ein erhabnes Genie und einen stets an Hülfsmitteln fruchtbaren Verstand. So war dieser berühmte Mann beschaffen, der die neue Welt entdeckte.

Ovandos Grausamkeit wider die Indier.

Während daß man beschäftigt war, Kolombo die letzten Ehrenbezeugungen zu erweisen, übte Ovando gegen die Indier allerhand Grausamkeiten aus, er zwang diese Unglücklichen in den Bergwerken zu arbeiten, und glaubte, das hieße ihre Arbeit belohnen, wenn er sie nicht übel behandelte. Alle Beherrscher der spanischen Insel starben über den angethanen Martern: die Unterthanen dieser unglücklichen Monarchen, aufs äußerste gebracht, tödteten sich selbst, und ruften die Rache des Himmels gegen ihre Tyrannen an. Die Spanier dachten nur Gold zusammen zu häufen, sahen mit einer Ruhe, die die Natur empört, diese unglücklichen Opfer ihres Geizes umkommen. Die unendlichen Summen, welche sie nach Spanien schickten, erregten dergestalt die Gierigkeit der Spanier, daß sich nicht genug Schiffe mehr für diejenigen fanden, welche mit so vieler Begierde diese Schätze abholeten. Je mehr sich die Spanier in

diesem Lande verdoppelten, je mehr vergrößerte sich das Unglück der Indier. Die spanische Insel wurde bald von Indiern entvölkert: man mußte sie von den Lucayschen Inseln holen, die man auch in kurzer Zeit entvölkerte.

Wie die neue Welt den Namen Amerika erhielt.

Der König wollte von allen Entdekungen, die Kolombos gemacht, Vortheil haben, gab daher an verschiedene geschickte Schiffer Befehl, sich an den Hof zu verfügen, um mit ihnen zu berathschlagen, was man dazu für einen Entschluß fassen müsse. Unter diesen befand sich Yanez Pinzon, Diaz de Solis, Amerikus Vespuzius und andere mehr. Man beschloß, die Entdeckungen gegen Süden längst der Brasilischen Küste fortzusetzen, und damit man aus diesem ganzen Lande Vortheil hätte, Niederlassungen anzulegen. Daher ließ der König zwey Karavellen ausrüsten, die er ihnen anvertraute: aber man behielt eine zu Sevilla zurück, um die Reiseruthe zu entwerfen. Diese Verrichtung trug man dem Amerikus Vespuzius auf. Von dieser Wahl und dem Gnadenbriefe, kraft welches sie zu Burgos bestätigt wurde, erhielt die neue Welt den Namen Amerika. Die Gerechtigkeit forderte, wie wir schon gesagt haben, sie nach Christoph Kolombo zu nennen; aber die Erklärung des Kö-

nigs

nigs von Spanien wurde ein Gesetz für ganz Europa.

Der König empfand endlich die gegen Christoph Kolombo begangene Ungerechtigkeit, und machte es wieder dadurch gut, daß er 1508. dem ältesten seiner beyden Söhne die Stelle eines Generalstatthalters von Westindien mit der Macht eines Vicekönigs übergab. Ovando mußte ihm Rechenschaft ablegen, und sich dem Urtheile des Sohns eines Mannes unterwerfen, den er einige Jahr vorher geschändet hatte. Wir wollen uns in keine weitläuftigere Untersuchung über die Entdeckung von Amerika einlassen. Die verschiednen Nationen Europens, angetrieben durch das Verlangen, mit den Spaniern die unermeßlichen Reichthümer dieses Lands zu theilen, rüsteten gleichsam um die Wette Schiffe aus, um daselbst Entdeckungen zu machen und Besitzungen zu erlangen.

Geographische und historische Beschreibung des nördlichen Amerika.

Norden von Amerika ist unbekannt.

Wir würden uns vergebens bemühen, wenn wir eine genaue Beschreibung von dem nördlichen Amerika geben wollten;

ten: die kühnsten Reisenden haben nicht in diese Himmelsgegenden kommen können, und die geschicktesten Erdbeschreiber gestehn hierinn ihre Unwissenheit, sie begnügen sich anzuzeigen, daß es jenseits des Lands, das man kennt, Länder giebt, und getrauen sich nicht zu entscheiden, ob Grönland gegen Norden an Asien oder Amerika gränzt. Wir wollen ihre Bescheidenheit nachahmen, und nur von dem bekannten Lande reden, welches zu dem eigentlich genannten Amerika gehört.

Das mitternächtliche Amerika nimmt seinen Anfang jenseit des Nordpolarzirkels, und erstreckt sich bis an den neunten Grad der nördlichen Breite. Wir wollen es in sechs Haupttheile theilen: 1) in das Land Labrador oder Neu-Brittannien, 2) in Neufrankreich; 3) in Neuengland. 4) Neuspanien oder Mexico; 5) in die neuerlich entdeckten Länder; 6) in die Inseln.

Wir werden nicht von den Ländern reden, welche die Smith- und Bafio-Bay umgeben; sie sind gänzlich unbekannt. Die erste liegt im neun und siebzigsten Grade der nördlichen Breite und in dem drey hundert und vierzigsten der Länge; die zweyte in dem vier und siebzigsten Grad nördlicher Breite und in dem dreyhundersten der Länge.

Erstes Hauptstück.

Das Land Labrador.

Dieser Theil von Amerika erstreckt sich vom vier und sechzigsten Grade bis zum zwey und funfzigsten der nördlichen Breite, und vom drey hundert und zweyten der Länge bis drey hundert und achtzehnten. Gegen Norden gränzt er an die Hudsondsche Meerenge, gegen Morgen an den Nordischen Ocean, gegen Mittag an Kanada und gegen Abend an die Hudsonsbay. Man kennt nur die Küsten dieses Lands, welches, nach aller Wahrscheinlichkeit terra de Labrador oder Arbeitsland schlecht benennt worden ist. Die Kälte ist hier so heftig, und der Boden kann unmöglich fruchtbar seyn, was für Mühe man sich auch giebt, ihn anzubauen. Herr de la Potherie, Adjutant der Guadeloupe, welche zu Ende dieses Jahrhunderts an diesen Küsten schiffete, sagt, er habe Eis gefunden, welches drey hundert Fuß hoch gewesen, und fließende Berge vorgestellt, an welchen die Schiffe immer in Gefahr gestanden zu scheitern. Die Winde und Ströme häuften alle diese fließende Berge, welche einen Raum von drey Meilen breit und 4 bis 5 Meilen lang einnahmen. Es schien, sagt der nemliche Schriftsteller, daß es eine der

Histoire de l'Amerique septentrionale par M. de la Potherie. 1 B.

größten

größten Städte der Welt sey, die ein Erdbeben eingeäschert habe. Herr Ellis, welcher in eben diese Himmelsgegenden reisete, um einen Weg zu entdecken, der nach dem Südmeere führen könnte, führt beynahe eben die Sprache.

§. 1.

Pflanzen und Metalle.

Découvertes des Européens.

In dem mitternächtlichen Theile von Labrador und nahe am Ufer findet man verschiedene Arten Bäume: das Innerste des Lands bringt zum Grase nichts als Mooß hervor: es giebt Johannisbeersträuche, Weinstöcke, Erdbeersträucher, Engelwurz, Sevenbäume, und viele andere den Europäern unbekannte Gesträuche. Je mehr man dem Norden näher kömmt, je kleiner sind die Bäume, die Thiere und die Menschen. Es giebt auch Bergwerke von Eisen, Bley, Kupfer, Marienglas, rothe und weisse Bergkristallen. Der erste gleicht dem Rubine. Die Erdkohle ist daselbst sehr gemein: man findet auch viel Flachs, Steine und Marmor von allerhand Farben.

§. 2.

Thiere.

Die Haasen und Kaninchen sind daselbst sehr gemein; aber sie werden alle im

im Winter weiß. Man findet auch da viele Ochsen, Biber, Füchse, Marter, weisse Bäre, Wölfe ꝛc. die Hunde dieses Lands sind von der Größe der europäischen Haushunde: sie bellen niemals, und grunzen nur, wenn sie aufgeweckt werden. Es sind die einzigen Lastthiere, welche man in diesen Himmelsgegenden findt, man bedient sich ihrer sehr stark, weil sie sehr gelehrig sind. Es giebt viel Vögel. Rebhüner, welche im Winter weiß werden; Mewen, eine Art Vögel von der Größe eines Entrichs: ihr Bauch ist weiß, Rücken und Flügel aber schwarz, und der Schnabel gleicht des Raben seinem. Sie können nicht gehen, weil ihre Füsse auswärts sind. Sie legen ihre Jungen auf dem Eise. Diese Art Vögel ernährt sich von Fischen, sie sind von Geschmack sehr delikat und angenehm. Im Sommer findet man in diesen Himmelsgegenden, wilde Gänse, Enten, Kranichen und Brachvögel; sie begeben sich aber weg, so bald der Winter angeht. Die Flüsse und Seen sind voll großer Stöhre, Hechte, Forellen, und zwey in Europa unbekannten aber vortrefflichen Arten Fische. Die Eingebornen nennen den einen **Titymack** und den andern **Muthny**. Er hat beynahe die Gestalt eines Aals; seine Haut ist weiß und gelb gesprengt. Er ist im Winter viel fetter als im Sommer. James 5 B.

mer. Will man ihn fangen, so macht man in das Eis Löcher, legt darüber Angeln: der Fisch frißt mit der größten Begierde den Köder.

Wallfische; deren verschiedene Arten.

Die Fluth wirft auf diese Küsten eine Menge Wallfische, welche leicht zu fangen sind. In der Ueberzeugung, daß einige von unsern Lesern seyn können, denen die verschiedene Arten der Wallfische unbekannt sind, halten wir es für Schuldigkeit, ihnen eine Idee davon zu machen.

Man unterscheidet davon zwey Klassen, die schwarzen, und die weissen; und theilt sie wiederum in verschiedene Arten. Man nennt die weissen diejenigen, welche auf dem Rücken einen Harnisch von weissen Muscheln haben. Unter den schwarzen giebt es verschiedene Klassen; die mit Floßfedern werden am wenigsten geschätzt, weil sie gewöhnlich mager sind. Die zwey besten Arten sind diejenigen, welche auf dem Kopfe ein Loch haben, wo sich der Spermaceti und derjenige befindet, welchen man von der großen Bay nennt. Diese letzten sind sehr groß und sehr schwer, welches die Fischerey erleichtert. Der männliche hat siebzig Fuß in der Länge; der weibliche ist viel größer. Der Kopf des Wallfisches ist so beträchtlich, daß er den dritten Theil des Thieres ausmacht. Seine Augen sind nicht viel größer, als

Och-

Ochsenaugen, und der Apfel darinn von der Größe einer Erbse. Der Wallfisch hat zwey fast unbemerkliche Löcher, welche zu wohlgestalten Ohren führen, die mitten im Kopfe liegen, und hat ein sehr feines Gehör. Auf dem Kopfe hat er auch zwey Löcher, durch welche er Athem holt, und mit großer Macht das eingeschluckte Wasser wieder ausspeyt. Seine Zunge ist achtzehn Fuß lang, zehne breit, und sechse dicke. Er ist mit einer Mähne umgeben, die einer Pferdemähne sehr ähnlich ist. Sein Mund kann zehn Fuß in der Tiefe haben: er ist mit einer Art Nerven angefüllt, die man uneigentlich die Wallküste nennt, man zählt deren auf acht hundert, welche immer eine auf der andern liegt: die Lefzen sind breit und dicke. Sie wiegen wenigstens sechs tausend Centner. Dieses Thier hat keine Zähne. Seine Kehle ist äußerst enge: man findet selten etwas anders in seinem Eingeweide als Moos, welches unter dem Meere wächst und eine Art Spinnen, welche oft die Wasserfläche bedeckt: aber man kann kaum glauben, daß eine so leichte Nahrung zum Unterhalte dieses Thiers hinreichend ist.

Dieser Fisch ist äußerst dick vom Kopf bis mitten an den Leib und nimmt von da bis an den Schwanz immer mehr und mehr ab, dessen Ende zwey Fuß dick

und ohngefähr sieben und zwanzig lang seyn kann. Seine Hauptstärke besteht in diesem Theile und in seinen Floßfedern. Das, was das Männliche ausmacht, hat vierzehn Fuß in der Länge, und einen in der Dicke, und ist auch von außen zu sehen: das was das Weibliche ausmacht, hat einiges Verhältniß mit den natürlichen Theil einer Frau. Man weiß, man macht eine große Menge Oel aus diesem Fische.

§. 3.

Einwohner.

Eskimaux. Die Völker, welche das Land Labrador bewohnen, heißen Eskimaux; dieses Wort ist aus der Indischen Sprache genommen: man hat ihm eine französische Endung gegeben. Es bedeutet Fresser rohes Fleisches.

Die Eskimaux sind von mittler Statur und sehr stark. Sie haben eine weiße Haut, und einen breiten Kopf, ein rundes Kinn, schwarzbraunes Gesicht, wegen der entsetzlichen Kälte, die sie ausstehn; eine platte Nase, dicke Lippen, breite und schmutzige Zähne, kleine, schwarze und funkelnde Augen, schwarzes Haar, und einen sehr dicken Bart, welches bey den Westindiern, die keinen Bart haben, etwas außerordentliches ist. Ihre Glie-

der sind sehr verhältnißmäßig; aber sie haben außerordentliche kleine Füße. Sie sind sehr lustig und lebhaft. Die Fremden sind stets auf ihrer Hut gegen sie, weil sie betrügerisch und so gar räuberisch sind. Sie werden kühn, wenn man gegen sie Sanftmuth bezeugt; aber die geringste Spur des Zorns erschreckt sie. Sie sind ihren Gebräuchen sehr ergeben, und ziehen ihr Land allen andern vor.

Ihre Kleidung.

Die Kleidung der Männer ist von Häuten der Seekühe, der Seewölfe, der Bäre, und manchmal der Vögel. Was man den Rock nennt hat die Gestalt eines Domherren, Domino, an welchem Aermel gemacht seyn würden. Die Beinkleider werden vorne zugemacht und fast wie eine Börse, mit einer Schnure zugeschnürt, welche um den Gürtel zugebunden wird. An die Füsse ziehn sie eine lederne Socke, die Haarseite inwendig, hernach einen Stiefel von eben der Materie, drüber eine andere Socke, und einen andern Stiefel, so daß ihre Füsse fast so dicke scheinen, als ihre Körper.

Die Weiberkleidung ist von der männlichen darinn verschieden, daß hinten auf dem Rocke eine Binde ist, die ihnen bis an die Ferse geht, ihre Stiefeln sind oben viel geraumiger, weil sie darein ihre Kinder legen. Wenn sie sie nicht mehr auf ihren Armen tragen können. Einige ha-

ben Hemden aus vielen Seekuhblasen gemacht. Sie haben fast die Form, wie man sie in Europa trägt. Die Kleider dieser Völker sind so sauber geneht, daß ihnen unsere Nähterinnen gar nicht gleich kommen können. Zu diese Nähten bedienen sie sich der Hirsch- und Vogelsennen. Ihre Nadeln sind von Fischgräten gemacht. Sie tragen auch Arten von Manschetten und Halsbinden, welches ihnen nach ihrer Weise ein sauberes Ansehen giebt.

Da das Licht, welches von dem Schnee zurückprallt, sehr lebhaft ist, und dem Gesichte schaden kann, so haben sie ein Mittel erfunden, sich vor dieser Unbequemlichkeit zu schützen. Es sind zwey sehr geschickt gemachte Stücken Holz von gleicher Form: sie befestigen sie hinten am Kopfe und stellen sie über ihre Augen. An jedem sind zwey Spalten in der Länge des Auges, aber sehr enge. Dieses Instrument vermehret die Stärke des Gesichts, und die Eskimaux sind so daran gewöhnt, daß, wenn sie einen entfernten Gegenstand besehen wollen, sie sich desselben bedienen, wie wir es mit unsern Vergrößerungsgläsern machen.

Nahrung.

Die Einwohner dieser unfruchtbaren Himmelsgegenden leben nur von der Jagd und der Fischerey, und sind in beyden Uebungen sehr geschickt. Ihre Pfeile und

Bogen sind sehr wohl gemacht: die Spitze des Pfeils ist mit Seekuhzähnen und manchmal mit Eisen versehn. Die Europäer geben es ihnen für Pelzwerk. Zum Getränke haben sie nichts als Flußwasser oder zerschmolzenen Schnee. Ihre Kähne sind von sehr wohlgeölten Seewolfhäuten, haben in der Länge vierzehn Fuß, und beynahe zwey Fuß Dicke in der Mitte, indem sie gegen die Enden schmaler werden, und sich spitzig enden. Sie halten drey bis vier Zoll Wasser, sind auf der Oberfläche ganz bedeckt; man läßt darinn ein einziges Loch, in welches sich der setzt, welcher ihn regiert: um dieses Loch ist ein fünf bis sechs Zoll erhabner Rand; man legt darum eine Art Beutel, den sich der, welcher im Kahne ist, um den Leib bindet: Zum Rudern bedienen sich die Eskimaux eines Ruders von vier Fuß in der Länge, und halten es in der Mitte. Sie fahren so schnell, daß ihnen keine Schaluppe folgen kann. Wenn sie das Eis aufhält, so nehmen sie ihre Kähne auf den Rücken, bis sie das Meer frey finden. In diesem Kahne haben sie alle zur Fischerey gehörige Geräthschaft.

Ihre Kähne.

Diese Wilden erkennen zwey Wesen, eines, welches der Urheber alles Guten ist, das sie genießen, und das andere, welches der Stifter alles Bösen ist, das

Religion der Eskimaux.

ihnen begegnet. Das erste nennen sie Ukkewma, welches das große Oberhaupt heißt: sie singen zu seinem Ruhme Arten von Hymnen. Das andere heißt Wittikka: sie fürchten es sehr; aber man weiß nicht, was sie für einen Gottesdienst ausüben, um es zu stillen.

Die Eskimaux machen einer Frau zum Hauptverbrechen, wenn sie über die Beine einer auf der Erde sitzenden Mannsperson geht. Sie bedienen sich nie der Gefäße, die den Weibern zu ihrem Gebrauche sind. Sie haben eine Gewohnheit, welche die Menschlichkeit empört: wenn sie zu einem hohen Alter gekommen, so bitten sie ihre Kinder, sie zu erdrosseln; und diese, in der Ueberzeugung, daß es unumgängliche Pflicht ist, unterlassen es niemals. Erst gräbt man die Grube des Alten; er setzt sich hinein, unterhält sich mit seinen Kindern, raucht eine Pfeife Taback, trinkt zwey oder drey Schlucke Wasser, und sagt ihnen, daß er bereit sey. Sie legen ihm alsdann einen Strick um den Hals, ziehn ihn an beyden Enden so lange, bis er erdrosselt ist; sie bedecken darauf den Leichnam mit Erde und errichten über dem Grabe eine Art von Denkmale. Die Kinderlosen bitten ihre Freunde um diesen Dienst: und die, deren Bitten nicht erhört worden, kommen vor Elend um.

barbarische Gewohnheit.

Elftes zweytes Kapitel.

Sie

Sie zwingen ihre Weiber oft von einer Art Pflanze zu nehmen, welche in diesem Lande sehr gemein ist, um die Geburt abzutreiben und sagen, sie wollten sich nicht mit einer zahlreichen Familie beläſtigen.

Ihre Wohnungen.

Diese Völker machen niemals große Gesellschaften aus: viele Familien versammlen sich, machen Zelter von Stangen, welche oben an einander gebunden sind, und unten sich aus einander begeben: sie bedecken sie mit verschiednen Häuten, machen oben eine Oeffnung, um das Licht hineinzulaſſen, und den Rauch hinaus zu bringen. Alle ihre Zelter sind zirkelförmig: der Eingang ist meistens gegen Südwest; man hebt ein Fell auf, welches man an ein Stück Holz gebunden, das bestimmt ist, diese Oefnung feste zuzuhalten. Sie errichten ihre Zelter nahe an Flüßen, und bringen sie in verschiedene Gegenden, nachdem daß das Flügelwerk selten oder häufig ist.

Regierung.

Sie wählen zum Oberhaupte diejenigen, die sich durch ihre Geschicklichkeit in der Jagd und ihre Tapferkeit hervorgethan, und in wichtigen Dingen folgt man ihrem Rathe. Diese Anführer haben gar keine Macht über die Nation: man bezeugt blos Ehrerbietigkeit gegen sie. Diese Völker haben zu ihrer Lebensregel nur ihren Willen und das natürliche Gesetz.

Die Eifersucht ist unter ihnen unbekannt: sie bieten gar ihre Frau und ihre Töchter den Fremden an, und halten sich für sehr geehrt, wenn diese ihr Anerbieten annehmen. Wenn ein Mädchen ein Kind von einem Europäer bekömmt, so wirbt man viel dringender um sie zur Frau; der Mann bewahrt dieses Kind, und erzieht es sorgfältig auf, weil sie glauben die Europäer wären von einer vorzüglichern Natur, als die ihrige ist, und sind entzückt, von deren Geschlechte einige unter sich zu haben.

Je mehr man an Norden kommt, ie mehr findet man, nehmen die Menschen, die Thiere und die Pflanzen ab.

Je mehr man sich Norden nähert, je mehr findet man, daß die Menschen kleiner werden: so verhält sich auch mit den Thieren, Bäumen und Pflanzen: die dicksten Bäume dieses Lands sind, wie wir gesagt haben, in dem unsrigen nur Gesträuche.

§. 4.

Außerordentliche Kälte; Länge der Tage.

Ellis am angeführten Orte.

Die Kälte ist Winterszeit in diesen Himmelsgegenden so heftig, daß der Branntewein und selbst der Weingeist gefriert; aber der letztere bekömmt nur eine Dicke wie das Oel. Wenn man die Hand auf eine glatte und dichte Fläche legt, so

hengt

hengt sie gleich an. Wenn man im Trinken die Berührung der Lippen am Gefäß nicht vermeidet, so bleibt die Haut daran hängen. Diese übertriebene Kälte dauert vom Monat September bis Monat Junius. Sie zerspaltet Berge, reißt von ihren Gipfeln ungeheure Felsen ab, welche mit erschrecklichem Geräusche herunter rollen, und noch viel dickere Eisschollen mit herunter reissen. Dieses entsetzliche Land bietet den Augen derjenigen, welche die Kühnheit haben, dahin zu gehen, das erschrecklichste und zu gleicher Zeit majestätischste Schauspiel an, welches man sich nur einbilden kann; Gebürge von wunderbarer Höhe und ganz mit Eis bedeckt; Felsen von ungeheurer Dicke, mit an einander hangenden Eisschollen bedeckt, die immer zu bersten scheinen; andere, die sich vom Gebürge losgerissen, und in der Mitte liegen geblieben; endlich die Erde mit einer Menge solcher Felsen bedeckt, die sich über einander gehäuft: von allen Seiten sieht man die Trümmern der Natur.

Es scheint, daß diejenigen, welche diese schrecklichen Himmelsgegenden bewohnen, die unglücklichsten Geschöpfe von der Welt wären; aber sie haben einen ganz verschiedenen Begriff von ihrer Lage. Sie empfinden sehr wenig die Kälte; sie haben im Ueberfluß Pelzwerk, um sich

daraus Kleider zu machen; die Jagd und Fischerey verschafft ihnen hinlängliche Nahrung zu ihrem Unterhalte. Viele Europäer, nachdem sie einige Jahre daselbst gewohnt, gehn nur ungern weg; sie ziehn diesen Aufenthalt jedem andern vor.

Vom April bis September ist es gar nicht in dieser Himmelsgegend Nacht; die Sonnenstrahlen kommen während der übrigen Jahrszeit nur schief, und der Tag ist nicht heller, als die Dämmerung.

Man sieht sehr oft Parelien oder Nebensonnen um die Sonne und um den Mond. Sie sind manchmal mit sehr leuchtenden Zirkeln umgeben, welche alle Farben des Himmelsbogens haben. Die Sonne bildet fast alle Tage über sich einen großen Kegel mit gelbem Lichte. So bald dieser Stern verschwindet, so verbreitet ein Nordlicht über den Dunstkreis eine Menge Lichter von verschiednen Farben: sie sind so glänzend, daß sie den Schein des Monds verdunkeln, wenn er

La Potherie.

so gar in seiner Vollheit ist. Man kann sehr gut dabey lesen. Oft erheben sich auf einmal mitten in der Nacht, bey dem heitersten Wetter Wolken von einer bewundernswürdigen Weisse, und ob es gleich keinen Wind erregt, so ziehen sie doch mit einer solchen Schnelligkeit, daß sie in einem Augenblicke alle Arten von Figuren annehmen. Durch diese Wol-

ken scheint ein sehr helles Licht. Sie verbreiten, häufen sich und verschwinden in einem Augenblicke; je dunkler die Nächte sind, ie wunderbarer sind die Wirkungen dieses Lichts.

Durch wen Nord-America entdeckt worden.

Jakob Cartier ein Steuermann von St. Malo soll zuerst die Labradorschen Küsten umreiset seyn. Er war daselbst 1534. Im Jahre 1545. gieng Alphonsus von Xaintonge gebürtig, viel weiter als er. Johann Davis, ein Engländer, gieng 1585. bis an die Meerenge Davis. welche in dem 68ten Grade der nördlichen Breite liegt. 1611. entdeckte Heinrich Hudson, ein Engländer, die Bay und Meerenge, die seinen Namen führen. Willhelm Baffin entdeckte 1623. eine Bay, welcher er auch seinen Namen gab: sie liegt, wie wir gesagt haben, im 74sten Grad der Breite.

Die Franzosen hießen Neu-Bretagne, die östliche Küste von Labrador. Sie erbauten da Neubrest. Die Engländer ließen sich auch einige Zeit darauf in der Hudsonsbay nieder. Aus Eifersucht in der Handlung wurden beyde Nationen bald mit einander in Krieg verwickelt. Die Engländer nahmen den Franzosen ein Fort weg, welches diese letztern an der Westküste der Bay erbaut und Fort Bourbon genannt hatten: die Franzosen nahmen es wieder weg. Endlich ist es

doch

doch den Engländern geblieben, die es jetzt Fort Nelson benamen.

§. 5.

Verschiedene Völker des nordischen Amerika.

Die Eskimaux sind die Hauptnation, welche den Nord von Amerika bewohnen; aber es giebt doch noch verschiedene andere, welche viele Reisende mit den Eskimaux vermengt haben. Die Völker, welche um das Fort Nelson wohnen, heißen Oücnebigonhelems, das ist, Leute die am Ufer des Meers sich aufhalten. Sie leben von der Jagd und Fischerey, und treiben mit den Engländern einen Handel mit Pelz, Oel, und Daunen.

La Potherie 1 B.

Die Monsaunis oder Leute an den Morästen sind am Norde der letztern. Ihr Land ist voll schwarzer Biber, wovon sie die Felle an die Engländer verhandeln.

Die Savonois, Leute der Savanen liegen noch weiter nach Norden. Das Elendthier, der Rehbock, der Squenoton, und der Karibu sind sehr gemein bey ihnen. Der Squenoton gleicht dem Rehbocke sehr. Der Karibu hat einen Kopf, wie eine Kuh und schmeckt auch so.

Die

Die Christinaux oder Kriecqs, das ist die Wilden, welche die Seen bewohnen, sind hundert und sechzig Meilen von den letztern. Ihre Nation ist sehr zahlreich: sie bewohnen ein großes Land. Wenn sie poliziert wären, könnte man sie mit den Gasconiern vergleichen; sie haben ihre Lebhaftigkeit und ihre Lustigkeit.

Die Migichihilinious, das ist, die Wilden, welche Adleraugen haben, wohnen zwey hundert Meilen von dem Fort Nelson.

Die Oskquisaquamais leben nur von Fischen.

Die Michinipicpoets, das ist Steinleute der großen See. Sie sind drey hundert Meilen vom Fort Nelson.

Die Natuassomipoets, das ist, die Spitzmenschen. Sie sind vier hundert Meilen vom Fort.

Die Attimospiquaies. Diese Nation ist wenig bekannt. Man findet in ihrem Lande Ochsen von einer wunderbaren Größe, die nach Bisam riechen und ein so feines Haar als der Biber haben: ihre Hörner haben beynahe die Gestalt der Hammeln ihrer.

Alle diese Nationen bringen Pelzwerke nach den Forts, welche die Europäer in diesen Gegenden angelegt; und man giebt ihnen dafür Messer, Beile, Kes-

sel und eine Menge andern benöthigten Hausgeräths.

Zweytes Hauptstück.

Neufrankreich.

Geographie historique par Dom Vaissel. B. Histoire des Voyages tom. 14. le P. Charlevoix.

Fast alle Reisende, welche von Neufrankreich geredet, versichern, es sey gröser als halb Europa. Es liegt zwischen den 55sten und 27ten Grade nördlicher Breite, und erstreckt sich von 32ten bis 27cten Grad der Länge. Es gränzt gegen Norden an Labrador, gegen Morgen an das Nordische Meer und Neuengland; gegen Mittag an Neumexico, und an die unbekannten Lande. Man theilt Neufrankreich in zwey Theile, welche Kanada und Luisiana sind.

Erster Artickel.

Kanada.

Kanada theilt sich in drey Provinzen, Gegen Südost des Flußes St. Lorenz ist das eigentliche Kanada; gegen Südwest Gaspesia; gegen Abend Saguenay.

Da der Fluß St. Lorenz Kanada in zwey Theile scheidet, wollen wir seinem Laufe folgen. Es ist die metho-

dischste

dischste Weise, um einen geographischen Begriff von diesem Lande zu geben. Man weiß seine Quelle nicht: die Wilden des Nords geben vor, sie sey in den See der Assiniboils, welcher gegen Mittag von Labrador ist. Sein Lauf geht ungefehr acht hundert Meilen. Er durchfließt den See Lenemignon, den Süperieur, den Huronensee, den See Erie oder Conti, den See Ontario oder Frontenak. Dieser große Fluß, indem er aus dem letzten See kömmt, fließt sehr still in einem Raume von zwanzig Meilen: wird auf einmal reissend, welches bis an die Stadt Montreal währt, von da er seinen Lauf bis Quebeck, die Hauptstadt von Neufrankreich ruhig fortsetzt.

Lauf des St. Lorenz.

Der See Süperieur kann fünfhundert Meilen in Umfange haben. Von der Südseite findet man eine Menge Buchten und kleine Flüße, wo bey schlechtem Wetter die Kähne einlaufen können. Seine Ufer sind gar nicht bewohnt: aber im Sommer begiebt sich dahin eine große Menge Indianer zur Fischerey und Jagd. Dieser See bringt in großer Menge Stöhre, Forellen und weiße Fische hervor. Im Winter ist die Kälte so heftig, daß das Wasser in diesem See bis an die zehn und zwölf Meilen der Ufer friert. Ehe der Fluß in die Huronensee kömmt,

kömmt, macht er einen Wasserfall von zwey Meilen.

Die Reisenden geben dem Huronensee ungefähr vier hundert Meilen im Umkreise. Das Wasser des Süperieur fällt durch einen Wasserfall von zwey Meilen in der Länge hinein: man nennt ihn Saut-Sainte Marie. Die Figur dieses Sees stellt einen Triangel vor. Von den Inseln welche daselbst sind, nimmt sich diejenige aus, welche Manitualin heißt, und beynahe zwanzig Meilen lang und auf die zehne breit ist. Sie war sonst von den Ontacuas, einem Theile der Nation des Talon und des Sable bewohnt: aber die Iroquesen streifen so oft hinein, daß sie sie ganz entvölkert haben.

Der See Erie oder Conti.

Der See Erie oder Conti wird für den schönsten von der Welt gehalten. Sein Umfang ist 230 Meilen. Er hat von allen Seiten sehr reizende Aussichten. Sein Ufer ist voll Eichen- Ulmen- Kastanien- Aepfel- Pflaumen- Bäume und schöne Weinstöcke, welche bis an die Spitze der Bäume Trauben tragen. Man sieht daselbst eine unglaubliche Menge rothes Wildpret, wilde Ochsen, Kalekutschhüner. Die Südseite hat die herrlichsten Wiesen. Einen Ueberfluß von Stöhren und weissen Fischen giebt es auch; aber die Forellen sind sehr selten. Man

wird

wird keine große Winde, als im December, Januar und Februar, gewahr: sie sind auch weder häufig noch gefährlich. Die Völker, welche seine mittäglichen Ufer bewohnen, sind durch die Iroquesen aufgerieben worden. Die Inseln dieses Sees sind eben so viel Baumgärten, wo sich die Natur zur Pflicht gemacht zu haben scheint, alle Arten Bäume und Früchte zu sammeln. Einige Reisende versichern, daß man in den Gegenden dieses reizenden Lands sehr gute Silberbergwerke finde.

Nach dem See Erie findet man den See Ontario oder Frontenak, welcher hundert und achtzig Meilen im Umkreis hat. Er nimmt viele Flüße in sich, und seine Ufer sind mit großen Wäldern besetzt, die einen sehr gleichen Boden haben; seine Küsten sind wenig abhängig. Das Land der Iroquesen umfaßt die mittägliche Seite des Sees Ontario: um die Streifereyen dieses unruhigen und kriegerischen Volks zu hemmen, ließ der Graf von Frontenak ein Fort an der Einfahrt dieses Sees anlegen.

Zwischen diesen beyden Seen ist der berühmte Wasserfall, Saut de Niagara genannt. Er ist einer der schönsten der Natur. Seine Figur ist wie ein Hufeisen, und kann vier hundert Schritte im Umfange und hundert und

Berühmter Wasserfall des Flusses St. Laurent.

vierzig oder funfzig Fuß in der Höhe haben. Er wird in der Mitte durch eine sehr schmale und eine halb viertel Meile lange Insel getheilt. Obgleich diese große Menge Wasser über einen Felsen stürzt, so erregt es doch kein beträchtliches Geräusch, welches glauben läßt, daß es durch die Folge der Zeit eine Höhle gegraben hat. Die auf diesem Flusse schiffen, müssen zur Vermeidung dieses Wasserfalls, drey Meilen zu Lande reisen.

Der Fluß St. Lorenz kömmt aus dem See Ontario, und kann wohl vier Meilen breit seyn. Er nimmt seinen Lauf gegen Nordwest. Man findet funfzig Meilen von da drey Inseln, nehmlich Montagne, Jesus und Montreal. Die letzte ist die beträchtlichste; sie mag zehn Meilen in der Länge, und beynahe viere in der Breite haben. Ein Berg mit zwey Gipfeln, von ungleicher Höhe durchstreicht sie fast in ihrer ganzen Länge. Die Stadt Montreal ist auf ihrem mittäglichen Ufer gebaut. Der Boden erhebt sich nach und nach, und theilt sie in die Ober- und Unterstadt. Da sie unter französischer Bothmäßigkeit stand, war daselbst eine Pfarre, Jesuiten, Barfüsser, ein Seminarium, ein Mädchenstift, ein Armenhaus, worinn Nonnen aufwarten. Wenn man den Lauf des Flusses folgt, findet man viele bewohnte Inseln, die ein schönes

Die Stadt Montreal.

Schau-

Schauspiel geben: die zwey Ufer des Flusses machen einem Betrachter nicht weniger Vergnügen. Fünf und dreyßig Meilen über Montreal liegt die Stadt von drey Flüssen. Der Strom, der an diesem Orte eine halbe Meile breit ist, fließt unten: die Felder, die ihn umgeben sind fruchtbar, wohl gebaut, und mit angenehmen Wäldern gekrönt. Ein wenig unten nimmt der Strom einen sehr breiten Fluß auf, zu dem sich noch zwey andere finden, und daher heißt dieser Ort von den drey Flüßen. Unten findet man den See St. Peter, welcher sieben Meilen lang und drey Meilen breit ist. Dieser See ist nichts anders als eine Ausbreitung des Flusses: er nimmt viele kleinere auf und hat vortrefliche Fische. Um die Stadt giebt, es Eisenbergwerke, welche sehr ergiebig sind. Endlich findet man zwanzig Meilen darunter Quebek, die Hauptstadt von Neufrankreich.

Die Stadt von drey Flüssen.

Sie liegt im 46sten Grad 50 Minuten nördlicher Breite. Obgleich ihr Hafen an die hundert und zwanzig Meilen vom Meere ist, so kann er doch hundert Schiffe von der Linie einnehmen. Er hat seinen Namen daher, daß der Fluß, welcher fast stets vier bis fünf Meilen Breite hat, an diesem Orte nur eine Meile breit ist: wenn sich die Wilden des Worts Quebejo bedienen, um die

Quebek.

Kleinerwerdung auszudrücken, so bezeichnen sie auch den Ort, wo diese Stadt ist, und wir haben daraus Quebek gestümpert.

Geht man in die Rhede, so sieht man eine schöne Wassernappe, welche wohl dreyßig Fuß breit und vierzig Fuß hoch ist. Anfangs denkt man, daß dieser Wasserfall von einem großen Flusse entsteht; aber er kömmt von einem kleinen Bach, der seine Quelle von einem zwölf Meilen von dem Wasserfalle gelegenen See hat. Quebek liegt zwischen der Mündung des Flusses St. Charles und den Kap aux Diamans. Sonst stieg das Wasser des Flußes in der Fluthzeit bis an den Fels: aber heut zu Tage steht es nicht so weit, und läßt einen großen Raum trocken, auf dem die Unterstadt gebaut ist.

Quebek ist nicht regelmäßig befestigt: der Hafen wird von zwey Bastionen bestrichen, mit welchen das Wasser in der großen Fluthzeit gleich steht. Etwas über der Bastion, die zur Rechten ist, hat man eine halbe errichtet, die mit in den Felsen geht; und höher zur Seite des Miniergangs der Schanze ist eine Batterie von fünf und zwanzig Kanonen. Darüber ist eine kleine viereckigte Schanze, welche man Zitadelle heißt; die Wege, welche von einer Festung zur andern führen, sind

sehr

sehr steil. Die linke Seite des Hafens und die Rhede sind von Batterien mit Kanonen und Mörsern besetzt. Von dem Winkel der Zitadelle, welche nach der Stadt geht, hat man eine Eckzierde an das Bollwerk gemacht, woran ein Stein winkelrecht gezogen ist und eine sehr erhöhte Katze liegt, auf der man eine sehr wohlbefestigte Mühle findet. Wenn man von der Katze herunter geht, findet man, einen Büchsenschuß davon, einen wohl bastionirten Thurm; und einen zweyten in der nehmlichen Entfernung von dem ersten.

Die Zahl der Einwohner kann sich wohl auf sieben tausend belaufen. Als diese Stadt unter französischer Bothmäßigkeit stund, waren ein Gouverneur, ein Regimentsstab, Officiere, Soldaten, eine große Anzahl von Adel, ein Intendant, ein Oberrath, Untergerichte, ein Oberschulze, Oberforstmeister, reiche Kaufleute, ein Bischof, ein Seminarium, Barfüßer, Jesuiten, drey Nonnenklöster, Spitäler, eine Kathedralkirch, aber die nichts merkwürdiges hatte, eine Pfarrkirche, und noch eine Kirche in der Unterstadt.

Einige Meilen unter Quebek ist die Insel Orleans. Sie mag wohl vierzig Meilen im Umfange haben. Ihre Felder machen ein Amphitheater um sie, und ge-

ben einen herrlichen Anblick: Jakob Cartier hatte sie die Bacchusinsel genannt, weil er sie voll Wein fand. Sie ist sehr bevölkert: man zählt vier Dörfer und viele Pfarren. Drüber ist das Kap Tourmente, welches eine lange Kette von Bergen einschließt; es giebt noch viele andere Inseln von verschiedener Größe. Um nach der Hasenstaudeninsel zu kommen, welche einige Meilen darunter liegt, ist die Ueberfahrt sehr schwer: 1663. entwurzelte ein Erdbeben einen Berg, warf ihn auf die Hasenstaudeninsel, welche um die Hälfte dadurch vermehrt wurde. An der Stelle dieses Bergs blieb ein Schlund, welchem man sich zu nähern, mit vieler Sorgfalt hütet.

Sieben und zwanzig Meilen darunter befindet sich der Hafen Tadussak nicht weit von dem Orte, wo der Fluß Saguenay sich mit dem Strome vermischt. Dieser Hafen war sonst der Sammelplatz aller nördlichen und östlichen wilden Nationen. Zwanzig Kriegesschiffe konnten in diesem Hafen vor allen Winden sicher liegen. Er hat eine fast runde Gestalt; steile und wunderbare hohe Felsen umgeben ihn von allen Seiten. Das ganze Land ist mit Marmor angefüllt. Man könnte auch hier den Wallfischfang anlegen, welcher viel vortheilhafter seyn würde, als an den Grönländischen Küsten. Unter Tadus-

sak verbreitet sich auf einmal der St. Lorenzfluß, und führt sein Gewässer auf eine majestätische Weise durch einen ungefähr acht Meilen breiten Kanal bis an das Meer: seine Mündung ist dreyßig Meilen. Der Meerbusen St. Lorenz hat vier und zwanzig Meilen in der Länge, und auf hundert in der Breite. Er ist von den Königlichen Inseln und Terre neuve gegen Osten; durch die Küsten des festen Lands gegen Norden, Westen und Süden eingeschlossen. Die Mündung des Flußes wird durch die Insel Anticosty getheilt, welche sich ungefehr vierzig Meilen Nordost und Südost erstreckt, aber sehr wenig Meilen in der Breite hat. Der Boden ist trocken und schlecht: sie hat nicht einen Ort, wohin die Schiffe ihre Zuflucht nehmen könnten. Der einzige Vortheil, den man von ihr haben kann, ist die sehr reiche Fischerey an ihren Küsten. Der Fluß St. Lorenz nimmt gegen Mittag und Mitternacht eine unglaubliche Menge kleine Flüße auf.

§. 1.

Verschiedene Völker, in Kanada.

Oben haben wir von den verschiedenen Nationen gesprochen, welche gegen Norden von Kanada sind: die, welche

Die Eskimo-user und Assinoboilen.

den Mittag bewohnen, werden durch ihre Sprachen bestimmt. Die Reisenden unterscheiden nur drey, welche Mutter-sprachen sind, und von denen die übrigen alle abstammen: nehmlich die Siusische Algonkinsche, und Huronsche.

Die Volker, welche die erste reden, sind den Europäern sehr wenig bekannt: man theilt sie in verschiedene Aeste ein, davon der bekannteste die Assiniboilen sind. Der See, wo der St. Lorenz-fluß entspringt, hat seinen Namen von dieser Nation. Die Missionarien, welche in ihr Land gekommen, sagen, es sey ein gelehriges Volk, wohne auf den großen Wiesen unter wohlgearbeiteten Zeltern von Viehhäuten. Seine Nahrung ist tauber Haber, eine Art Reis, welcher in den Morästen wächst: die Jagd besteht hauptsächlich in einer Art wolliger Ochsen: sie versammlen sich tausendweise auf den Wiesen, wovon das Land erfüllt ist. Die Seen und Flüsse verschaffen diesem Volke viele Fische. Diese Nation irrt herum, und hält sich an den Oertern auf, wo sie Ueberfluß findet; verläßt sie, so bald sie alle Lebensmittel daselbst verzehrt hat, und begiebt sich in eine andere Gegend. Der Pater Charlevoix versichert, daß ein Dorf, welches man ein Jahr an dem östlichen Ufer von Missisipi gesehn, sich das folgende Jahr an

dem

dem westlichen Ufer befand. Es ist eine der zahlreichsten Nationen von Kanada: sie war sehr friedlich, ehe die Huronen zu ihr flüchteten, um der Wuth der Iroquesen zu entgehn. Die Assiniboiten unterhalten viele Weiber, und bestrafen sie sehr hart, wenn sie sie auf einer ehlichen Untreu ertappen. Ihre Sitten sind sehr wenig von den Sitten andrer Nationen dieses Lands unterschieden, außer daß sie ernsthafter und phlegmatischer sind.

Die Algonquinsche und Huronsche Sprache theilet alle wilde Nationen von Kanada, welche mit den Europäern in Handel stehn. Es sollen mehr als hundert verschiedene Völker seyn, deren Sprachen nur ein Dialekt von diesen beyden ist. Der ersten giebt man mehr Ausdehnung: nach dem Zeugnisse der Reisenden, reden algonquinsch die Völker, welche gegen Westen des Flusses St. Lorenz sind und diejenigen, welche sich auf den Ufern bis an den Meerbusen verbreitet haben, sogar die Einwohner von Akadien. Die Huronsche Sprache hat sich lange nicht so ausgebreitet, weil die Völker, die sie reden, nicht so herum streifen, als die andern. Alle Wilden, welche den Raum einnehmen, der von dem See Erie bis an den Fluß Sorel, und sogar bis Virginien geht, gehört der Huron-

schen Sprache zu. Die bekanntesten sind die Huronen, Illinesen, und Iroquesen.

Wir halten es für unnütz, die Namen aller verschiedenen Nationen herzusetzen, welche Kanada bewohnen: der Leser würde sie vergessen, so bald er sie gelesen hätte: wir wollen daher nur eine Idee von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer Regierungsart geben.

Die Iroquesen haben den ersten Platz unter den Wilden, welche Kanada bewohnen: sie haben durch ihre Waffen eine Obermacht erhalten, die ihnen die andern Nationen nicht mehr vermögen streitig zu machen.

Der Vortheil der Lage, mit ihrer natürlichen Tapferkeit verbunden, hat viel beygetragen, sie furchtbar zu machen. Da sie zwischen den englischen und französischen Niederlassungen gestellt sind, so haben die Iroquesen wohl empfunden, daß, es das Interesse beyder Europäischen Kolonien erfordert, sie zu schonen; und daß wenn eine über die andere die Oberhand behielte, sie bald unterdrückt werden würden, und haben daher Mittel gefunden, das Glück zu balanziren.

§. 2.

Regierung, Sitten, Gebräuche u. s. w.

Fast alle Völker dieser Gegend haben eine aristokratische Regierung: aber die Form ist sehr verschieden. Ob gleich jede Dorfschaft ein Haupt hat, so wird doch da alles Wichtige durch den Rath der Alten beschlossen. Die Häupter gewisser Districte machen ihren Unterthanen Geschenke, und setzen alle ihre Größe darin, für sich nichts zu behalten: andere sind viel gebietherischer und nehmen eine Art Tributs von ihrem Volke. Bey einigen Nationen ist die Würde eines Haupts wählbar, bey andern erblich: und die Regierung kömmt auch auf das weibliche Geschlecht. Wenn ein Haupt stirbt, so folgt ihm nicht sein Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester, oder in Ermanglung dessen sein nächster Verwandter in weiblicher Linie.

Jede Nation ist in Stämme eingetheilt: einer davon wird immer für den vornehmsten angesehn und genießt einer Art Vorzugs vor den andern: aber bey jedem Stamme giebt es ein Haupt, und die verschiednen Häupter versammlen sich, um sich über die Angelegenheiten der Nation zu berathschlagen. Die verschiednen

Nationen sind durch den Namen eines Thiers unterschieden, und alle Stämme, die die Nation ausmachen, haben das ihrige, welches Arten von Wappen ausmacht. Die Huronsche Nation führt den Namen Stachelschwein, und ihr erster Stamm den Namen eines Bärs, der zweyte und dritte eines Wolfs und einer Schildkröte. Die Iroquesische Nation, welche man für eine Kolonie des Huronschen hält, hat die nehmlichen Thiere angenommen oder beybehalten. Jeder Mann hat auch insbesondere einen persönlichen Namen, welcher gewöhnlich seinen Muth und seine militärischen Verrichtungen anzeigt. Es giebt Namen von Privatleuten, die so berühmt und so verehret sind, daß sie kein Mensch nach dem Tode derjenigen, die sie so ehrwürdig gemacht, anzunehmen wagt. Wenn ja einer verwegen genug ist, um sich einen dieser Namen zuzueignen, so geht er auch zugleich die Verbindlichkeit mit ein, dessen Ruhm zu behaupten. Und dieses heißt man einen Held aufwecken.

Die Frauen haben überhaupt viel Ansehen unter diesen Völkern. In den Policeyangelegenheiten berathschlagen sie zuerst, und ihre Meynung wird dem allgemeinen Rathe mitgetheilt, der aus Alten besteht, und die letzte Instanz ist.

Jeder

Jeder Stamm hat seinen Redner, und diese Redner haben allein das Recht, in öffentlichen Versammlungen zu reden. Die Wilden von Kanada haben fast niemals wichtige Sache mit einander auszumachen: wenn ja eine Zwistigkeit unter zwey Personen entsteht, so wird der Ausspruch darüber einem Freunde oder Nachbar anvertraut. Man zieht oft junge Leute mit zur Erkenntniß der Sachen, damit sie desto eher zu den Jahren des Verstands kommen.

Gerechtigkeit und Einigkeit.

Der größte Fehler dieser Regierung ist, daß sie niemals eine peinliche Gerichtsbarkeit gehabt: aber diese Völker kennen den Eigennutz nicht, und Verbrechen sind bey ihnen selten. Man wirft ihnen auch vor, daß sie ihren Kindern keine Erziehung geben: sie bestrafen sie niemals. Als Kinder, sagen die Eltern, ist es unrecht, sie zu bestrafen, weil sie noch keine Ueberlegung haben; und wenn sie zu mehrern Jahren kommen, so bestrafen sie sie darum nicht, weil sie überzeugt sind, daß jeder von seinen Handlungen Herr ist. Sie vertheidigen sich auch nie gegen einen Besofnen, und sagen, man müßte denjenigen kein Uebels thun, der nicht wüßte, was er thäte. Sie sind auch überzeugt, daß es eines Manns unwürdig ist, sich gegen eine Frau oder ein Kind zu vertheidigen.

Wenn jemand einen aus seiner Familie tödtet, so stellt er sich betrunken und sichert sich durch diese List vor aller Bestrafung, und da bedient man sich auch nur den Todten zu beklagen. Wenn es auch bewiesen wird, daß er bey kaltem Blute war, so kommt er doch noch sehr gut weg, weil man voraus setzt, daß er ohne wahrscheinliche Gründe einer solchen Ausschweifung nicht fähig gewesen wäre. Ueberdieß sind allein die Wilden seiner Hütte berechtigt, den Mörder zu bestrafen, weil sie allein dabey interessirt sind. Nach der Strenge haben sie das Recht, ihm das Leben zu nehmen; aber man hat wenige Beyspiele davon. Doch hat sichs wohl zugetragen, daß ein Todtschlag den Krieg in einer Nation entzündet, weil er viele Hütten interessirte. In diesem Falle verwendet der Rath der Alten seinen Kredit, um die Partheyen zu vereinigen. Stimmt man ein, den Schuldigen den Verwandten des Getödteten auszuliefern: so sind sie dann auch Herr über sein Leben; aber die gewöhnlichste Strafe, die man ihm anthut, ist diese: man breitet den todten Körper auf Stangen, die man so hoch wie eine Hütte ausdrücklich dazu aufrichtet, bindet den Mörder darunter an und läßt ihn viele Tage in diesem Zustande, damit alles, was von dem Leichnam herabläuft, auf ihn und

seine Nahrung herabfalle. Doch kann er dieser schrecklichen Strafe entgehen, wenn er recht reich ist. Der gemeinste Gebrauch, die Verwandten des Todten zu entschädigen, ist, ihn mit einem Kriegsgefangenen zu ersetzen. Wenn dieser Gefangne angenommen wird, so tritt er in alle Rechte desjenigen, dessen Stelle er vertritt.

Es giebt viele Verbrechen, die auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden, als zum Exempel die Hexerey. Die, welche so unglücklich sind, in diesen Verdacht zu kommen, haben gar keine Gnade zu erwarten. Um sie zur Anzeige hiser Mitschuldigen zu zwingen, läßt man sie eine Art von Tortur ausstehen, und verbrennt sie dann; man tödtet diejenigen, welche am wenigsten sträflich scheinen, ehe man sie ins Feuer wirft. Diese, welche ihre Familie durch eine Niederträchtigkeit verunehren, bekommen eben dieselbe Strafe, und ihre Verwandten sind selbst dabey die Scharfrichter. Da der Diebstahl bey denen Huronen üblich ist, so ist es erlaubt, dem Diebe nicht nur das Gestohlene wieder zu nehmen, sondern auch alles, was sich in seiner Hütte befindet, selbst seine, seiner Frauen und Kinder Kleider mit wegzutragen.

Die in diesem Lande gewesene Missionarien gestehen, daß die Einwohner da- Religion.

selbst

selbst ein höchstes Wesen, einen Schöpfer der Welt erkennen.

Die Alchonquinschen Nationen bezeichnen dieses höchste Wesen mit dem Namen: erster Geist. Sie glauben, er habe die Erde aus einem Sandkörnchen, welches er aus der Tiefe des Oceans nahm, und die Menschen aus todten Thierkörpern, welche im Meere waren, erschaffen.

Die Huronen und Iroquesen erkennen auch einen Schöpfer; aber dem Menschen geben sie nicht die nehmliche Schöpfung. Die Huronen glauben, daß Anfangs derer sechse gewesen, die nicht gewußt, wer sie dahin gesetzt. Einer von diesen stieg in Himmel, um sich daselbst eine Frau zu suchen: er fand auch eine mit Namen Atahentsik und pflegte mit ihr Umgang. Der Herr des Himmels wurde es gewahr, und stürzte sie von der Höhe seines Reichs. Sie brachten zwey Kinder auf die Welt, davon eins das andere tödtete. Nach dieser Begebenheit redet man nicht von den andern fünf Menschen, nicht einmal von dem Manne der Atahensik. Die Erde war durch den Sohn dieser Frau bevölkert: aber man sagt nicht mit was für einer er zu thun gehabt. Die Iroquesen glauben, die Erde seye zweymal bevölkert worden, und geben der Bevölkerung beynahe einen

nehmlichen Ursprung wie die Huronen: doch sie geben vor, eine allgemeine Sundfluth habe gänzlich das menschliche Geschlecht verhichtet, und man habe, um die Erde wieder zu bevölkern, die Thiere in Menschen verwandeln müssen.

Sie lassen Untergötter zu, welche sie Genii nennen, und erkennen einige für gut, andere für böse. An die bösen wenden sie sich mit dem Gebete, ihnen kein Leid zu thun: die guten sind, nach ihrer Meynung, zum Schutz der Menschen und jeder hat den seinigen. Man bittet sie um Beystand in Gefahren und Unternehmungen: aber man ist nur in ihrem Schutze, wenn man Bogen uad Pfeil zu führen weiß. Um einen Genius an sich zu ziehen, macht ein junger Wilder folgende Cerimonie. Er beschwärzt sich das Haupt, fastet acht Tage gewissenhaft, und in dieser Zeit offenbaret sich sein Genius im Traume.

So bald er dasjenige erkannt, was er als seinen Genius betrachten soll, läßt man ihn den Eid der ihm schuldigen Treue ablegen. Die Ceremonie schließt sich gemeiniglich durch eine Schmauserey, bey deren Ende man auf den Leib des jungen Menschen die Figur drückt, unter welcher der Genius ihm im Traume erschienen ist. Diese Figur hat gar nichts

Bayerische Staatsbibliothek München

seltenes; es ist gewöhniglich der Fuß eines Thiers, oder ein Stück Holz.

Die Weiber haben auch ihre Genii; aber sie verbinden damit nicht so viel Wichtigkeit, als die Männer. Man bringt diesen Geniis verschiedne Opfer, welche darinn bestehn, daß man in die Flüsse und Seen erdrosselte Vögel oder Taback wirft. Diese Völker opfern auch der Sonne; und wenn man ihr ein Opfer bringen will, so wirft man es ins Feuer. Die Reisenden versichern, daß sie auch Libationen haben, die sie mit mystischen Worten begleiten. Nach ihren Erzählungen trifft man am Ufer beschwerliche Wege an und auf den steilen Felsen porcellainerne Halsbänder, Taback, türkische Kornähren, Thierhäute, ganze Thiere, und das sind alles bestimmte Opfer für die Genii, die diesen Oertern vorstehen. Man trift auch manchmal lebendige Hunde an, die an den Hinterpfoten aufgehangen sind. Man läßt sie auch in diesem Zustande, weil man sie für Opfer hält, die den übelthätigen Geniis gewidmet sind.

Diese Völker thun Gelübde: wenn sie sich in Gefahr befinden, so versprechen sie ihrem Genius, das Haupt des Fleckens mit einem Stücke vom ersten Thiere, das sie tödten werden, zu beschenken,

und

und keine Nahrung eher zu sich zu nehmen, als bis ihr Versprechen erfüllt worden.

Einige Reisende versichern, daß man sonst unter diesen Völkern eine Art Nonnen sah, die in dem ledigen Stand lebten. Man hat unter den Huronen und Iroquesen Einsame gesehn, welche sich der Enthaltsamkeit wiedmeten.

Sie sagen, die Seele sey der Schatten, oder das belebte Bild des Körpers; und zufolge dieses Grundsatzes halten sie alle Körper für beseelt. Sie glauben, die Seele sey unsterblich, und sagen, daß, wenn sie vom Körper geschieden sey, behalte sie die Leidenschaften, die sie hatte, als sie mit dem Körper verbunden war. Daher kömmt bey ihnen die Gewohnheit, mit den Körpern alles einzuscharren, was ihre Nothwendigkeit und ihren Geschmack zu befriedigen diente. Sie geben sogar vor, die Seele bleibe lange bey dem Körper, und gehe dann in unbekannte Länder. In einigen Gegenden glaubt man, daß der Mensch zwey Seelen habe; eine, welche diejenige ist, von der wir eben geredet, die andere, welche in einen andern Körper geht. Aus diesen Beweggründen begraben sie die Kinder an den grossen Landstraßen, damit die Weiber im Vorbeygehen diese andern Seelen auflesen können, welche nicht lange das Leben

genossen, und wieder ein neues anzufangen bemüht sind.

Die Gräber sind solche ehrwürdige Oerter, daß ihre Entheiligung für das härteste Unrecht gehalten wird, welches man einem Flecken anthun kann. Sie verzeihen den Europäern nicht, daß sie die Gräber eröffnen, um die Biberfelle herauszuziehen, worinn man die Todten begräbt.

Der unbekannte Ort, wohin sich nach ihrer Meynung, die erste Seele hinbegiebt, ist gegen Westen: sie brauchen viele Monate, um sich dahin zu begeben, und haben auf ihrer Reise große Schwierigkeiten zu überstehn: sie müssen über einen Fluß setzen, auf welchem viele Schifbruch leiden: überdies treffen sie einen Hund an, vor dem sie sich zu vertheidigen große Mühe haben. Es giebt Orte des Leidens, wo sie ihre Fehler büßen, und die Seelen der verbrannten Gefangenen gemartert werden. Daher kömmt es, daß man nach dem Tode dieser Unglücklichen alle benachbarten Oerter des Richtplatzes durchsucht, mit großen Stöcken schlägt, und ein Geheule erhebt, um sie zu verjagen, aus Furcht, diese Seelen möchten um die Hütten bleiben, und sich wegen des Uebels rächen, das man sie erdulden lassen.

Unter

Unter den vielen fabelhaften Erzählungen, welche den Homerischen und Virgilischen sehr gleichen, führt man auch eine an, die der Begebenheit des Orpheus und der Euridice so ähnlich ist, daß sie nur in den Namen verschieden ist. Aber das Glück, welches die Wilden in ihren Elisischen Feldern zulassen, ist nicht eigentlich die Belohnung der Tugend. Es ist die Vergeltung verschiedner zufälliger Eigenschaften, als auf der Jagd glücklich und im Kriege brav gewesen zu seyn, eine große Anzahl Feinde getödtet, oder verbrannt zu haben. Sie hoffen nach ihrem Tode auch ein verhältnißmäßiges Glück mit demjenigen, das sie in ihrem Leben gehabt. Diese Wilden behaupten auch, daß das Vieh sogar eine unsterbliche Seele habe, und sie an eben den Ort gehe, wohin der Menschen ihre komme. Sie lassen nur einen stuffenweisen Unterschied zwischen Menschen und Thieren zu, und sagen, die Menschen besäßen die nehmlichen Eigenschaften nur in einem höhern Grade.

Ihr Aberglauben an den Träumen.

Sie haben einen unbeschreiblichen Aberglauben für alles, was die Träume betrifft, und jeder hat seine Art, sie zu erklären. Einige geben vor, die vernünftige Seele gehe spazieren, unterdessen daß die empfindbare Seele fortfahre, den Leib zu beleben. Andere sagen, der Genius

ertheile über alles was geschehen solle, heilsamen Rath. Einige versichern, es sey ein Besuch einer Seele oder eines fremden Genius. Auf welche Art endlich der Traum komme, so wird es für eine Mittheilung des Willens des Himmels gehalten. Nicht allein demjenigen, der geträumt, liegt ob, die empfangene Befehle zu vollziehen: sondern es würde auch für diejenigen, an welche er sich wendet, ein Verbrechen seyn, ihm was er verlangt abzuschlagen. Wenn die Bitte von der Art ist, daß sie ein Privatmann nicht erfüllen kann, so beladet sich damit das Publikum, und verschaft es, was es auch kosten mag. Wenn zum Unglück jemand träumt, daß er den andern den Kopf zerschlägt, so thut er alles mögliche, um ihn zu zerschlagen: aber es geschieht sehr oft, daß ein andrer auch träumt, daß er den Tod desjenigen räche, dem er den Kopf zerschlagen, und erfüllt auch seinen Traum. In diesem Falle, anstatt lange die Köpfe zu zerschlagen, suchen die klügsten den Genius durch Geschenke zu besänftigen.

Die meisten Wilden dieser Gegenden feyern ein Fest, welches man das **Traumfest**, oder die **Verkehrung des Gehirns** nennt. Es ist eine Art einer Bachanale, welche gemeiniglich vierzehn Tage währt, und welches man gegen Ende des Herbsts feyert. Alle ausgelassene Thorheiten sind

dann

dann erlaubt. Jeder läuft von Hütte zu Hütte unter tausend lächerlichen Verkleidungen: man zerbricht und zerstört alles, ohne daß jemand sich dawider zu setzen wagt. Man fodert von denen, welchen man begegnet, die Erklärung des zuletzt gehabten Traums, und diejenigen, welche ihn errathen, sind verbunden die Sache, welche man geträumt, zu geben. Dieses Fest endiget sich durch eine Gasterey, nach welcher man an die Ersetzung der geschehenen Verwüstung denkt. Der Pater Lafitan glaubt, in seinem Werke über die Sitten der Wilden, viel Aehnlichkeit unter der Religion dieser Völker nnd der alt griechischen zu finden.

Die Gaukler eine Art Priester.

Die nördlichen Amerikaner haben Priester, welche die Reisenden mit den Namen Gaukler belegen. Es finden sich Betrüger dieser Art unter allen Barbaren. Die sich in Nordamerika befinden, theilen sich in viele Klassen. Einige sind Wahrsager, andere Aerzte; die ungestalten haben grösern Ruhm als die andern. Die wahrsagenden Gaukler wollen auch zugleich die Macht haben, das Zukünftige vorherzusagen und Wunder zu thun: sie verkaufen Kompositionen, die nach ihrem Vorgeben die Kraft haben, eine gute Jagd denjenigen, die sie tragen, zu verschaffen, und sie unsichtbar oder im Kriege unverletzlich zu machen:

sie sind die Opferer der bösen Genii, und haben die Macht, sie zu ihrem Gehorsam zu zwingen: sie flößen eine solche Furcht ein, daß man ihnen das, was sie verlangen, nicht zu verweigern wagt.

Die medicinischen Gaukler treiben Betrug und Schelmerey eben so weit, als die ersten. Obgleich die Wilden überhaupt eine sehr ausgebreitete Kenntniß von Kräutern, welche zur Heilung vieler Wunden, ja so gar vieler Krankheiten dienen, haben, so nehmen sie doch ihre Zuflucht zu ihren Aerzten, und zwar mit einem so großen Vertrauen, daß sie glauben, ihrer Hülfe nicht entbehren zu können.

Wenn ein Wilder verwundet ist, so schickt man nach einem Arzt, welcher ein ganz zubereitetes Gastgebot findet. Dieser Arzt fängt an, aus einem Sacke, womit er stets versehen, ein Paquet heraus zu ziehen, worinn seine Arzeneyen sind: er nimmt eine mit kleinen Steinen gefüllte Kürbisflasche, woran ein Stock als ein Heft ist, läßt mit einer gräulichen Stimme Lieder über seine Mittel ertönen, indem er seine Kürbisflasche nach der Kadenz schüttelt. Der Arzt macht alle Arten von Verzuckungen; er eröfnet hernach sein Paquet, ruft Gott des Himmels und der Erden, die Genii der Lüfte und der Hölle an; wiederholt seine Lieder mit den

nehmlichen Verzuckungen, dreht sich um den Kranken herum, welcher ganz nackend auf dem Boden liegt: alle die in der Hütte sind, machen eben diese Bewegungen, und schreyen aus allen ihren Kräften. Alsdann legt dieser sonderbare Arzt das Mittel auf die Wunden des Kranken, welcher oft mehr von dem um ihn herum gemachten Lermen ermüdet ist, als von dem Uebel, das er leidet.

Aerzte und Wundärzte.

Doch giebt es auch Gaukler, die in Europa vortrefliche Aerzte und Wundärzte seyn würden. Aus der Erfahrung kennen sie viele Kräuter; heilen mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit, die Wunden, die Brüche, die Ausrenkungen und dergleichen. Zu Reinigung der Wunden drücken sie den Saft vieler Pflanzen hinein, deren Kenntniß sie sich vorbehalten. Diese Kumposition zieht alle fremde Körper zusammen, welche in der Wunde sind, und das ist die einzige Nahrung des Kranken, bis daß die Wunde geschlossen ist.

Diese Aerzte haben vortreffliche Mittel wider Gicht, Wassersucht und venerische Krankheit. Die geschabte Rinde vom Gayak und Sassafras sind ihre Mittel. Für die beyden letzten Krankheiten machen sie daraus ein Wasser, dessen steter Gebrauch heilet. Für das Seitenstechen legen sie auf die Gegenseite Pfla-

ster auf, die den Zusammenfluß von Feuchtigkeiten hindern, oder sie an sich ziehn. Die Mittel für das Fieber sind kalte Fußbäder mit abgekochten Kräutern, welche der Entzündung zuvorkommen, und die Raserey hindern. Sie wusten sonst von Aderlassen nichts, und halfen sich durch das Scarificieren an den Theilen, wo sie ein Uebel fühlten: alsdann legten sie die Schröpfköpfe auf mit Kürbissen, welche sie mit verbrennlicher Materie füllten, die sie anzündeten. Die beitzenden Arzneymittel waren ihnen bekannt, aber sie machten sie von faulem Holze. Den Gebrauch der Klystire wusten sie sehr wohl: eine Blase diente ihnen statt der Spritze. Sie brauchten wider die rothe Ruhr ein Mittel, dessen Wirkung allezeit gewiß ist: nehmlich den Saft, den man aus den Zederästen drückt, und hernach kochen läßt.

Den Schweiß sehen sie als ein Verwahrungsmittel wider alle Krankheiten an: sie erregen ihn in Badstuben, und wenn das Wasser von allen Theilen des Leibes herunter läuft, so werfen sie sich sogleich in einen Fluß, oder wenn der nicht sogleich bey der Hand ist, so lassen sie sich kaltes Wasser über den Leib güssen. Sie schwitzen sehr oft, um den Geist und Körper zu erfrischen. So bald ein Fremder in einer Hütte ankömmt, reibt

man

man ihm die Füsse mit Oel, und führt ihn dann in eine Badstube, wo ihm sein Wirth Gesellschaft leistet. Um sich in Schweiß zu bringen, nehmen sie nicht allzeit Zuflucht zu den Badstuben; sie legen den Kranken manchmal auf ein Lager, unter welchem sie in einem Kessel, Dornen und Dannensträucher kochen lassen. Der Dunst davon ist wenigstens so gesund, als der Schweiß.

Es giebt Nationen, die die Grausamkeit haben, die Kranken ohne Hülfe sterben zu lassen, wenn sie sehn, daß die Mittel nicht eine schnelle Wirkung haben.

Die Vielheit der Weiber ist bey einigen Nationen der Algonquinschen Sprache erlaubt: es ist sogar sehr gewöhnlich, einen Mann alle Töchter heyrathen zu sehn, die sich in einem Hause befinden: und dieser Gebrauch gründet sich auf die Meynung, daß die Schwestern unter sich mit mehrerer Eintracht, als fremde Personen leben müssen; auch giebt es gar keinen Unterschied unter Geschwister Frauen: sie genießen alle eben dieselben Rechte: aber unter den andern macht man zwey Klassen: die von der zweyten sind Sclaven der ersten. Das Gesetz erlaubt den Männern einiger Nationen, Frauen in allen Gegenden zu haben, wohin sie die Jagd bringt. Dieser Gebrauch

hat sich bey den Wilden der huronischen Sprache nach und nach eingeführt. Man versichert, es soll einige Iroquesische Dörfer geben, wo die Weiber viele Männer haben.

Die Iroquesen und Huronen treiben die Gewissenhaftigkeit in Ansehung der Verwandschaftsgrade so weit, daß sie so gar die Annehmung an Kindesstatt darunter mit begreifen: aber wenn der Mann seine Frau verliert, so muß er ihre Schwester heyrathen, oder in deren Ermanglung eine, welche ihm die Familie zuweiset. Die Frau hat die nehmliche Pflicht in Ansehung seiner Brüder und Verwandten, wenn sie ihn verliert, ehe sie Kinder von ihm gehabt.

Wenn es an Mannspersonen fehlt, so erlaubt man einer Wittwe, sich im Dorfe einen ihr anständigen Mann zu suchen. Doch giebt es bey mancher Nation vornehme Familien, die sich nur unter einander verbinden können. Weder der Mann darf seine Frau, noch die Frau ihren Mann verlassen. Die Beständigkeit der Heyrathen ist sogar heilig, und die in dieser Art flüchtigen Uebereinkommungen werden als Unordnungen betrachtet.

Bey einigen Nationen kann ein Mann, welcher seine Frau wieder findet, nachdem sie ihn verlassen, oder wenn er

sie

sie im Ehebruche betrifft, ihr die Nase abschneiden. Eine Frau, die ihren Mann der Untreue wegen in Verdacht hat, ist wider ihre Mitbuhlerin aller Aeußerungen der Wuth fähig, und der Mann kann die, welche er ihr vorzieht, nicht in Schutz nehmen: er würde sich durch das geringste Merkmal der Empfindlichkeit verunehren.

Die Heyrath geschieht und schließt sich unter den Aeltern von beyden Seiten und die darbey interessirten Partheyen haben keinen Antheil an den Verabredungen; doch endiget man sie niemals ohne ihre Einwilligung. Es giebt Gegenden, wo die Mädchen große Abneigung für die Heyrath haben, weil sie den Versuch davon so oft machen können, als sie es für gut befinden: die Heyrath ändert ihren Zustand nur darinn, daß sie ihn härter macht. Man sieht kein herangewachsenes Mädchen, das nicht ein Kind an der Brust hätte, oder schwanger sey. La Hontan. La Potherie 3 B.

Die jungen Mannspersonen unterstehn sich nicht am Tage mit den Mädchen von Liebe zu reden, welche wieder sie in Injurien ausbrechen würden: aber des Nachts sind die Hürten geöfnet: die Jünglinge schleichen sich hinein, wenn das Feuer zugedeckt wird: sie zünden eine Art von Schwefelhölzchen an und nähern sich den Töchtern. Werden sie nicht wohl

auf-

La Hontan.

aufgenommen, so ziehen sie sich ohne Geräusch zurück: einigen erlauben sie, sich in ihr Bette zu setzen und mit ihnen zu plaudern; und wenn sie weiter gehen wollen, so bekommen sie ihren Abschied. Kömmt ein anderer, der mehr nach ihrem Geschmacke ist, so lassen sie ihm alles machen, was er will. Der Grund von ihrer Aufführung ist dieser, sie wollen nicht von ihren Liebhabern abhangen.

Die Reisenden stimmen wenig über die Heyrathspräliminarien und Ceremonien überein, ohne Zweifel darum, weil unter den verschiedenen Nationen auch verschiedene Gebräuche sind. In einigen macht die Mannsperson den Verwandten des Mädchens Geschenke, setzt sich neben ihr, und wenn er da gelitten wird, so ist die Heyrath so gut als geschlossen. Bey andern Nationen wird die Heyrath, wie wir schon gesagt, zwischen den Eltern der beyden Partien betrieben. Bey andern wiederum thun alle diese Schritte die Matronen. Zur Schließung der Heyrath versammlet man sich in die Hütte des ältesten Anverwandten, wo man ein Fest zubereitet. Die Tafel ist stets sehr reichlich besetzt, und die Versammlung gewöhnlich zahlreich. Man singt, man tanzt u. s. w. Nach geendigtem Feste begeben sich alle Mannspersonen zurück bis auf vier der ältesten Verwandten des Manns.

Die

Die Neuverheyrathete stellt sich alsdenn an die Thüre der Hütte in Begleitung von vieren ihrer alten Verwandtinnen: der älteste Mann empfängt sie, und stellt sie dem Manne vor. Die Neuverheyratheten stellen sich auf eine Matte, halten jeder an einem Ende ein Stäbchen, und bleiben in dieser Lage, so lange die alten Reden an sie halten. Die Neuverheyratheten halten sich auch wechselseitige Reden, und brechen alsdenn das Stäbchen in so viel Stücken, als Anwesende sind, unter welche sie sie austheilen. Man führt alsdenn die Verheyratheten aus der Hütte, und junge Mädchen, die sie erwarten, führen sie in Ceremonie in die Hütte ihres Vaters, wo sie so lange bleibt, bis sie Mutter wird: alsdenn nimmt sie der Mann in die seinige. Eben derselbe.

La Potherie sagt, der Neuverheyrathete sey verbunden, seiner Frau zu folgen und bey seiner Schwiegermutter zu wohnen, welcher er die ganze Jagd abtreten müsse, bis er Kinder habe: alsdenn ist es ihm erlaubt, eine besondere Hütte für seine Familie zu haben.

Es ist kein Land in der Welt, wo die Frauen mehr verachtet sind, als in Nordamerika, selbst in den Gegenden wo sie alle Macht zu haben scheinen; und einen Wilden für eine Frau schelten, ist Schuldigkeit der Frauen.

der

der größte Schimpf, den man ihm anthun kann. Doch gehören die Kinder nur der Mutter zu, und erkennen auch kein anderes Ansehen als das ihrige: ihren Vater ehren sie nur als Herrn der Hütte. Diese Zuneigung der Kinder für ihre Mutter ist eine Folge von der Sorgfalt, welche sie für deren Nahrung und Erziehung hat. Sie erträgt alle Last, sie sorgt für den Vorrath des Winterholzes, und für die Nothwendigkeit in der Wirthschaft, und sie bestellt die Küche. Diese Weiber tragen besondere Sorgfalt für ihre Kinder, vornehmlich für ihre Töchter: sie stillen sie gewöhnlich zwey Jahre, oder achtzehn Monate, und in dieser ganzen Zeit schläft der Mann nicht bey seiner Frau. So bald die Mädchen im Stande sind, einige Last tragen zu können, so unterlassen die Mütter nicht, sie damit zu beladen, um sie bey Zeiten zur Arbeit zu gewöhnen. Hierzu brauchen sie weder Drohungen, wie man gesehn, noch Züchtigungen; nur mit Bitten und Karessen bringt es die Mutter mit ihnen dahin, das sie alles thun, was sie verlangt. Wenn die Knaben anfangen, Verstand zu bekommen, so erzählen ihnen die Väter die schönen Handlungen ihrer Vorfahren, und flößen ihnen auf diese Art Muth ein. Hat einer ihrer Verwandten eine eines Kriegers unwürdige That begangen, so wenden sie

alles

alles Mögliche an, den Kindern davor Abscheu zu erregen, und auf diese Art glückt es ihnen, unvermerkt ihre Seele zu erheben.

Schuldigkeit der Männer.

Der Mann baut und unterhält die Hütte, macht die Kähne, zieht die Häute ab, macht die Kasten, die Matten, die Netze, die Zäune um die Gärten und Weiden, wenn sie Vieh haben. Er besorgt die Erndte und versieht die Hütte mit Flügelwerk. Viele Männer machen es sich so gar zur Pflicht, einen Theil der Arbeit ihrer Frauen über sich zu nehmen.

Ehe diese Wilden von uns Aexte und eiserne Werkzeuge bekommen hatten, so brannten sie in den Stamm des Baums, den sie fällen wollten, und zum Zerhauen bedienten sie sich der steinernen Aexte. Zum Hefte derselben nahmen sie das Obertheil eines jungen Baums und fügten ihre Axt daran; der Baum that sich kreuzweise zusammen und band die Axt fester zu: alsdenn hieb man den Stamm so lang ab, als man den Heft haben wollte.

Kleidung.

Die Nationen unterscheiden sich gar nicht durch ihre Kleidungen: im Sommer haben die Mannspersonen nichts auf dem Leibe, als einfache sehr leichte Hosen: im Winter deckt sie ein pelzenes Kamisol bis auf den Gürtel; darunter tragen sie eine Decke, wenn sie eine haben können. Am meisten haben sie einen Pelzrock von Bär,

Bieber oder andern Thieren, und tragen die rauhe Seite inwendig: an den Füssen tragen sie eine Art Felle, die im Rauche gehangen; und von der nehmlichen Art sind auch die Strümpfe.

Die Weiberkamisole gehn bis auf die Knie; und in der großen Kälte bedecken sie sich das Haupt mit ihren Kleidern. Einige haben Mützen, die den Käpplein gleichen; andere haben Kappen an ihren Kamisolen: überdies eine Art Pelzjupe, welche sie vom Gürtel bis auf die Helfte des Beins bedeckt. Die Männer, wie die Weiber suchen die Hemden mit grosser Begierde: aber sie tragen sie über ihre Kamisole bis sie schwarz sind: hernach ziehen sie sie unter dasselbe, und tragen sie so lange, bis sie entzwey gehen: sie nehmen sich nie die Mühe, sie zu waschen. Die Kanadischen Wilden lassen den Rauch ihre Felle ganz durchdringen, und reiben sie ein wenig: sie waschen sich hernach, wie Leinenzeug. Einige lassen sie im Wasser weichen und reiben sie hernach in ihren Händen so lange bis sie biegsam und weich werden. Die europäischen Zeuge und Decken scheinen ihnen viel bequemer zu seyn.

Die Männer und Weiber lassen sich auf die Haut Figuren von Vögeln, Schlangen, Blumen und Baumblättern eindrücken, und zwar auf folgende Weise. Sie

zeich-

zeichnen auf die wohlgespannte Haut die einzugrabende Figur; man sticht alsdenn bis aufs Blut die Züge mit Fischgräten oder mit Nadeln, und legt darein feine farbigte Pulver, die die Haut durchdringen daß sie niemals wieder ausgehn. Manchmal bläst sich die Haut auf, es bildet sich daselbst ein Grind, der mit Entzündung begleitet ist: das Fieber kömmt dazu, und in der großen Hitze ist diese Operation lebensgefährlich. Sie schmieren ihre Haare und streuen darüber Schwanfeder oder andere Dünen. Sie tragen an Ohren, und oft auch an Nasenlöchern, Ohrringel, porcellaine Platten und auf ihrem Haupte Federkronen.

Die Weiber von Stande zieren ihre Kleider mit allen Arten von Figuren, porcellainen Platten, besetzen sie mit Schweinstacheln, die sie mit verschiedenen Farben mahlen. Die Wiegen ihrer Kinder sind mit Kolifischetten ausgeziert: sie sind von einem sehr leichten Holze und haben zwey halbe Zirkel an dem obern Ende, damit man sie zudecken kann, ohne den Kopf des Kindes zu berühren.

Bebauung des Lands.

So bald der Schnee geschmolzen, fängt man an das Land zu bauen: man stürzt es mit einem Grabscheide, dessen Stiel sehr lang ist, und man säet türkisch Korn, welches das natürliche Korn des Landes ist; man hat auch Europäischen

Weitzen dahin gebracht, aber er ist ausgeartet. In vielen Gegenden ist man so geschickt, daß man Bohnen mit türkischem Korne säet, weil ihr Stengel ihm zur Stütze dient. Die Franzosen hatten daselbst Erbsen hingebracht, die zu einem größern Grade von Güte gelangt waren, als sie in Europa sind. Es giebt Gegenden, wo die Weiber allein das Land bauen; in andern thun es beyde Frauen und Männer. Die Männer ärndten es fast stets ein. Sie machen Löcher in die Erde, worin sie ihr Getreyde und ihre Früchte aufbewahren. Andere legen sie in baumrindene Körbe, die von allen Seiten Löcher haben, um die Erhitzung zu verhindern. In den nördlichen Theilen von Kanada säet man wenig: die Einwohner haben nur Korn durch den Eintausch.

Verschiedene Bereitungen des türkischen Korns. Narung.

Das türkische Korn ist gesund und nahrhaft: in einigen Gegenden begnügt man sich, es in einer Art Lauge sieden zu lassen, und bringt es sodann in die Magazine: will man es essen, so läßt man es vollends im Wasser mit ein wenig Salz kochen. Einige lassen es auf dem Rost braten, wenn es noch grün und in Aehren ist: man nennt es in Kanada gerütteltes Korn, und man versichert, der Geschmack wäre sehr angenehm. Einige lassen es nur blos warm machen,

und

und nehmen es vom Feuer weg, so bald es offen ist: dieses nennt man Blumenkorn. Man glaubt, diese Art der Zubereitung mache es sehr delikat, und man braucht es nur für Fremde und Personen von Ansehn.

Die ordentlichste Nahrung für die Wilden ist der Sagamite. Die Weiber lassen das türkische Korn auf dem Roste braten, stoßen es in einem Mörsel, welcher aus einem Baumstamm genommen ist, der inwendig ausgebrannt worden: die Keule besteht aus einem Stück harten Holze, in der Mitte dünne und an beyden Enden dicke. Sie werfen Kern für Kern in den Mörsel, und zerreiben es. Wenn dieses geschehen, so machen sie daraus eine Art Brey, welcher sehr unschmackhaft seyn würde, wenn sie nicht den Geschmack davon durch ein Gemisch von Fleisch und Früchten erhöheten. Begnügten sich die Wilden an diesen einfachen Gerichten, so würde man sie für sehr mäßig halten: aber da sie überhaupt alle das Fett lieben, so thun sie an ihren Brey so viel, als sie nur Fett finden können. Die Reisenden versichern, sie in einen Kessel Brey viele Pfund Lichter hinein thun gesehn zu haben; manchmal noch viel ekelhaftere Arten Fetts; und das hätten sie mit Heißhunger gegessen.

Bey den westlichen Nationen nimmt man den tauben Haber statt türkischen Korns: er ist viel weniger nahrhaft; aber der Ochse, der da sehr gemein ist, ersetzt ihn. Die irrenden Nationen, die kein Land anbauen, müssen, wenn ihnen Jagd oder Fischerey fehlt, von einer Art Mooß leben, das auf gewissen Felsen wächst, und von den Franzosen tripe de roche genennt wird. Man kann sich leicht einbilden, daß diese Gerichte wenig nahrhaft und noch unschmackhafter sind. Diese Barbaren nähren sich auch von einer Art wilden türkischen Korns, welches sie in stinkendem Wasser faulen lassen. Wenn sie es heraus nehmen, ist es dermaßen verdorben, daß der Geruch allein jeden andern empören würde; aber sie essen es heißhungrig und trinken das davon herunter rinnende Wasser.

Unter diesen Wilden machen auch einige Frauen Brod: aber es ist nur ein schlecht gekneteter Teig, ohne Säure, und unter der Asche gebacken. Sie nehmen dazu Bohnen, verschiedene Früchte, Oel und Fett. Diese Masse muß warm gegessen werden, und verdirbt leicht, wenn sie kalt wird.

Wenn die Weiber die Küche und das Hauswesen besorgt haben, so spinnen sie die innere Rinde eines Baums, welchen sie den **weißen Baum** nennen,

machen Tassen und anderes hölzernes Hausgeräthe.

Gestalt der Dörfer, Hütten, Möbeln.

Die Dörfer oder Flecken der Wilden in Nordamerika haben keine regelmäßige Gestalt. Die alten Nachrichten geben sie rund an: aber heut zu Tage ist es nur ein Haufen Hütten ohne Ordnung: einige sind nichts, als bloße Schoppen; andere sind gestaltet wie Lauben, von Rinden gebaut, von Pfälen gestützt, und von außen mit einer sehr groben Erde überstrichen. Sie haben funfzehn bis zwanzig Fuß in der Breite und über hundert in der Länge. Man zündet gewöhnlich verschiedene Feuer an. Wenn der Boden nicht für alle Betten hinreichend ist, so werden der Kinder ihre in einer Art Alkoven gemacht, die fünf bis sechs Fuß höher sind, und inwendig um die Hütte gehn. Die Möbeln, das Hausgeräth und der Vorrath liegen darüber auf Balken, welche quer durch das Gebäude gehn. Der Eingang ist eine Art des Vorhofs, wo die jungen Leute im Sommer schlafen und im Winter der Holzboden ist. Die Thüren sind von Baumrinden gemacht, und schließen sich niemals feste zu. In den Hütten ist weder Fenster noch Feueresse. Eine bloße Oefnung, welche man mitten im Dache läßt, läßt den Rauch heraus: und sie muß dazu noch zugestopft werden, wenn es regnet.

Die Dörfer dieser Wilden sind überhaupt befestiget: sie sind mit dreyfachen Pallisaden umgeben. Die Pfäle, die diese Pallisaden bilden, sind mit Baumästen durchflochten, die nicht das geringste leer lassen. Mit diesen Befestigungen hielten sie eine lange Belagerung aus, als die Amerikaner noch kein Schiesgewehr hatten. In jedem Dorfe findet man einen großen Platz; aber er ist nicht regelmäßig. Die Iroquesen bauten sonst viel besser, als sie heut zu Tag bauen. Man sah in ihren Gebäuden Figuren von erhabener Arbeit, zwar sehr plump gemacht: aber seitdem ihre Dörfer von verschiedenen Nationen zerstört worden, mit welchen sie im Kriege gewesen, so haben sie sie wieder aufzubauen nicht unternommen. In ihren Feldlägern und Winterquatieren suchen sie gar nicht mehr die Lebensbequemlichkeiten.

Krieg der Kanadaschen Wilden.

Der Krieg ist diesen Wilden das allerwichtigste; aber sie entschließen sich oft aus leichten Gründen dazu: entweder um ein Unrecht zu rächen, das unter zwey Privatleuten kaum einen Zwist erregen würde, oder Todte durch Gefangene zu ersetzen. Oft verursacht ein Traum einen blutigen Krieg. Ist der Krieg beschlossen, so erwählt man einen General. Ehe dieser General die Truppen zusammenbringt, läßt er sich schwarz mahlen, fastet viele

viele Tage, in welchen er mit Niemanden spricht. Seine einzige Beschäftigung ist, seinen Schutzgeist anzuflehen und seine eigne Träume zu beobachten. Aus Eigenliebe betrachtet er den Sieg schon als eine Gewißheit und daher hat er alle Tage angenehme Träume. Nach dem Fasten versammlet er die Krieger, und indem er ein porcellainernes Halsband *) hält, erklärt er ihnen die Beweggründe, welche die Nation zu Unternehmung des Krieges hat und schließt mit den Worten: dieses Halsband ist für denjenigen, welcher über sich nehmen wird, diejenigen von uns zu begraben, welche in dieser Unternehmung bleiben. Er legt alsdann sein Halsband auf die Erde. Der, welcher es nimmt, erklärt sich zu seinen Lieu-

Der Pater Charlevoix am angeführten Orte.

*) Die Halsbänder haben ungefehr zwey Fuß in der Länge, und drey bis vier Zoll in der Breite. Sie sind aus Muscheln zusammen gesetzt, welche man auf der Küste von Neuengland findet. Diese Halsbänder machen die Schrift der Nordamerikanischen Wilden aus, sie dienen ihnen zu Friedensschließungen, zu Abgesandschaften, zu Erklärung ihrer Meynungen, zu Entscheidungen der Streitigkeiten, zum Urtheilsprechen, zum Verdammen und Loßzählen. Alles dieses hängt von der Art ab, wie die Muscheln geordnet sind. Sie dienen auch zum Putz der jungen Krieger, die davon Güriel und Armbänder machen.

tenant und danket ihm um seinen für die Nation bezeugten Eifer. Hierauf läßt man Wasser wärmen, reiniget den General, macht ihm die Haare zurecht, beklebt und bemalet sie: bringt ihm verschiedene Farben auf das Gesicht und legt ihm sein bestes Kleid an. Er singt hernach mit einem traurigen Tone seinen Todgesang. Alle Soldaten ertönen einer nach den andern ihren Kriegsgesang. Jeder hat den Gesang seiner Familie, und kein anderer darf ihn singen.

Nach diesen geschehenen Ceremonien, theilt das Haupt seinen Entwurf dem Rathe mit, wo man ihn untersucht: wird er gebilligt, so stellt man eine Gasterey an, wo das vornehmste Gericht ein Hund ist. Jede Familie, um sich der Gefangenen zu versichern, macht dem General Geschenke, der sich mit Worten anheischig macht, sie ihnen zu schaffen: oft giebt er auch Unterpfand. Wenn eine Kriegsunternehmung bey den Iroquesen beschlossen ist, so setzt man den Kriegskessel ans Feuer, und die Bundesgenossen müssen etwas dahin bringen, um anzuzeigen, daß sie die Unternehmung billigen und etwas dazu beytragen wollen. Alle die sich anwerben lassen, geben dem General ein Stück Holz, auf welchem ihr Zeichen ist: die welche ihr Wort zurück nehmen, sind ohne Hülfe auf ewig verunehrt.

Wenn die Armee beysammen ist, so stellt man ein neues Gastgebot an, und ehe man anfängt, hält der General nochmals eine Rede, um die jungen Leute zu ermahnen, muthig zu kämpfen. Hernach begiebt er sich mitten in die Versammlung, die Keule in der Hand und singt ein Kriegeslied: alle Soldaten antworten ihm, und schwören zu siegen oder zu sterben: aber sie unterwerfen sich keinem Befehle: vielmehr hat der General die Verbindung, diejenigen, welche eine glänzende That ausüben, zu belohnen. Der Schmauß endiget die Ceremonie. Bey den Iroquesen thun die alten Krieger den jungen Leuten, die noch nicht den Feind gesehen, tausend Grobheiten an: und wenn sie die geringste Ungeduld bezeugen, so werden sie für unfähig gehalten, die Waffen zu tragen.

Die Gaukler oder Aerzte machen Specereyen zurecht, um diejenigen zu heilen, welche verwundet werden, und sie vor dem Tode zu bewahren. Sie bringen hernach Opfer, und diese Ceremonie endigt sich mit Schmausen. Vom Augenblick der Kriegserklärung bis zur Abreise der Krieger bringt man die Nächte mit Singen und die Tage mit Zurüstung zu. Wenn man über einige Flüsse oder über einen Arm des Meers setzen muß, so bessert man die Kähne aus. Ist es im Win-

ter,

ter, so bereitet man die Schlitten und die Raquetten. Diese letzten Instrumente dienen den Wilden, zum Reisen in Schnee. Sie haben ungefähr drey Fuß in der Länge und funfzehn bis sechzehn Zoll in der Breite. Ihre Gestalt ist oval, ausgenommen daß sich das hintere spitzig endiget.

Bey dem Abmarsche gehn die Krieger zu ihren Verwandten und Freunden, von denen sie mit der größten Zärtlichkeit Abschied nehmen. Jedermann sucht ihnen Lebensmittel zu schaffen. Wenn sie ins Feld rücken, so sind sie gewöhnlich ganz nackend.

Waffen. Diese Völker hatten sonst keine andere Waffen, als Bogen, Pfeile, Wurfspieße und Keulen. Ihre Bogen und Wurfspieße waren mit Knochen beschlagen. Die Keule war von sehr hartem Holz an dem obern Ende rund und an einer Seite schneidend. Sie hatten wenige Vertheidigungswaffen: Doch bedienten sich einige der Schilder von Häuten. Wenn sie sich Gewehre, Pulver und Bley verschaffen können, so legen sie ihre Pfeile und Wurfspieße weg. Man hat es mehr als einmal bereut, daß man ihnen Schießgewehr geliefert, und man beschuldigt die Holländer, daß sie ihnen den Gebrauch desselben gewiesen, zu der Zeit da sie Neu-York in Besitz hatten.

Die

Diese Völker haben Fahnen, um sich zu vereinigen. Es sind kleine Stücken Baumrinden, auf welchen sie das Zeichen ihrer Nation oder ihrer Dorfschaft zeichnen: sie binden sie an eine Stange. Ist die Armee zahlreich, so hat jede Familie die ihrige mit ihrem Merkmale.

Wenn sie in das feindliche Land eingebrochen, so schmausen sie und schlafen ein: diejenigen, welche Träume gehabt, durchlaufen alle Feuer, singen den Todesgesang, sagen ihre Träumerey, und wenn man ihnen nicht die Erklärung davon giebt, so können sie wieder nach Hause gehn, welches die Memmen nicht zu unterlassen pflegen. Man ruft aufs neue die Genii an; man ermuntert sich durch Pralereyen und wechselseitige Versprechungen, man setzt den Marsch fort, und die Läufer gehn der Armee voran, um zu sehen, ob der Feind nicht einen Hinterhalt macht.

Treffen.

Hat man den Feind entdeckt, so kriecht man nach dem Ort, wo er ist auf Händen und Füssen, so nahe daß Pfeil und Gewehr ihn erreicht: das Haupt giebt das Zeichen zum Angriff, und die ganze Armee antwortet durch ein entsetzliches Geschrey. Man feuert einmal ab, und ohne dem Feinde Zeit zum Besinnen zu lassen, stürzt man über ihn her, mit der Keule in der Hand. Bey vielen Nationen haben

sie

sie statt der Keule die Axt. Nach dem Kampfe nimmt man den Todten und Sterbenden das Haupthaar und denkt nicht eher Gefangene zu machen, als bis der Feind die Flucht ergreift. Wenn er sich in eine Verschanzung zieht, so wendet man unglaubliche Mühe an, ihn herauszutreiben. Die Besiegten, welche ihr Schicksal wissen, das sie erwartet, wenn sie unter die Hände ihrer Sieger fallen, vertheidigen sich von ihrer Seite auf alle mögliche Weise, und das Blutbad wird erschrecklich. Man versichert, die Wilden führten den Krieg mit einer Klugheit, welche man bey Völkern von solcher schlechten Mannszucht nicht erwarten sollte. Der Anführer läßt seine Keule auf dem Streitplatze, und zeichnet Figuren darauf, welche den erhaltenen Sieg anzeigen. Man bindet die Gefangenen am Halse und bewacht sie mit der größten Sorgfalt.

Nach dem Treffen setzt sich die Armee in Marsch, und kehrt in ihr Land zurück. Wenn sie an dem vornehmsten Dorfe ist, so schickt der General einen Abgeordneten, um seinen Sieg oder seine Niederlage anzukündigen: alle junge Leute und die Weiber gehen der Armee entgehen, und tragen den Soldaten Erfrischungen zu. Man bringt einige Tage mit Bedauern der Todten zu: man kündigt hernach den

Sieg

Sieg an, und auf die Trauer folgen Ergötzungen. Die Krieger halten ihren Einzug; der General ist an ihrer Spitze: der Lieutenant folgt in Begleitung eines Schreyers, welcher das Todesgeschrey erhebt. Die Soldaten marschieren alsdann in zwey Linien. Die Gefangenen sind in der Mitte: sie haben einen fast nackenden Körper, Gesicht und Haare gemahlt, einen Stecken in der Hand, die Arme über den Ellbogen mit einem Stricke gebunden, dessen Ende zwey Krieger halten. Diese Unglücklichen singen ihren Todgesang, und behalten ein solches stolzes Ansehn, daß alle Europäer, die das Ungefehr zu diesem Schauspiele bringt, erstaunen. Hier ist ohngefehr der Sinn ihrer Lieder. „Ich bin brav und unerschrocken. Ich scheue weder Tod noch „Martern. Die sie fürchten sind feige: „für einen Muthigen ist das Leben nichts. „Daß Verzweiflung und Wuth meine „Feinde tödtete! Warum kann ich sie „nicht verschlingen und den letzten Tro„pfen ihres Bluts trinken.“ Triumph.

Diese Braden kommen ihnen theuer zu stehn, sie bringen diejenigen in Harnisch, die sie hören. Man führt sie von Hütte zu Hütte und in allen Hütten müssen sie grausame Behandlungen ausstehn. In einer reißt man ihnen einen Nagel aus, in einer andern löset man ihnen einen Finger ab, Schicksal der Gefangenen.

bald

bald mit den Zähnen, bald mit einem stumpfen Messer: man reißt ihnen ein Stück Fleisch aus, man peitschet sie mit solcher Gewaltsamkeit, daß ihnen die Haut stückweise herabfällt. Alsdann führt man sie an einen Ort, wo alle Einwohner des Dorfs sich versammlen, und vertheilet sie. Ihr Schicksal hängt von demjenigen ab, denen sie übergeben werden. Die Weiber, welche im Kriege ihre Männer oder ihre Kinder verloren, werden zuerst damit versorgt. Alsdann erfüllet man die Bedingungen, die die Krieger, ehe sie in Krieg zogen, eingegangen hatten. Sind nicht genug Gefangene da, so ersetzt man sie durch die Haupthaar, und die, so deren bekommen, zieren sich damit an Festtagen, die übrige Zeit hängt man sie an die Thüre der Hütten auf. Wenn die Menge der Gefangenen die Anzahl der Ansprecher darauf übersteigt, so giebt man den Ueberrest den Bundesgenossen.

Grausamkeit in Ansehung der Gefangenen.

Das gewöhnlichste Schicksal der Kriegsgefangenen ist unter den Martern zu sterben, oder in eine sehr harte Sclaverey zu fallen. Es geschieht manchmal, daß Weiber, Mütter und Väter sie für ihre Kinder oder ihre Männer annehmen. Alsdann tritt der Gefangene in alle Rechte desjenigen, dessen Platz er nimmt, und wird wahrhaftig für einen aus der Nation angesehn. Er nimmt ihren Geist so auf-

aufrichtig an, daß er gar keine Schwierigkeiten macht, wider sein Vaterland die Waffen zu führen wenn sich die Gelegenheit ereignet. Die beständigen Kriege, welche sie wider die andern Nationen behauptet, hätten sie schon aufgerieben, wenn sie nicht die Fertigkeit besäßen, ihre Gefangene zu naturalisiren.

Denen, welche man zum Tode bestimmt, wird einige Tage mit vieler Achtung begegnet: aber wenn der Augenblick der Execution kömmt, und man hat ihn einer Mutter oder einer Tochter übergeben, so ruft sie den Schatten desjenigen an, welchen sie rächen will. Ein Schreyer ruft den Gefangenen, erklärt ihm die Absicht seiner Beherrscherin, und ermahnt die jungen Leute, ihm alle mögliche Martern anzuthun. Ein anderer sagt ihm mit einer mitleidsvollen Mine: „Mein Bruder „habe Geduld, man will dich verbren„nen.“ Sogleich erhebt sich ein Geschrey in der ganzen Wohnung, und man führt den Gefangenen nach dem Richtplatz. Man bindet ihn an einen Pfahl an Händen und Füssen, doch so, daß er sich umwenden kann. Man läßt ihn seinen Todgesang singen, der allzeit für die Anwesenden beleidigend ist. Man zündet ein großes Feuer an, glüet darinn Eisen, und bringt sie an alle Theile seines Körpers, indem man bey den Füssen anfängt und

bis auf den Kopf fortgeht: alle Einwohner des Dorfs sind zu dieser barbarischen That behülflich. Die Marter dauert oft viele Tage, weil diejenigen, die diese Grausamkeit über sich nehmen, so unmenschlich sind, und die glüenden Eisen nicht an die zarten Theile des leidenden Körpers bringen. Ist der zu verbrennende Unglückliche herzhaft, so singt er mitten unter den Martern und stößt gegen seine Peiniger alle mögliche Schimpfwörter aus. Es finden sich zwar auch viele, denen der Schmerz ein Geschrey auspreßt, das das härtste Herz erweichen würde: aber diese Barbaren, anstatt erweicht zu werden, erregen ein Freudengeschrey, sagen ihm, daß er kein Mann ist, und die Thränen nur den Weibern frey stehen. Wenn sie müde sind, dieses unglückliche Opfer zu martern, so zerschneiden sie die Haut rund um die Haare mit einem Messer, reissen sie ihm aus, und lassen sie hinten herunter hängen: um das Blut zu stillen, legt man eine mit brennenden Sand angefüllte Schüssel auf das Haupt. Man bindet ihn alsdenn vom Pfahl ab, und führt ihn unter Steinwürfen nach der Seite der untergehenden Sonne, weil man sich einbildet, daß die Seelen nach dem Tode dahin giengen. Wenn er fällt, so läuft alles auf ihn zu, und sucht sich Stücken Fleisch aus ihm zu

schneiden, womit man sich traktirt. Die Nacht bewafnet man sich mit Stecken, und läuft in alle Hütten, um seine Seele zu verjagen, welche sich daselbst verborgen haben könnte um sich vor alle von ihnen gelittene Martern zu rächen.

Diese Wilden sollen nur gradweise zu dieser ausschweifenden Unmenschlichkeit gekommen und von der Gewohnheit unmerklich daran gewöhnt worden seyn. Das Verlangen nach Rache und Kränkung ihres Feinds; ihre Ueberzeugung, daß je mehr sie ihn leiden lassen, je mehr sie den im Kriege gebliebenen oder auch verbrannten Streitern Genugthuung geben, trägt hierzu vieles bey.

Was die scheinende Unempfindlichkeit des Leidenden verursacht, welcher nicht aufhört zu singen und seine Henker zu schimpfen, kann die Verzweiflung seyn. Er weiß, er hat keine Gnade zu hoffen: die Unruhe, die er sich macht, die Wuth, der er sich überläßt, machen eine Art Veränderung, verstumpfen die Empfindung, und bringen mehr Würkung hervor, als Thränen und Seufzer. Die Missionarien erzählen ein fast unglaubliches Beyspiel von der Standhaftigkeit, die diese Wilden in den Martern behalten. Ein Iroquesischer Hauptmann wollte lieber der Gefahr trotzen, als sich durch die Flucht verunehren, und schlug sich daher

lange Zeit mit einer Partey Huronen. Die, welche ihn lebendig haben wollten, wendeten zu dieser Absicht alle List an. Endlich bekamen sie ihn, und führten ihn in ein Dorf, wo Missionarien waren, welchen man die Freyheit ließ, ihn zu unterhalten. Sie waren so glücklich, ihn zu bekehren, und ihm die Taufe geben zu können. Wenige Tage darauf wurde er mit vielen seiner Landsleute verbrannt, und seine Standhaftigkeit setzte selbst die Wilden in Erstaunen. Sie banden ihn nicht, wie das manchmal geschieht. Er glaubte sich berechtigt, seinen Henkern alles mögliche Uebel anthun zu dürfen. Man ließ ihn auf ein Schaffot steigen, und brannte ihn an allen Theilen seines Körpers mit glüenden Eisen. Er schien anfangs unempfindlich, und ermunterte einen seiner Gefährten zur Geduld, welchen man zu seiner Seite brannte, und der einige Zeichen der Schwachheit äusserte. Alsdann fiel man mit einer unvergleichenden Wuth über ihn her: er schien nicht bewegt, und seine Heuker waren in Verlegenheit einen empfindbaren Fleck zu finden, als sich es einer unter ihnen einkommen ließ, die Haut des Kopfs zu zerschneiden und abzustreifen. Der Schmerz war so lebhaft, daß er in Ohnmacht fiel: man hielt ihn für todt, und ein jeder begab sich weg: aber nach einem

Augen-

Augenblick erholte er sich, und da er niemanden um sich sah, nahm er einen großen Brand, rufte seine Henker, und forderte sie heraus. Ueber diese Standhaftigkeit ganz erstaunet, erhoben sie ein schreckliches Geheule, bewafneten sich alle, einige mit flammenden Brändern, andre mit glüenden Eisen, und stürzten alle zusammen über ihn her. Er empfieng sie mit solcher Unerschrockenheit, daß sie zurückwichen: das Feuer, welches man angemacht, um die Eisen zu glüen, diente ihm auf einer Seite zur Verschanzung; auf der andern die Leiter, die man zum Aufsteigen auf das Schaffot gebraucht, und in seinem eignen Scheiterhaufen verschanzt, war er das Schrecken einer ganzen Dorfschaft. Indem er einem Brand ausweichen wollte, der auf ihn geworfen wurde, that er einen falschen Schritt, und gerieth in die Gewalt seiner Feinde. Diese Barbaren quälten ihn so lange, bis er seine Kräfte verlor, warfen ihn in einen großen Haufen glüender Kohlen und ließen ihn darinn liegen, in der Ueberzeugung, er würde bald darinn ersticken müssen: aber er richtete sich auf einmal wieder auf, bewafnete sich mit Brändern und lief nach dem Dorfe zu, als wenn er es in Brand stecken wollte. Alle Einwohner erfüllte Schrecken und Furcht, und Niemand hatte das Herz,

sich ihm entgegen zu stellen und ihn aufzuhalten. Man warf ihm einen Stock unter die Beine wodurch er fiel, stürzte sich über ihn her, ehe er sich wieder aufrichten konnte, hieb ihm Hände und Füsse ab, rollte ihn auf brennenden Kohlen herum, und warf über ihn einen angebrannten Stamm von einem Baume. Alle Einwohner des Dorfs machten einen Kreis um ihn, um das barbarische Vergnügen zu schmecken, und ihn brennen zu sehn Sein von allen Seiten flüßendes Blut löschte fast das Feuer. Man glaubte von einem Menschen in diesem Zustande nichts mehr befürchten zu dürfen: aber er gebrauchte solche gewaltsame Kräfte, daß er den Baum, der auf ihn lag, umwarf, auf den Knien und Ellbogen kroch, indem er mit den Zähnen knirschte und diejenigen von sich entfernte, die ihm in diesem Augenblicke am nächsten waren. Die Missionarien, welche diesem schrecklichen Schauspiele beygewohnt, näherten sich ihm und ermahnten ihn, mit Geduld zu leiden und sein Kreutz Gott zu befehlen. Die Wuth dieses Unglücklichen legte sich gleich: er wiederholte die Gebete, die ihm die Missionarien vorsagten, und bat Gott wegen seiner Hitze um Vergebung. Unter dieser Zeit ergriff ihn ein Hurone von hinten und hieb ihm den Kopf ab.

Un-

Unmöglich kann man Krieg mit mehrerer Grausamkeit führen: aber diese Völker sollen bey ihren Traktaten und Negotiationen viele Geschicklichkeit brauchen. Sie denken gar nicht an die Erweiterung der Gränzen ihrer Herrschaft, finden es auch nicht für nachtheilig, daß man sich daselbst niederläßt, wenn man nur ihre Freyheit zu binden nicht unternimmt. Ihre Friedensverträge zielen nur ab, sich Bundesgenossen gegen ihre Feinde zu machen, welche ihnen furchtbar schienen, oder einen Krieg zu endigen, der beyde Theile ruinirt.

Kalumet.

Unter allen diesen Nationen ist der Kalümet das Sinnbild des Friedens und der Freundschaft: zu diesem Behufe bedienen sich desselben so gar die Privatleute. Es ist eine Pfeife, deren Röhre sehr lang ist, und der Kopf eine Art Hammer bildet; gemeiniglich ist er aus einem leicht zu bearbeitenden rothen Marmor zusammen gesetzt. Die Röhre ist von leichtem Holze, mit verschiednen Farben gemalt, und mit Köpfen, Schwänzen und Federn schöner Vögel geziert. Diese Wilden geben vor, er sey ihnen von der Sonne geschenkt worden, und kramen über diese Sache eine abgeschmackte Fabel über die andere aus.

Man pflegt aus dem Kalümet zu rauchen, wenn man ihn annimmt, und hier-

durch unterzieht man sich einer Verbindung, deren Bruch, wie man überzeugt ist, der große Geist straft. Wenn der Feind mitten im Steite einen Kalümet anbietet, so kann man ihn ausschlagen: nimmt man ihn aber an, so muß man die Waffen auf der Stelle niederlegen. Es giebt verschiedene Kalümete nach den verschiedenen Arten der einzugehenden Verträge. Wenn man im Handel über einen Tausch einig geworden, so reicht man einander den Kalümet zum Zeichen der wechselseitigen Uebereinstimmung. Ist die Rede, ein Bündniß für den Krieg zu machen, so ist die Röhre nebst den Federn roth. Manchmal nur an einer Seite; und durch diese Einrichtung erkennt man, welcher Nation man den Krieg ankündigen will. Der Kalümet ist mehr oder weniger groß, nach Maaßgabe der Angelegenheiten und der Personen. Die, welche ihn annehmen, rauchen daraus, und geben ihn hernach zurück. Viele Schriftsteller haben etwas geheimnißvolles in diesem Gebrauche des Kalümets finden wollen: aber es scheint eben so natürlich, aus eben der Pfeife zu rauchen, als aus Einer Tasse zu trinken, wie es viele Nationen unsers festen Lands thun. Ein Staatsunterhändler behält allezeit viel Stolz bey, wenn auch die Angelegenheiten seiner Nation in dem mißlichsten Zustande sind.

Oft

Oft hat er die Geschicklichkeit, die Sieger zu überreden, daß ihr Interesse erfodere, die Waffen niederzulegen. Selbst um seines persönlichen Nutzens willen, muß er oft bey seiner Unterhandlung alle seine Geschicklichkeit und Beredsamkeit anwenden. Denn werden die Vorschläge nicht genehmiget, so erhält er oft eine Antwort mit der Axt auf den Kopf. Manchmal ergreift man ihn so gar und er hat das Schicksal eines Kriegsgefangenen: und diese Gewaltthätigkeit wird stets unter dem Vorwande einiger Repressalien, einer Rache und dergleichen beschöniget.

Alle Reisende versichern, diese Völker, welche niemals aus eigennützigen Bewegungen Krieg führen, niemals Beute von den Besiegten machen und sich nicht einmal an den Kleidern der Todten vergreifen, verstünden sich auf die feinste Politik und ihre Ausübung. Sie haben bey ihren Feinden Pensionisten und da ihr interessirter Rath ihnen verdächtig seyn könnte, so müssen die Pensionisten ihn stets mit Geschenken begleiten, damit man ihm Glauben beymißt.

Leichenbegängnisse der Wilden.

Alle diese Völker erwarten ihr Ende mit kaltem Blute, das die Reisenden in Erstaunen setzt. Die, welche zu einem sehr schwächlichen Alter gekommen, empfangen den Tod von geliebten Personen,

ohne den geringsten Verdruß darüber zu bezeugen. Sie ahmen sogar oft den Einwohnern von Labrador nach, die ihre Eltern und Freunde bitten, sie von den Uebeln zu befreyen, denen sie das Alter aussetzt. Wenn jemand von einer Krankheit angefallen wird, für die die Gaukler kein Mittel haben, so versammlet sich die ganze Familie in seiner Hütte; oft kommen alle Einwohner des Dorfs dazu: der Kranke nimmt alle seine Kräfte zusammen, und redet zu den Anwesenden, nimmt denn von ihnen Abschied und ordnet einen Schmaus an. Aller Vorrath in der Hütte wird dazu genommen: man ermordet so viel Hunde, als man bekommen kann, weil man überzeugt ist, daß die Seelen dieser Thiere in die andere Welt gehen, und Nachricht bringen, daß der Sterbende bereit ist, sich dahin zu begeben; und alles dieses Fleisch wird in den Kessel gelegt, um die Gerichte zu vermehren. Nach dem Schmause geht das Weinen an; man unterbricht es nur durch die Anwünschung einer glücklichen Reise, durch Tröstung über den Verlust, welchen der Sterbende an seinen Freunden, Verwandten leidet, und durch die Versicherung, daß seine Nachkommen seinen Ruhm behaupten werden. Er hört sie alle mit erstaunender Ruhe an.

So bald der Kranke seinen Geist aufgegeben, so ertönt das ganze Dorf von einem Geheule, und diese Sterbescene dauert so lange, als die Familie es aushalten kann; denn sie hält offene Tafel. Man ziert den Leichnam mit seinem schönsten Kleide, mahlt ihm das Gesicht, stellt ihn vor die Thür der Hütte, und legt ihm seine Waffen zur Seite. Man miethet Weinerinnen, welche, während daß man den Leichnam in das Grab setzt, nach dem Takt tanzen, singen und weinen. Das Grab ist mit viel kostbarern Fellen ausgeschmückt, als diejenigen sind, die man in der Hütte aufhängt: den Leichnam stellt man in die Mitte, bedeckt ihn mit Häuten, und überdies alles schüttet man Erde. Hernach setzt man auf das Grab einen Pfeiler, an welchen man alles bindet, welches die Achtung bezeugen könnte, die man für den Todten hat. Man gräbt manchmal eine Figur ein, die sein Portrait seyn soll, und druckt durch Hieroglyphen seine schönsten Handlungen des Lebens an. Man entblößet sich von allem, was man Kostbares hat, um das Grab zu zieren: man deckt sie von Zeit zu Zeit auf, um sie mit neuen Häuten auszuschmücken. Man beraubet sich eines Theils seiner Nahrung, um sie auf das Grab des Verstorbenen und an die Orte, wo seine herumirrende Seele ist,

zu tragen: wenn es die Thiere weggetragen, so glaubt man, es sey die Seele, die es zu ihrer Erholung weggenommen. Nicht selten sieht man Mütter die Leichname ihrer Kinder ganze Jahre lang bewachen, und sich die Milch aus den Brüsten drücken, um sie über sie zu vergießen; kurz man trägt für die Todten mehr Sorgfalt, als für die Lebenden.

Man enthält sich auch lange Zeit, den Namen des Todten auszusprechen, hat ihn auch einer von der Familie, so legt er ihn ab, so lange die Trauer währet. Der größte Schimpf, welchen man einem Wilden von Kanada anthun kann, soll seyn, wenn man zu ihm sagt: dein Vater ist todt: aber man giebt keinen Grund davon an.

Die, welche in der Jagdzeit sterben, werden auf einem Gerüste aufgestellt und bleiben darauf so lange liegen, bis der Trupp abzieht, der ihn wie ein heiliges Unterpfand mitnimmt. Die Körper derjenigen, die im Kriege bleiben, werden verbrannt, und man nimmt die Asche zurück, um sie in das Grab ihrer Familie zu setzen. Die Völker, die ein sitzendes Leben führen, haben einen Kirchhof, nicht weit vom Dorfe gelegen. Die andern begraben ihre Todten in Wälder unter einen Baum, oder lassen sie trocknen

und

und bewahren sie in Küsten bis zum Todtenfeste.

Das Leichenceremoniel, das man für diejenigen anstellt, die durch einen Zufall ihr Leben verlieren, ist sehr sonderbar. Diese Barbaren sind überzeugt, daß diese Zufälle nur durch den Zorn der Geister geschehen, und daß er sich nicht legt, wenn man nicht die Leichname wieder findet. Fehlt also einer ihrer Freunde und Verwandten, so erregen sie ein großes Geheule, stellen Feste und Tänze an, bis daß man ihn todt oder lebendig gefunden. Ist er nicht weit vom Dorfe gestorben, so begräbt man ihn in das Grab seiner Verwandten. Ist es aber sehr weit, so legt man ihn in einen weiten Graben bis zum Todtenfeste: man zündet dabey ein großes Feuer an; ein Alter macht viele Striche an gewissen Theilen seines Körpers: die jungen Leute schneiden das Fleisch von diesen Theilen weg, und werfen es mit den Eingeweiden ins Feuer. Während dieser Operation drehen sich die Weiber, vornehmlich die Verwandten des Todten, um die Arbeitenden herum, ermahnen sie, ihre Pflicht wohl auszuüben, und geben ihnen kleine Muscheln in den Mund, wie man den kleinen Kindern Zuckereyen giebt. Die Reisenden erklären gar nicht den Beweggrund dieser Ceremonie.

Alle Einwohner des Dorfs versammlen sich, um den Verwandten des Todten Geschenke zu machen. Diese stellen dann ein öffentliches Gastgebot an, das mit Spielen begleitet ist, für welche man Preise aussetzt. Es ist eine Art Turniere, die auf folgende Art grschieht: Einer der vernehmsten der Nation wirft, nahe an der Grube, worinn der Leichnam liegt, drey Stecken, jeden von der Länge eines Fußes: ein junger Mensch, ein Mädchen und eine Frau nehmen jede einen davon: eben so viel Personen ihres Alters und ihres Geschlechts bemühen sich sie ihnen zu entwenden: und diejenigen siegen, die sie bekommen. Ueberdies stellt man auch Wettrennen an, und zieht manchmal das Loos: man endiget die Ceremonien mit Trauergesängen. Die Familie des Todten beobachtet eine genaue Trauer: jeder schneidet sich die Haare ab, färbt sich das Gesicht, verhüllt sich den Kopf, steht oft, sieht Niemanden an, giebt keinen Besuch, ißt nichts warmes, entschlägt sich aller Vergnügungen, wärmt sich auch in der größten Kälte niemals. Diese Trauer währt zwey Jahre, nach deren Zurücklegung legt man eine andere an, die weniger beschwerlich ist, und nach und nach sich ganz verliert.

Ein Mann beweint niemals seine Frau, weil es für einen Mann schimpflich

ist

ist zu weinen, aus was für Grunde es auch sey: aber die Weiber beweinen ihre Männer ein ganzes Jahr, und lassen das Dorf von ihrem Geschrey ertönen, vornehmlich bey Aufgang und Untergang der Sonne, und wenn sie auf ihre Arbeit gehen, oder von derselben wiederkommen.

Die Trauer der Mütter für ihre Kinder ist eben so lange: die Vornehmsten der Nation können sich nach einem halben Jahre wieder verheyrathen, aber die gemeinen Leute erst nach einem Jahre.

Todtenfest.

Das Todtenfest oder Seelenfest ist ein Theil der Religion der Wilden. Man bezeichnet erstlich den Ort der Versammlung, und dann wählt man den Vorsitzer derselben. Ihm kömmt zu, alle Ceremonien in Ordnung zu bringen, und die benachbarten Dörfer einzuladen. Auf dem festgesetzten Tage versammlen sich alle Wilden, und gehn paarweise nach dem Kirchhof. Ist man daselbst angelanget, so fängt man an, die Leichname aufzumachen und betrachtet sie mit Stillschweigen, welches die Frauen darauf mit erbärmlichem Geheule brechen.

Alsdann lieset man die Gebeine zusammen, welche man aufhäufet: findet man Leichname, die noch nicht ganz verwesen sind, so legt man sie in warmes Wasser, löset das Fleisch von Knochen,

welche

welche man in neue Biberfelle wickelt, und mit den andern wegträgt. Jede Familie sucht einen aus, der eine gewisse Menge Knochen über sich nehmen muß: wenn nun jedem daraus ein Packet gemacht, so nimmt er es auf seine Schultern und man kehrt nach dem Dorfe in der nehmlichen Ordnung zurück, in der man gekommen: im Gehen setzen die Weiber ihr Geheule fort, und die Männer äußern die nehmlichen Zeichen des Schmerzes, die sie an dem Sterbetage ihrer Verwandten gegeben. Ist man im Dorfe angelanget, so tragen diejenigen, die Knochen mitgebracht, sie in ihre Hütte. Nach Endigung dieser Ceremonie stellt man eine Schmauserey in jeder Hütte zur Ehre der Verstorbenen in jeder Familie an. Die folgende Tage geschehen öffentliche Gastgebote, mit Tanz, Spiel und Kampf begleitet, wozu zwey Preise ausgesetzt sind. Darzwischen erhebt man ein durchdringendes Geschrey, das sie das Seelengeschrey nennen. Man macht den Fremden Geschenke: man nutzt manchmal dergleichen Gelegenheiten zur Behandlung öffentlicher Angelegenheiten: man erwählt ein Haupt. Alles geschieht mit vieler Ordnung und Anständigkeit; selbst die Tänze bekommen ein trauriges Ansehn. Einige Tage nachher begiebt man sich in einen großen besonders dazu

errich-

errichteten Saal; trägt die von dem Kirchhof mitgebrachten Gebeine nebst Geschenken für die Todten dahin Von da bringt man die Ueberbleibsel der Todten in einen großen Graben, den man zu dem Ende gemacht, und mit dem schönsten Rauchwerke ausgeschmückt, und legt sie daselbst auf beständig bey. Die den Todten gemachten Geschenke kommen an einen besondern Ort. Wenn die Gebeine in ihrem bestimmten Ruheplatze sind, so fangen die Weiber ihr Geheule wieder an: alle Anwesenden steigen darauf in die Grube, legen Pelzwerk auf die Gebeine von neuem, und darüber Rinden, auf welche Holz und Erde geschüttet wird, nach diesem begiebt sich die ganze Versammlung weg. Die Weiber gehen noch einige Tage zu dieser Grube und weinen darauf.

Tänze der Wilden.

Wir haben so oft von den Tänzen der Wilden gesprochen, daß wir diejenigen, welche am gebräuchlichsten sind, dem Leser bekannt machen müssen. Der berühmteste ist der Kalümettanz. Es ist ein militärisches Fest, dessen Schauspieler allein die Krieger sind. Sie haben die nehmliche Kleidung an, welche sie tragen, wenn sie zu Felde ziehn; ihr Gesicht ist mit allen Farben gemalt; ihre Häupter sind mit Blumen geziert und ein jeder hält deren viele in der Hand. Alle bilden

Der Kalümettanz.

einen Keris, in dessen Mitte der Kalümet ist: die Zuschauer sind auf allen Seiten in kleine Haufen vertheilt, die Weiber von den Männern getrennt: alle mit ihren schönsten Kleidern angethan, und auf der Erde sitzend. Dieses Schauspiel thut in einer gewissen Entfernung eine sehr schöne Würkung. Die Musikinstrumente sind die Trommel und die Chickikur; dieses letzte ist eine mit kleinen Kieselsteinen gefüllte Kurke: man kann glauben, daß der Ton dieses Instruments sehr ekelhaft ist. Der Tanz läuft auf Verzuckungen hinaus, die nichts ausdrücken. Zu Ende jedes Tanzes geht ein Krieger aus seiner Reihe, und thut mit seiner Kriegsaxt einen Schlag auf eine nicht weit von den Tänzern gesetzte Pfoste. Es ist das Zeichen zum Stillschweigen: er erzählt alsdann seine kriegerischen Verrichtungen; nimmt Lobeserhebungen an und setzt sich wieder an seinen Ort. Die Zuschauer erheben von Zeit zu Zeit ein großes Geschrey, um den Tänzern Beyfall zu geben.

Der Entdeckungstanz.

Der Entdeckungstanz erfordert schon mehr Aktion, und deutet die Sache schon besser an, deren Bild er ist. Er stellt sehr natürlich alles vor, was man in einer Kriegsunternehmung bemerkt. Da die Wilden nichts weiter suchen, als ihre Feinde zu überfallen, so ist es sehr wahr-

wahrscheinlich, daß er daher seinen Namen hat. Eine Mannsperson tritt anfangs ganz langsam mitten auf den Platz, wo er einige Zeit ganz unbeweglich bleibt: alsdenn stellt er den Abzug, den Marsch und die Lagerung der Krieger vor. Er scheint auf Kundschaft auszugehn, er nähert sich, er hält inne, um gleichsam Athem zu holen, und rückt dann auf einmal wüthend hervor, und scheint dann die ganze Welt tödten zu wollen. Nachdem er wieder zu sich selbst gekommen, ergreift er einen, als wenn er ihn zum Gefangenen machte; stellt sich, als wenn er einen andern auf den Kopf schlagen wollte; zielt nach einem dritten und fängt an aus allen Kräften zu laufen. Endlich hält er an und bekömmt seine Sinne wieder. Es ist der eilige Rückzug hernach viel ruhiger. Alsdenn drückt er durch verschiedenes Geschrey die verschiedene Lage aus, in der sich sein Geist in dem letzten Feldzuge befunden, und schließt mit Erzählung seiner Kriegsverrichtungen.

Der Ochsentanz.

Der Ochsentanz ist bey diesen Völkern noch im Gebrauche. Die Einwohner eines Dorfs begeben sich nach dem bestimmten Orte: jede Familie macht einen Kreis; alle Männer bringen ihre Waffen und Schilder dahin. Alle Kreise drehen sich nach verschiedenen Seiten,

beobachten eine Art Kadanz, die ihnen mit der Trommel und den Chickikur angegeben wird. Von Zeit zu Zeit stellt das Haupt der Familie sein Schild dar, nach welchem alle Tanzenden schlagen: er erzählt einige seiner Heldenthaten; und wird ihm nicht widersprochen, so schneidet er ein Stück Taback ab, wovon man eine große Menge an den auf dem Platze stehenden Pfahl gebunden. Fehlt an der Wahrheit seiner Erzählung etwas, so ist derjenige, der es beweiset, berechtigt, ihm den Taback, den man ihn wegnehmen lassen, wieder zu entreissen. Diese Lustbarkeit ist stets mit einer Schmauserey begleitet. Man findet in diesem Tanze nichts, das einige Beziehung auf seinen Namen hätte. Vielleicht hat er ihn von den Schildern, die aus Ochsenhäuten gemacht sind. Diese Wilden haben viele andere Tänze, die nur darinn bestehn, daß man nach nur angeführten Instrumenten im Kreise herumspringt und verschiedene Verzuckungen macht.

Musik. Ihre Musik hat nur zwey bis drey Töne, die ohne Aufhören wiederkommen. Im Singen geben sie der Stimme eine gewisse Wendung, welche durch Noten sehr schwer auszudrücken ist.

Le Potherie. Ihre Lieder haben gar keinen bestimmten Sinn; sie haben eine etwas ähnliche

Arti-

Artikulation mit dem La la la der Franzosen.

Dieſe Völker ſind auch dem Glücksſpiele ſo ſehr ergeben, als die Europäer. Das gemeinſte unter den Mannsperſonen iſt das Schüſſelſpiel. Es wird nur unter zweyen geſpielt. Jeder nimmt ſechs bis acht Knöchelchen, mit ſechs ungleichen Seiten wovon die beyden vornehmſten gemalt ſind, das eine ſchwarz, das andere weiß ins gelbe fallend. Man legt ſie in eine runde und ausgehölte Schüſſel: mit derſelben ſchlägt man auf den Tiſch; die Knöchelchen ſpringen, und wenn ſie alle auf eine und eben dieſelbe Farbe zurückfallen, ſo hat der Spielande fünf Marken gewonnen. Eine Partie iſt vierzig, und der hat gewonnen, der ſie zuerſt zählt. Fünf Knöchelchen von einer Farbe gewinnen nur eine Marke; wenn ſie aber zum zweytenmale wieder kommen, ſo erhält man alles, was da ſteht. Der Verlierer macht einem andern Platz, welcher durch die Aufpaſſer angezeigt wird. Gewöhniglich nimmt das ganze Dorf am Spiele Antheil: manchmal ſpielt auch ein Dorf gegen das andere. Jede Partie beſtimmt ihre Aufpaſſer; aber ſie legen ihr Amt nieder, wenn ſie es für gut befinden. Die Verlierenden erregen ein ſchreckliches Geheule und ſtoßen tauſend Verwünſchungen wider die Geiſter ihrer

Das Schüſſelſpiel.

Gegner aus. Die großen Partien dauren gemeiniglich fünf bis sechs Tage, und so gar die Nächte durch. Man ladet oft die Missionarien dazu ein, weil man glaubt, ihre Schutzgeister wären mächtiger, als der Wilden ihre. Sie nehmen manchmal von den Umständen Gelegenheit den Wilden die Eitelkeit ihres Gottesdienst begreiflich zu machen: aber diese antworten ihnen ganz kalt: „Ihr habt „eure Götter, wir haben die unsrigen. „Schlimm genug für uns, daß die unsrigen schwächer sind.

Das Strohspiel.

Zu dem Strohspiele nehmen sie eine unbestimmte aber allzeit ungleiche Art kleiner Binsen, in der Dicke der Weitzenhalme. Nachdem man sie unter Anrufung der Genii wohl geschüttelt, legt man sie auf einen Tisch, theilt sie mit einem spitzigen Knochen in Häufchen von zehn Stück. Jeder nimmt sein Häufchen auf gerathewohl; und der, welcher das Häufchen mit eilfen ergriffen, gewinnt eine Anzahl Marken. Sie spielen es mit unglaublicher Begierde, und hören nicht eher auf, als bis sie nackend sind, und nichts mehr zu verspielen haben.

Diese Völker haben noch eine Art Spiel; aber es reizt den Eigennutz wenig. Mit Eintritt der Nacht macht man in einer großen Hütte einen Kreis von Pfosten; in die Mitte stellt man die Mu-

stkanten. Auf jedem Pfeiler ist ein Federbusch von unterschiedlichen Farben. Die jungen Leute beyderley Geschlechts tanzen um diese Pfeiler. Jedes Mädchen hat einen Federzierrath von ihrer Leibfarbe. Ein junger Mensch reißt sich los, und nimmt einige Federn von denen, die sich auf den Pfeilern befinden und von der Farbe seiner Gebieterinn sind. Er tanzt um sie herum, und bestellt sie durch verschiedene Zeichen zu einem Besuche. Auf den Tanz folgt ein großes Fest, welches einen ganzen Tag dauert. Den Abend begiebt man sich weg und die Mädchen finden immer Mittel die Wachsamkeit ihrer Mütter zu hintergehn, und sich zu dem Besuche einzufinden.

Das Stabspiel.

Um das Spiel zu spielen, welches man das **Stabspiel** nennt, errichtet man zwey Pfeiler, welche zur Grenze dienen in einer mit der Anzahl der Spielenden verhältnißmäßigen Weite. Sind deren achtzig, so ist die Entfernung der Pfeiler eine halbe Meile. Die Spielenden sind in zwey Haufen getheilt, wovon jeder seinen Pfeiler hat. Man hat einen Ball und gekrümte Stecken, die am Ende wie Raqueten sind. Man muß allezeit den Ball bis an den Pfeiler der Gegenspieler schlagen, ohne daß er auf die Erde falle, oder mit der Hand berührt werde; in einem oder dem andern Fall

verliert man die Partie, es wäre denn daß man dem Ball mit einem Schlage nach dem Ziel brächte, welches fast allzeit unmöglich ist. Sie haben eine so erstaunende Geschicklichkeit, den Ball mit ihrem Stabe zu treffen, daß diese Partien oft viele Tage dauern.

Das Kugelspiel.

Das Kugelspiel gleicht dem nur erwehnten sehr; aber es ist weniger gefährlich. Man bezeichnet auch zwey Grenzen, und die Spielenden erfüllen den dazwischen liegenden Platz. Einer von den Spielern wirft eine Kugel in die Luft, so senkrecht, als möglich und bemüht sich, sie wieder zu fangen, um sie nach dem Ziele seiner Gegenspieler zu werfen. Aber die übrigen Spielenden haben ihren Arm auch aufgehoben, um sie zu fangen. Fängt sie aber einer von ihnen, so wirft er sie einem andern seiner Partie zu, und dieser wieder einem dritten und so fort. Sie muß in das Ziel der Gegenspieler kommen, ohne daß sie auf die Erde fällt. Läßt sie einer fallen, so hat er mit seinen Mitspielern die Partie verloren. Die Weiber spielen manchmal dieses Spiel auch mit.

Das Mädchenspiel.

Die Mädchen spielen gemeiniglich mit den Spindeln, welche sie unter ein kleines Holz werfen, das ein wenig über die Erde ragt. Die ihm am weitesten schleudert, hat gewonnen. Wenn es sehr

La Potherie.

stark

stark frieret, so legen sie das Holz ins Wasser, damit sich herum eine Eisrinde formiere, und werfen es auf den Abhang eines sehr gefrornen Ufers.

Das gewöhnliche Kinderspiel ist, Verstecken und rathen lassen, wo die andern sind: sie ringen und laufen einer nach dem andern. Kinderspiel.

§. 3.

Natürliche Geschichte.

Bäume und Pflanzen.

Die Kälte ist gemeiniglich in Kanada sehr lang und sehr strenge, welches um desto wunderbarer scheint, da es doch in eben dem Grade der mittäglichsten Provinzen von Frankreich liegt. Der Pater Charlevoix in seinem historischen Journale schreibt diese Kälte den Bergen, Wäldern und Seen zu. Den Beweis nimmt er daher, daß die Kälte nach und nach abnähme, nach dem das Land sich bevölkere und öfne. Die Nachbarschaft des Nordmeers trägt auch etwas dazu bey.

Kanada ist, so zu sagen, nur ein grosser Wald von Bäumen, die so alt als die Erde sind, die sie trägt. Man findet daselbst Fichten, Tannen von wunderbarer Höhe und Dicke. Man be-

merkt daselbst zwey Arten Fichten, welche ein Harz mit sich führen, das sehr gut zu Teer ist. Auf den weißen Fichten wächst an den äußersten Faden ihrer höchsten Aeste eine Art Schwämme, welche die Einwohner Guarigue nennen, und deren sie sich mit vielem Glücke wider die rothe Ruhr und Brustkrankheiten bedienen. Die rothen Fichten werden nicht so dick.

Man zählt auch daselbst vier Arten Tannen; die erste davon gleicht der europäischen: die drey andern sind die weisse rothe und die Perüsse. Die zwey letzten wachsen sehr hoch und sind zu den Mastbäumen vortreflich, vornehmlich die weisse, aus der man auch gutes Zimmerholz macht. Ihre Rinde ist glatt und glänzend. Es bilden sich darauf zwey kleine Blasen von der Dicke einer welschen Bohne. Sie enthalten ein Gummi, welches vortrefflich für Wunden und Brüche hilft. Die rothe gleicht fast gar nicht der weissen. Ihr Holz ist dichte, und zum Bau und Zimmerholze sehr nützlich. Die Perüsse ist gummicht: ihr Holz widersteht lange der Fäulniß. Ihrer Rinde bedienen sich die Lohgerber, und die Wilden machen eine Farbe daraus, die ins hochblaue fällt.

Es giebt zwey Arten Zedern, die weisse und rothe. Die erste, welche dicker

ist,

ist, als die andere, dient zu Schindeln und Gitterwerk. Ihr Holz ist leicht; es zieht sich eine Art Weyrauch ab: ihre Frucht gleicht nicht der von dem Berge Libanon. Die rothe Zeder ist nicht so groß und auch nicht so dick. Der Unterschied, den man unter beyden bemerkt, besteht darinn, daß der Geruch von der ersten von ihren Blättern, und der andern ihrer vom Holze kömmt.

Die Eiche ist in diesem Lande sehr gemein: man hat zwey Arten allda, die weisse und rothe Eiche. Die weisse wird mehr geschätzt, als die rothe; aber beyde tragen Eicheln. Der Ahornbaum ist daselbst auch sehr gemein; man braucht ihn zu den Möbeln und theilt ihn in den männlichen und weiblichen. Der letzte ist viel weißlicher, als der erste: aber sein Holz ist sehr wäßricht. Sie haben einerley Eigenschaften: aus dem davon abgezogenen Wasser kann man eben so guten Zucker, als aus dem Saft des Vogelkirschbaums machen.

Man kennt in Kanada drey Arten Eschen, die wilde, die zwitterhafte und die unächte. Die erste, welche oft unter den Ahornbäumen kömmt, ist gut zum Zimmerholze und zum Gefäße: die zweyte hat die nehmlichen Eigenschaften. Man bemerket auch drey Arten Nußbäume; den harten, welcher sehr kleine Nüsse von

einem

einem sehr guten Geschmacke hervorbringt, aber die sehr schlimm zu schelen sind. Sein Holz ist nur zum Verbrennen gut: den zarten, welcher lange und eben so dicke Nüsse als die französischen trägt: ihre Schalen sind sehr hart. Das Holz dieses Nußbaums ist nicht so schön, als das französische, aber es ist selbst im Wasser unzerstörbar und sehr schwer zu verbrennen. Der dritte bringt auch sehr kleine Nüsse: aber sie sind bitter: man zieht ein gutes Oel daraus.

Die Buche ist in dieser Himmelsgegend auch sehr gemein. Ihr Saamen, aus dem man Oel pressen könnte, macht die vornehmste Nahrung der Bäre und Rebhüner. Das Holz ist sehr zart und dient zu den Rudern in den Schaluppen. Das weiße Holz wächst zwischen den Ahorn- und Vogelkirschbäumen. Sie wird sehr dicke und grade, und ist zu Bretern und Bohlen gut. Die Wilden bedienen sich der Rinde zu Bedeckung ihrer Hütte. Der Ulmbaum ist in diesem Lande sehr gemein. Man unterscheidet davon zwey Arten, welche der rothe und der weiße Ulmeubaum ist. Das Holz des erstern ist viel schwerer zu arbeiten, als das vom zweyten: aber es dauert besser. Seine Rinde dient den Iroquesen zur Verfertigung der Kähne und man sieht einige aus einem einzigen Stücke, da-

davon einer zwanzig Menschen enthalten kann. Die Bäre und Katzen retten sich in die ausgehölten Ulmenbäume vom Monat December bis zum April. Man findet in den Wäldern eine Menge Pflaumbäume voller Früchte; aber wegen ihrer Bitterkeit sind sie nicht zu essen.

Dem Lande besonders eigene Bäume.

Der saure **Weinstock** ist nur in diesem Lande bekannt. Es ist ein markiger Strauch. Er hat eine Frucht wie Trauben. Sie ist roth, wie Ochsenblut und sehr bitter: weicht man sie im Wasser ein, so bekömmt man einen sehr guten Weineßig. Die **Pemine** ist ein anderer Strauch, welcher längst den Bächen und auf den Wiesen wächst. Ihre Frucht ist auch eine Art Traube von sehr lebhafter Röthe und sehr zusammenziehend. Die **Atoka** ist eine Kernfrucht und so dick wie eine Kirsche. Sie ist ein wenig bitter; aber wird sie mit Zucker gesüßt, so ist sie eine sehr gute eingemachte Frucht. Die Pflanze wächst in den Morästen. Der **Baumwollenbaum** treibt ungefähr drey Fuß in die Höhe, und schließt sich mit vielen Blumenbüschen. Schüttelt man diese Blumen des Morgens, ehe der Tau darauf gefallen, so bekömmt man eine Art Honig, aus welchem man durch das Sieden Zucker mache. Der Kern bildet eine

Hülse,

Hülse, welche eine Art Baumwolle enthält. Die Franzosen haben eine Art Pflanze, die sie Soleil nennen. Sie wächst auf dem Felde sieben bis acht Fuß hoch und trägt eine sehr dicke Blume von der Farbe der Ringelblumen. Die Wilden kochen deren Saamen und ziehen daraus ein Oel, welches sie zu Pommade gebrauchen.

Die Johannisbeeren dieses Lands gleichen den Europäischen, ob sie gleich ohne alle Wartung kommen. Der Weißdorn ist daselbst sehr gemein: seine Frucht hat drey Nüsse. Die blaue Kornblume, welche der Französischen gleicht, heilt die rothe Ruhr.

Das Getreide und die Zugemüßen, welche die Wilden zu bauen sich angelegen seyn lassen, ist das türkische Korn, die Schminkbohne, der Kürbis und die Melone. Ihre Kürbisse sind viel kleiner als die unsrigen. Man läßt sie im Wasser oder unter der Asche kochen und ißt sie ohne einige Zubereitung. Sie haben einen zuckerichten Geschmack. Die Wassermelonen und die andern Melonen sind hier sehr gemein. Der Hopfen und das Frauenhaar sind auch gewöhnliche Produkte in Kanada.

Medicinische Pflanzen.

Der Schlehendorn ist ursprünglich aus dem nördlichen Amerika; man hat ihn nach Frankreich verpflanzt, wo er sehr

gut

gut fortgekommen. Er ist so bekannt, daß wir davon eine Beschreibung zu geben nicht nöthig haben. Das Getränke von dessen Holze und Blättern hat eine zusammenziehende und erquickende Kraft.

Das Wolfskraut mit Sonnenblumen, Aconitum heliantemum Canadense, hat dicke und fleischige Wurzeln mit kleinen Fäserchen, die sich sehr verbreiten. Es ist ein wahrer Gift. Die Stengel treiben fünf bis sechs Fuß hoch, zertheilen sich in viele kleine Aeste, welche sich durch gelbe breite Blumen schließen, die zehn bis zwölf längliche und etwas von einander stehende Blätter haben. In der Mitte ist eine Art eines platten und mit Körnern bedeckten Kegels, welcher von kleinen grünen Blättern seine Basis hat. Die Blätter der Pflanze sind dunkelgrün und sehr zerhackt.

Es giebt noch eine andere Art davon, welche **Kanadisches Wolfskraut**, Aconitum Canadense baccis niveis et rubris heißt, und an verdeckten Oertern wächst. Das, welches man nach Frankreich gebracht, treibt gewöhnlich seinen Stengel einen Fuß hoch. Seine Wurzel ist schwarz und verbreitet sich weder auf der Fläche, noch in der Tiefe: aber es hat eine Menge Fasern, die es sehr fest an die Erde binden. Seine Blätter gleichen den Weinblättern; doch sind sie

viel

viel kleiner, krauser und dunkelgrüner. Im Monat May bringt der Gipfel des Stengels, mitten unter Blumen, Trauben mit kleinen Faden hervor: allein wenn man sie mit Aufmerksamkeit betrachtet, so entdeckt man an jedem Faden sechs kleine weiße Blätter. Eine kleine Beere, die in der Mitte ist, hat Anfangs die Figur einer Birne, aber indem sie dicker wird, wird sie rund. Ihr Ende ist mit einem purpurrothen Punkt gezeichnet. Der Stiel der es hält und ziemlich lang ist, hat die nehmliche Farbe. Es giebt in Kanada noch ein anderes Wolfskraut, welches gar nicht von diesem unterschieden ist, als nur darinn, daß es rothe Blumen hat.

In diesem Lande findet man auch eine Art Odermennig (Agrimonia oder Eupatorium) er hat die nehmlichen Kräfte und die nehmlichen Blumen, als der, den man in Frankreich findet. Sein Stengel hat keine Haut, ist aschroth, rund, ausgehöhlt, und voller Knoten. Seine Blätter, die einr Spanne in der Länge und drey Zoll in der Breite haben, sind rauh wie Salbey, zackicht, dunkelgrün, vier und viere auf Stielen, die aus den Knoten und Stengel gehn. Es giebt davon zwey auf jeder Seite, davon sich zwey und zwey gegen einander drehen wie die Blätter der kleinen Entian. Aus der

Mitte des Blattes geht ein kleiner Ast, mit kleinen Blättern nmgeben. Kein anderer Odermennig erhebt sich so hoch. Wenn er zu seiner Vollkommenheit gedienen ist, so hat er fünf Ellbogen in der Höhe und ist mit einer Menge Blumen geziert, welche statt Blätter kleine Häncben haben, die den Hanfblättern gleichen, nur daß sie einen andern Geruch und eine viel purrörhere Farbe haben. Sie führen einen eben so feinen Saamen bey sich, als ihr zartes Haar ist. Diese Pflanze ist ein wenig bitter. Sie wird für ein gutes Mittel gegen die Verstopfung der Leber gehalten: verdünnt den Schleim und bringt ihn zum Fluß; sie stärkt die Eingeweide und erregt den Speichel, wenn sie lange im Munde gehalten wird.

Einem sehr geraden großen Baume hat man den Namen **Floridanisches Sigmarskraut** (Alcea Floridiana) gegeben, dessen Aeste eine regelmäßige Pyramide bilden, und dessen Blätter die Gestalt eines gemeinen Lorbeerbaums haben, ausser daß sie nicht so zackicht sind. Im Sommer ist er ganz mit Blumen bedeckt, welche an vier bis fünf Zoll langen Stielen hängen, einblättrig sind, und sich in fünf Abschnitte theilen, welche ein Büschelchen Staubfäden umgeben, deren Köpfe gelb sind: im Monat November

werden sie durch konische Kapseln ersetzt, die sich in ihrer Reife öffnen, und in fünf Abschnitte theilen. Dieser Baum behält seine Blätter das ganze Jahr, wächst an feuchten Oertern, oft gar im Wasser. In keinen andern mitternächtlichen Provinzen als in Karolina sieht man sie nicht.

In einigen Oertern von Kanada findet man einen Elsebeerbaum mit Erdbeerblättern, der ohne Wartung in Wäldern wächst: er ist von mittelmäßiger Höhe; wird er aber gewartet, so treibt er viel höher. Tournefort erwehnt ihn, ohne davon eine Figur oder Erklärung zu geben.

Kanada bringt auch eine kleine Ackeley so frühzeitig hervor, daß im Monat May schon alle ihre Blüthen heraus sind. Ihre Blätter gleichen an der Größe und Gestalt den Wiesenrautblättern: aber die Farbe ist ein wenig blasser. Ihr Stengel einen Fuß höchstens hoch, ist röthlich und sehr dünne, und hat fünf kleine Blumen, die aus fünf kleinen hohlen Behältnissen zusammen gesetzt sind, wie die Europäische Ackeley. Ihr untenrer Theil ist von einer dunklern Farbe, und der obere fällt ins Safrangelbe. In der Mitte umgeben fünf kleine rothe Blätter, deren Spitze hintenzu umgekehrt ist, eine große Anzahl Staubfäden; einige

mit einem gelben Kopfe; welche mit den Blumen abfallen; die andern gehen spitzig zu und werden zu Hülsen, welche gekrümmt und voller schwarzen und glänzenden Körner sind. Die Wurzeln dieser Pflanze treiben eine Menge Fäserchen.

In den entdeckten Gegenden von Kanada findet man auch zwey Arten Angelick, eine mit weißen Blumen, die andere mit dunkel purpurrothen. Der Stengel der ersten erhebt sich nur einen Arm hoch und hat nur Mark an den Fugen der Knoten, woraus die Blätter kommen. Diese Knoten sind mit einer Art Haut bedeckt, welche dem Stengel zu einer Umhüllung dienet; er wird hernach rund, verlängert sich und dient dem schön grünen und zackichten Blatte zum Stiele. Die weissen Blumen machen nicht, wie in der europäischen Angelick, einen runden Straus, sondern eine Umbelle wie im Anis, die bald Saamen bekömmt, der weniger Hüllen hat, als unsere Angelick. Ihre Wurzel ist dicke und treibt sehr fleischige Fasern. So bald der Saame abfällt, trocknet und stirbt die Pflanze. Diese Angelick hat den nehmlichen Geschmack und die nehmlichen Kräfte, als die unserige; aber sie reitzet mehr die Zunge. Die purpurrothe Angelick kömmt nur in dem dritten Jahre erst zu ihrem vollkommnen Wuchse. Ihre Wurzel ist

dicker und fleischiger, sehr weiß, mit einem schwarzen Häutlein bedeckt, das mit Fasern umgeben ist. Ihre Blätter sind länger, in größerer Anzahl, und auf einem viel längern Stiele. Der Stengel geht eine Mannshöhe hoch: jeder halber Fuß ist mit einem Knoten bezeichnet, und aus diesem Knoten kommen die Blätter. In der Mitte ihrer Höhe fängt sie an, Stengel zu treiben. Die Blumen bilden einen runden Straus. Die Stengel und die Blätterstiele sind dunkelroth. Diese Angelik hat weniger Geruch und Geschmack als die vorhergehende.

Die Palachine oder Cassine ist ein Luisianscher Strauch. Man hat zwey Arten, die große und die kleine; aber der ganze Unterschied scheint in Blättern zu bestehn, davon einige größer sind, und den Buchsbaumblättern gleichen; die andern sind kleiner und gehn spitzig zu. Sie sind alle innwendig lichtgrün und auswendig dunkelgrün. Man hat noch keinen Gebrauch von den Beeren gemacht, welche wie Trauben kommen: aber die Blätter als Tinktur ist wie der Thee ein vortreffliches Urin treibendes Mittel. Die Wilden legen ihr noch nndere Eigenschaften bey; und unterlassen niemals sich zu versammlen, um davon zu trinken, ehe sie in Krieg ziehen. Sie braten die Blätter auf dem Rost, beynahe wie

die

die Türken den Kaffee, und thun sie in Wasser. Dieser Trank hat so viel Stärke, daß er sie trunken macht. Die Spanier bedienen sich desselben, aber mit mehrer Mäßigung, und finden ihn sehr gut.

Die Amerikanische Apios hat beynahe solche Wurzeln wie die Olive. Sie hengen durch Nerven an einander gebunden, welche sie trennen, und an welche sie mit Fasern anhengen. Zu Anfange des Frühlings treiben diese Wurzeln eine Menge Sprossen, welche wie der Weinstock, sich um alles herumlegen, was sie antreffen, gehn sehr hoch, haben Blätter ohne Ordnuug, und stets in ungleicher Zahl. Ihre Figur ist wie an der Schwalbenwurz, aber ihre Stengel sind kürzer. Die Blumen haben die Gestalt der Wolfskrautblumen und machen eine Art einer kleinen Aehre. Die Blätter fallen in Monat Oktober, und die Pflanze stirbt. Aber die Wurzel erhält sich in der Erde, und treibt im Frühjahre neue Stängel. Die Blätter und Knollen der Wurzel werden gegessen.

In Kanada findet man die Pflanze, welcher die Franzosen den Namen Turuchien gegeben. Sie ist kein kriechendes Kraut, wie der Syrische Hundskohl: sie schließt sich auf: aber ihre Stengel sind mit einer wunderbaren Menge Fa-

sern umgeben, wodurch sie sehr fest in der Erde steht. Ihre Blätter sind schmal einen Finger lang, und gehn spitzig zu. Ihre Stengel treiben zwey und zwey, und haben eine Elle in der Höhe und eine ins schwarz fallende Purpurfarbe. Sie tragen Blumensträuße, wie der Syrische Hundskohl, aber von einer schönern Purpurfarbe. Nach ihrem Abfalle theilt sich jeder Stengel in zwey kleine, welche auch Blumensträuße haben: Eine leimichte Feuchtigkeit schützet sie vor Fl gen: ja sie fangen sie darinn, wenn sie sich darinn verweilen. Im Herbst kommen aus den Blumen zwey kleine Taschen, welche Saamen enthalten. Die ganze Pflanze ist mit einem weissen sehr giftigen Safte gefüllte.

Der Baum für das Zahnweh wächst zu Jamaika auf den Küsten von Virginien und Florida. Er kann sechs Fuß in die Höhe und einem im Durchschnitt haben. Sein Rinde ist weich und sehr hart. Der Stamm und die Aeste sind fast ganz mit pyramidischen Auswüchsen bedeckt, die sich mit sehr scharfen Spitzen endigen, von eben den Bestandtheilen als die Rinde, und von der Dicke einer Nus. Die kleinen Aeste sind mit Stacheln bedeckt. Die Blätter sind durch ihre große Seite nicht gleich getheilet. Zwey und zwey stehn gegen einander

der auf einem sechs Zoll langen Stengel, gestützt von Stielen, die einen halben Fuß haben. Aus dem Ende der Aeste gehn lange Stengel, welche kleine fünfblättrige Blumen mit rothen Staubfäden tragen. Diese Blumen bilden kleine Sträußchen, und jedes bekömmt nachher vier hellgrüne Saamenkörner, die in einer grünen und runden Kapsel eingeschlossen sind. Die Blätter riechen wie Pomeranzen. Die Rinde und der Saame ist gleich würzhaft. Dieser Baum hat seinen Namen seiner Rinde und seinem Saamen zu danken, welcher für die Zähne ganz vortrefflich seyn soll.

Die **Aromatick** wird darum also genannt, weil ihre Rinde einen starken Zimmtgeruch hat. Sie ist in den wüsten und bergigten Gegenden von Karolina ein sehr gemeiner Strauch; wächst ordentlich acht bis zehn Fuß: ihre Blätter stehen gegen einander, und ihre Blühten gleichen den gestirnten Anemonenblumen. Sie sind aus vielen graden Blättern zusammengesetzt, von kupferrother Farbe und schließen ein Büschel vieler gelben Staubfäden ein, denen runde Früchte folgen, die an Enden platt sind. Die Reisenden sagen nicht, was für Eigenschaften dieses Gesträuch haben könnte.

Man findet in diesen Himmelsgegenden einen andern Strauch, dessen Blät-

ter den Erlenblättern gleichen, und der in feuchten Oertern fortkömmt. Seine Blühten bilden einen halben Fuß lange, weiße Sträußer, kommen an dem obern Ende der Aeste hervor, und erscheinen nur im Monat Julius. Jede Blume besteht aus fünf Blättern, welche ein Büschel kleine Staubfäden umgeben, und an dem Stengel durch einen einen Viertelzoll langen Stiel hengen. Sie tragen dann kleine eyrunde und spitzige Kapseln; die einen leichten Saamen enthalten. Diese Pflanze ist nach England versetzt worden, wo sie sehr gut fortgekommen.

Die Aster oder das Sternkraut ist eine Pflanze, welche ohngefehr zwey Arme hoch ist. Sie ist rund, hat dunkelgrüne und sehr lange Blätter ohne Stiel, welche an dem Stengel durch eine bebrämte Haut verbunden sind. Seine Blume ist gelb, wie runde Sterne und entspringt am obersten Ende des Stengels auf sehr langen Stielen. Sie ist mit kleinen Spitzen angefüllt, welche mit den Fingern gerieben, einen Geruch wie Ebermurz von sich geben. Die Wurzel ist fasericht und adstringirend.

Der Asteriskus oder das kleine Herbststernkraut hat eine Wurzel, die mit Faden bedeckt ist, einen holzigten, rundeu und röthlichten Stengel, treibt etwa zwey Arme hoch. Seine Blätter

sind

sind zackicht, sehr breit und haben lange und ins Gelbe fallende grüne Stiele. Die Stengel schließen sich mit Büscheln von Blumen, welche wie Sterne sind, und kleiner als der Aster atticus, dem diese Pflanze sehr gleicht. Der Blumenkelch ist von Aschfarbe. Es giebt in Nordamerika noch eine andere Art Gänseblümchen, welche man Bellis nennt. Der Stengel hat sechs Fuß in der Höhe, und die Wurzel ist von vielen kleinen Fasern gebildet: die Blätter sind lang, fett, hart, dunkelgrün, und sehr breit gestreift. Aus dem Stengel sprossen kleine Aeste hervor, die sich mit einer großen Anzahl Blumen endigen, welche den kleinen Gänseblümchen gleichen; aber die Mitte ist grüngelblicht mit Bärtchen umgeben, die niemals roth werden und stets schön weiß bleiben. Jede Blume hat ihren Stengel; aber nie sind sie von gleicher Länge. Diese Pflanze blüht im Julius und August. Wenn die Blumenblätter abfallen, so ist die Mitte voller Körner. Sie fällt ab, käumt in zwey Tagen darauf und bringt andere Pflanzen hervor, welche den Platz der ersten einnehmen. Diese Pflanze ist heiß und trocken: sie sticht die Zunge und läßt eine angenehme Bitterkeit mit einem Gewürzgeruche zurück, der den Schnupfen zum Fluße bringt. Man versichert, daß sie die alten Ge-

schwüre plötzlich heile, und wenn aus dieser Pflanze ein Getränke gemacht und innerlich damit gespritzt werde, triebe sie alle Unreinigkeit ab. Als ein Pulver wird sie am meisten gegessen. Man braucht sie auch zu Umschlägen, indem man sie blos reibet.

In den Kanadischen Wäldern findet man eine Art Kornblumen, welche die alten **Weinstock des Bergs** Ida genannt: sie ist in den Auvergneschen Gebürgen und in vielen Gegenden von Deutschland und Italien sehr gemein. Ihre Stengel sind beynahe eines Arms lang, und ihre eyrunden Blätter von dunkelgrüner Farbe. Ihre runden und ausgehöhlten Blumen gehn unter den Blättern hervor. Die Früchte sind rund in Gestalt eines Nabels, Anfangs grün, in ihrer Reife aber schwarz. Sie enthalten einen schwarzen Saft, der sehr guten Geschmack und Kerner hat. Diese Frucht reifet im Monate Junius und ist sehr kühlend, adstringirend und ein wenig trocken machend. Roh oder gekocht gegessen ist sie für die warmen und gallichten Fieber, für Magenhitze, und Leberentzündung: sie schließt den Magen und stillt das Erbrechen.

Die **Bourgene von Kanada** ist, nach dem Tournefort, die nehmliche Pflanze, welche Bauhin die **schwarze Erle** nennt,

und

und unterscheidet sich nur von der gewöhnlichen durch ihre Blätter, welche breiter und krauspiger sind. Es ist ein Strauch, welcher viele gerade und sehr lange Ruthen treibt, aus welchen noch kleinere kommen, welche mit einer schwarzen Rinde umzogen und grün gefleckt sind. Die Rinde ist unten gelb: das Holz ist weis, und das Mark von einer Röthe, die ins Schwarze fällt. Die Blumen, welche klein und weislicht sind, bekommen kleine runde Beeren, wie Pfefferkörner, Anfangs grün, hernach roth und schwarz, und von unangenehmen Geschmacke. Das Oel von dem Saamen dieser Pflanze soll vor die Würmer helfen, und mit einem Stocke von diesem Holze die Schlangen vertrieben werden können. Wird die innere Rinde, welche gelb ist, getrocknet und in Wein genetzt, so ist es ein sehr gutes Purgirmittel. Wird sie in Wein gekocht, so heilt dieß Getränke die Galle, und die Zahnschmerzen. Man rühmt auch die Wurzel für die Wassersucht.

Man findet in vielen Gegenden von Kanada ein Heidekraut, welches die Alten gekannt zu haben scheinen. Es ist ein ästiger Strauch und gleicht der Tamariske, doch ist er kleiner. Die Blätter kommen mit denen von dem gemeinen Heidekraute überein. Seine Aeste sind schwarz röthlicht; seine Blühte entsteht

an der Wurzel der Blätter, deren Farbe weißlicht ist. Sie machen runden Beeren Platz, die so groß wie die Wachholderbeeren sind. Anfangs sind sie grün, und im Reifen werden sie schwarz, haben weiches Fleisch, dessen Saft rothschwarz ist. Es finden sich darinn kleine dreyeckigte Kerne von verschiedener Dicke.

Das Salomonssiegel ist eine Art Weißwurzel, deren Blühten, wie Trauben kommen. Seine Wurzel ist weiß, knorricht, und mit einer großen Menge sehr dünner Fäden umgeben. Gewöhnlich sproßt nur ein Stengel hervor, welcher purpurschwärzlich und so groß, wie ein Arm ist. Er trägt breite Blätter, welche beynahe, wie in der Wegebreit geordnet sind; einige dunkelgrün, andere purpurroth. Die Blätter sind dunkelgrün, hart, und um und um krausigt. Das Ende der Stengel scheint Anfangs eine Weintraube wie Blumen darzubieten. Es sind kleine Faden von einem weißlichten Haare, welche acht Tage darauf kleinen runden Kernern von der Größe einer Wachholderbeere Platz machen und eine schöne Traube bilden. Sie sind anfangs gelb und mit kleinen blutrothen Pünktchen besäet, und in ihrer Reife nehmen sie die Farbe der Kirschen an.

Die

Die Franzosen haben eine Pflanze Canneberge, welcher die Wilden den Namen Akora geben. Sie wächst zwischen den 35ten und 47ten Grad, in moßigten Morästen. Ihre Aeste sind klein, sehr dünne und mit eyrunden und ungrade gegen einander stehenden Blättern besetzt, zwischen welchen kleine einen Zoll lange Stiele hervorgehn, die eine vierblätterichte Blume tragen. Aus dem Innersten ihres Kelchs, welcher von eben der Figur ist, erhebt sich eine schöne Frucht, in der Größe einer Kirsche, welche runde Saamenkörner enthält: man macht sie ein, und ihre Kraft wird sehr für den Durchlauf gerühmt.

Das Kanadische Frauenhaar übertrifft weit das Europäische. Seine Wurzel ist sehr klein, und mit schwarzen, sehr dünnen Fäden umwickelt. Sein Seengel, welcher purpurdunkel ist, steigt, in einigen Gegenden drey bis vier Fuß. Es wachsen daraus Aeste, welche sich in allem Verstande niederlegen. Seine Blätter sind breiter als die Blätter von unserm Frauenhaare, von einem schönen Grün auf beyden Seiten, und mit kleinen dunkeln Pünktchen besäet. Diese Pflanze ist auf dem Stocke ohne Geruch; aber gesammlet und eingeschlossen verbreitet sie einen delikaten Veilchengeruch

ruch. Seine Eigenschaft übertrifft noch die übrigen Arten Frauenhaare.

Der Kanadische **Körbel** unterscheidet sich von dem unsrigen durch die Breite seiner Blätter, durch die Höhe und das Ende seines Stengels, der sich mit einer weißlichten Blume endiget, die in zwey Büschel getheilt ist. Diese Pflanze lebt nur drey Jahr; aber ihr Saame ist nicht so bald ausgefallen, so keimt er auch schon von selbst hervor, ohne bedeckt zu werden. Der Geruch und der Geschmack sind gleich angenehm.

Der **schwarze Kirschbaum** in Florida hat weiße Blumen: sie bilden verschiedne Sträußchen. Seine Früchte sind schwarzgrünlicht und wachsen wie Johannisbeeren an einem fünf bis sechs Zoll langen Kamme. Diese Kirschen sind gemeiniglich sehr bitter. Aber das Wasser, das man daraus zieht, hat viel Eigenschaften. Der Baum gleicht unserm schwarzen Kirschbaume.

Nordamerika bringt auch sieben Arten Eichen hervor 1) die **Weideneiche**, welche man auch die **Maryländsche Eiche** nennt, hat lange, und am Ende glatte Blätter, die den Weidenblättern sehr gleichen: sie finden sich nur in nassen Gründen. Ihr Holz ist hart und ihr Kern sehr dicke. Ihre Blätter fallen in gemäßigten Ländern nicht ab, sondern nur da,

wo

wo ein sehr harter Winter ist. Sie ist weder hoch noch dick. Ihre Rinde ist von dunkler Farbe, und ihre Blätter blassgrün. Die Eichel, die sie hervorbringt, ist klein und selten. 2) Die grüne Eiche, daher so genannt, weil ihre Blätter sich stets erhalten. Sie wächst gemeiniglich vierzig Schuh hoch. Das Korn ihres Holzes ist dick, härter und stärker, als von einer andern Eiche. Sie wächst gemeiniglich an Ufern salzigter Moräste. Ihre Eichel ist von Geschmack sehr angenehm. Die Wilden ziehn daraus ein sehr gesundes Oel, und fast so gut, als das Mandelöhl. 3) Die Kastanieneiche ist die größte und dickste in Nordamerika: sie wächst in bestem Erdreiche. Ihre Rinde ist weiß und gleichsam schuppicht. Der Kern des Holzes ist nicht schön, ob man ihn gleich sehr zu Zimmerholz braucht. Ihre Blätter sind breit und zackicht wie die an Kastanienbäumen, und ihre Eichel sehr dick. 4) Man findet in diesem Lande eine andere Art Eichen, deren Blätter ungefehr zehn Fuß breit sind, und die Eichel ist von gewöhnlicher Dicke. Dieser Baum wächst in schlechtem Erdboden, und wird nicht sehr groß. Ihre Rinde ist schwarz, und ihr Holz gut zum Brennen. 5) Die Eiche, welche man die weiße mit spitzigen Blättern heißt, ist in Karolina und vielen

Pro-

Provinzen von Florida gemein. Ihre Blätter haben tiefe Einschnitte und sehr spitzige Faden. Die Rinde und das Holz sind weiß. 6) Die **Wassereiche** ist eine Art Fichte, welche nur in den mit Wasser gefüllten Gründen wächst. Sie verliert nur ihre Blätter im harten Winter. Ihre Eicheln sind klein und so bitter, daß sie die Schweine nicht anrühren. 7) Die **rothe Eiche** ist ein sehr großer Baum, welcher eine dunkelbraune sehr dicke und starke Farbe hat, und welche man allen andern zum Lohgerben vorzieht. Ihr Holz ist schwammicht, wenig dauerhaft und von sehr groben Kern. Ihre Eicheln sind von verschiedenen Gestalten und ihre Blätter haben keine bestimmte Gestalt.

Das **Karolinische Geisblatt** gleicht in Ansehung seiner Sträußer unserm Geisblatte, ob es gleich nicht eben diese Farbe hat. Diese Pflanze ist auch in Virginien sehr gemein, und in England gut gedieen. Sie hat gemeiniglich zwey bis drey grade und sehr dünne Stengel; aber in dem fetten Erdboden sind sie von der Dicke eines Rohrs und gehn bis sechzehn Fuß hoch. Sie sind mit kleinen Aesten versehn, auf welchen die Blühten wechselsweise stehn. Auf die Blühten folgen lange und spitzige Kapseln, welche eine Menge kleinen Saamen enthalten.

Die

Die große Amerikanische Wallwurzel oder Sideritis. Ihre Wurzel treibt viele runde glänzende, etwas purpurrothe und ungefehr vier Arm hohe Stengel. Sie sind alle mit Blättern angefüllt, welche ohne Ordnung wachsen, und die Gestalt des Wasserwegerichs haben. Wenn man die Sonne durch diese Blätter betrachtet, so sieht man, daß sie mit kleinen Pünktchen durchstochen sind, die das Kräuseln ihrer Fasern verursacht. Sie sind weich und sehr glänzend grün. Die Blume kömmt sehr spät und manchmal gar nicht. Es ist eine Art einer gelben Panax, in Büschel von kleinen Röhren und kleinen Fäden, welche sich bald in weiches Haar verlieren. Die Wurzel ist mit Fasern umgeben, und die ganze Pflanze hat einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack. Sie ist warm ohne Bitterkeit, und sehr adstringirend, von einer so zähen und lebhaften Substanz, daß einer ihrer Stengel, wenn er abgehauen ist, sich lange Zeit ohne Wasser erhält. Man sieht einige, welche auf dem Boden hängen, daselbst wachsen und Blumen treiben. Ihr Saft steigt stets und verläßt die untern Blätter. Es giebt gar kein Kraut, welches die Wunden besser schließe oder schneller heile.

Der Luisianische Cypressenbaum ist in dieser Gegend sehr gemein, und übertrifft alle Bäume daselbst an Höhe und Dicke. Es giebt auch einige, welche nahe an der Erde an dreyßig Fuß im Umfange haben; aber er nimmt so ab, daß er in sechs Fuß ein Drittel seiner Dicke verloren hat. Aus seiner Wurzel steigen viele junge Sprosser, welche eine Höhe von vier bis fünf Fuß haben können. Ihr Kopf ist mit einer rothen und glatten Rinde bedeckt, aber sie treiben weder Aeste noch Blätter. Dieser Baum entsteht nur aus seinem Saamen, welcher dem europäischen gleicht und ein wohlriechendes Wesen enthält. Der männliche bringt eine Hülse hervor, welche man grün sammlen muß, und die einen Balsam enthält. der für alle Schnitte gut ist. Das Holz dieses Baums ist unzerstörbar, vortrefflich zu Schiff- und Zimmerholz und Dächern, weil es einen leichten und dünnen Kern hat. Die Papageye machen gern ihr Nest auf dessen Aesten, und nähren sich von den Kernern der Frucht, die im August reifet.

Die Niesewurz wächst an nassen Plätzen, hat eine zwieblichte Wurzel, und treibt einen einzigen Stengel, ungefähr einen Fuß hoch. Wenn sie aus der Erde kömmt, ist sie nur mit einem einzi-

gen

gen Blatte umgeben, das ihr gleichsam zur Scheide dient, und grade in die Höhe geht, wenn sie sich weiter aufthut, und sich dann spitzig endiget. Die Blühte kömmt aus dem Obersten des Stengels; besteht aus zehn Blättern, deren drey lang und dunkelviolet sind, die drey andern sind viel kürzer, und haben eine blasse Rosenfarbe und stehn gemeiniglich unordentlich beysammen. Ein Griffel erhebt sich mitten aus dieser Blume.

Der Ahornbaum mit der rothen Blume ist in Karolina und Virginien sehr gemein. Er treibt sehr hoch, aber seine Dicke hat kein Verhältniß. Seine Blühten, welche klein und roth sind, eröfnen sich im Monat Februar, ehe die Blätter erscheinen, und dauern allein sechs Wochen. Er verschönert die Wälder, und bequemet sich sehr nach den gemäßigten Himmelsgegenden von Europa.

Kanada bringt zwey Arten Erdrauch hervor, davon eine, wie der europäische, stets grünt und auch zu dem nehmlichen Gebrauche, in der Medecin, dient. Sie hat einen graden, einen Fuß hohen runden glänzenden und mit einer Art Staub bestreuten Stengel, welchen man mit dem Finger leicht abschütteln kann. Seine Blätter sind zart, abgeschnitten, wie an

dem unsrigen, aber größer und wiederstehen der Kälte. Kleine Stengelchen gehn aus den Flügeln des Hauptstengels, an dessen Gipfel Blumen wie Aehren wachsen, von der Figur derer mit der ausgehölten Wurzel, aber von verschiedener Farbe. Ihr kleiner Kelch ist fleischfarbig, und wenn sie aufgeblüht sind, haben sie ein glänzendes Gelb, wie Gold. Nach den Blumen folgen krumme Hülsen, wie Sicheln und von gelblichter Farbe: sie enthalten Hirse ähnlichen, aber etwas rundern Saamen. Die Wurzel ist fasericht, und treibt mehr Fasern als unser Erdrauch. Dieses Kraut ist scharf, bitter, und ein Urin treibendes Mittel, und schaft die gallichten Feuchtigkeiten weg. Sein Saft stärket das Gesicht, und die Blätter, gekaut, erregen den Speichel.

Die andere Art von Kanadischem Erdrauch stirbt im Winter: aber wenn man sorgfältig ihre Wurzel bedeckt, so vermehrt sie sich unter der Erde. Diese Wurzel, welche keinen Geschmack hat, besteht aus zwey kleinen Buckeln, die mit kleinen Fäserchen umgeben sind. Die Blätter sind geflügelt, spitzig, wie die Wachholderblätter. Die Stengel sind purpurroth, die Blume weiß.

Die Ginsenwurzel aus Kanada findet sich an vielen Orten dieses Landes: diese

diese Pflanze soll die nehmlichen Kräfte, als die Chinesische haben.

Der Kanadische **Hesidaron** erhebt sich zwey Ellbogen in den kalten Ländern, und in den gemäßigten nur einen. Er hat viel winklichte und markichte Stengel, an welchen eine Menge grüner, blasser, röthlichter Fasern eine Art Kehlen bilden. Im Monat August bringt er Blumen hervor, die wie Aehren getheilt und viel größer sind als die Blumen des gewöhnlichen Hesidaron. Ihre obern Blätter sind auch viel röther: ihre Flügel von einer hellern und blaßeren Röthe. Wenn die Blume welkt, sieht man aus der Mitte eine Hülse hervorgehn, welche die Figur einer knotichten, sehr harten und oben und unten mit einer röthlichen Linie geendigten Sense hat. Die Wurzel ist fasericht, schwärzlich, und voller Saft. Diese Pflanze giebt einen angenehmen Geruch. Man braucht sie auch mit Glück bey kalten Feuchtigkeiten, die sie auflöst. Viele bedienen sich auch ihrer bey den Arzeneyen, und glauben daß sie die Feuchtigkeit der Geschwüre vertreibe.

Das **Klapperschlangenkraut** treibt einen einzigen Stengel, welcher fünf bis sechs Fuß in der Höhe haben kann, und sich mit einer kleinen gelben Blume von Gestalt einer Sonne endigt. Ihre Blät-

ter haben nicht alle eine und eben dieselbe Gestalt. Manchmal ist sie durch tiefe Einschnitte dreyfach getheilt: manchmal drey- bis fünffach, welche klein, oval, lang spitzig und an einem Stiele sind, und machen gleichsam einen Kalkutschhahnsfuß. Alle sind von einem schönen Grün. Die Blume hat einen schönen Geruch. Wenn die Wurzel dieser Pflanze gerieben wird, so hilft sie für den Biß der Klapperschlange.

Der Floridasche Jasmin steigt sehr hoch an Bäumen und Sträuchern, worein er seine Aeste legt. Seine Blätter sind gegen einander gestellt von dem Dicken ihrer Aeste an bis an ihr Ende. Seine Blumen, welche gelb und von Gestalt der Rüben sind, wachsen zwischen dem Stengel und Aesten: seine Enden sind in fünf Theile getheilt. Sein Saame ist platt, von einer Seite geflügelt, und in einer länglichten Kapsel eingeschlossen, die spitzig zugeht. Wenn er reif ist, eröffnet sich die Kapsel, indem sie sich gegen den Stengel neigt und ihn fallen läßt. Dieser Jasmin riecht eben so, als das gelbe Veilchen. Man hat ihn nach England gebracht, wo er sehr gut fortgekommen ist.

Der Amerikanische Ipecacuanha ist in Virginien unter dem Namen Mayapfel bekannt: aber diesen Namen hat er

er nur von seiner Reifungszeit, welche in diesem Monate ist. Diese Pflanze wächst anderthalb Fuß hoch, und blühet im Merz. Ihre Blume besteht aus vielen Blättern und vielen gelben Staubfäden, welche einen ovalen Eyerstock einer einzigen Hülse umgeben, die von runden Saamen gefüllet ist. Die Blätter gleichen sehr den gelben Wolfskrautblättern. Ihre Wurzel wird für ein gutes Brechmittel gehalten und zum Vomitiv gebraucht.

Es giebt in diesem Lande viele Arten Lorbeerbäume. Der, welchen man den Tulpenlorber nennt, wächst sehr hoch, und hat manchmal einen Umfang von dreyßig Fuß. Die Aeste sind daran ungleich, unregelmäßig, und oft gebogen. Seine Blätter, deren Gestalt den Ahornblättern gleicht, haben Stiele eines Fingers lang. Die Aehnlichkeit der Blumen dieses Baums mit den Tulpen hat seinen Namen verursacht. Sie bestehn aus sieben bis acht Blättern, deren Obertheil von einem blassen Grün ist und das Uebrige roth mit untermischtem Grün. Eine Hülle welche sie anfangs einschließt, eröfnet sich und krümmet sich wieder von hinten, wenn sie aufblühen. Das Holz des Baums ist sehr hart.

Der Lorberbaum mit wohlriechenden Blühren ist ein sehr schöner

Baum. Sein Holz ist weiß und schwammicht; seine Rinde weiß; seine Blätter von der Farbe des gemeinen Lorberbaums, und den ganzen Sommer durch sind die Wälder von dem Geruche ihrer Blühten durchräuchert. Sie sind weiß und bestehn aus sechs Blättern: in der Mitte ist ein konischer Stempel, welcher den Anfang seiner Frucht macht. Nach dem Abfall der Blume wächst er so dick, wie eine Nuß, ist mit Knoten und kleinen Erhöhungen bedeckt, welche sich öfnen, wenn er reif ist, und kleine platte Saamenkörnchen von der Dicke einer kleinen Bohne fallen lassen. Dieser Saame enthält einen Kern, der mit einer sehr schönen rothen Belle bedeckt, in einer sehr dünnen Schale eingeschlossen ist. Wenn er aus seinen Fächern geht, so fällt er nicht zur Erde, sondern bleibt an den weissen ungefähr einen halben Zoll langen Faden hängen. Man hat sie nach England verpflanzt, und sie sind sehr gut fortgekommen.

Der rothe Lorbeerbaum ist in Karolina und einigen Gegenden von Virginien im Ueberfluß. Die Blätter haben die Gestalt, wie an dem gemeinen Lorberbaume und verbreiten einen Würzgeruch. Seine Beeren sind in ihrer Reife blau, und kommen gewöhnlich zwey und zwey, manchmal drey und drey, hangen

an

an zwey bis drey Zoll langen Stielen, die roth sind wie ihr Kelch, dessen Rand zackicht ist. Auf dem festen Lande ist dieser Baum klein, aber auf den Inseln und an den Ufern des Meers sieht man sehr große und grade. Das Holz ist sehr körnicht, und zur Verfertigung sonderbarer Arbeiten sehr geschickt.

Der kleine Lorberbaum in Karolina ist nur ein Strauch, welcher einen sehr dünnen Stamm hat, und gewöhnlich über acht bis zehn Fuß in der Höhe nicht beträgt. Seine Blätter hängen abwechselnd auf Stengeln, die einen Zoll lang sind. Zwischen diesen Blättern sieht man kleine weiße Blumen hervorkommen, die aus fünf Blättern bestehn, welche viele lange Staubfäden mit gelben Köpfchen umgeben. Ein Trank von seiner Wurzel soll das Blut reinigen und den Magen stärken.

Epheu. Es giebt dessen zwey Sorten in Kanada: sie behalten im Winter nicht ihre Blätter. Der erste heißt Epheu mit drey Blättern, weil an einem langen Stengel stets drey hängen, aus welchen ein weißer Saft geht, welcher in der Luft wie Dinte schwarz wird: man bedient sich dessen zur Schwärzung der Haare. Seine Blühten sind klein, und von einer weißen Blässe; machen Beeren, die wie Trauben hängen, Platz, deren Kerne ei-

nen runden sehr harten, aschfarbigen und mit einer trocknen und runzlichten Haut bedeckten Saamen enthalten. Dieser Epheu blüht im Julius, und sein Saamen ist in September reif. Sein Holz ist weicher als des unsrigen seines, und treibt auf eine verschiedene Art. Bald ist er grade und ohne Stütze; bald kriechend, bald legt er sich an die Zweige der andern Bäume. Unten an einer Mauer thut er eben das, was der gemeine Epheu thut. Seine Blätter rötheln zur Weinlesezeit, daher man ihn in Frankreich den Kanadischen Weinstock nennt: ob er gleich keinem Weinstocke, weder an der Rinde noch an der Figur der Blätter gleicht: überdies sind seine Beeren von den Weintraubenbeeren gänzlich verschieden.

Der andere Epheu, welchen man den fünfblätterigen Epheu nennt, hat einen von der Natur eines Weinrebens knotichten, markigen Stengel, der mehr mit einer zähen Haut, als einer Rinde bedeckt ist. Er steigt so hoch als die Mauer, oder der Baum, an welchen er sich legt, und verbreitet sich nach Verhältniß. Stiele, welche wechselsweise aus den Knoten wachsen, haben jeder fünf Blätter, die an kleinen Schwänzchen angebunden sind, und zwischen den Blättern geht von beyden Seiten des Stengels

gels eine Art kleiner Nägel hervor, aus welchen kleine krausige Fasern entstehn, deren Ende eine Schwiele bildet. Mit diesen Fasern legt sich diese Pflanze an alles an, was ihr vorkömmt. Sie macht auf den Mauern ein sehr angenehmes Grün und verursacht keinen Schaden.

Der **Kanadische Liston** hat eine Blühte wie der gewöhnliche; aber seine Farbe ist purpurröthlich und seine Blätter gleichen einer Pfeilspitze. Wenn man sich damit gerieben hat, soll man eine Klapperschlange berühren können, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu befürchten.

Die **Kanadische Lychnis** unterscheidet sich nur durch ihre Größe von der unsrigen. Man stößt ihre Wurzelfäsern, wickelt sie in Leinwand, wirft sie in ein Faß, und damit sie auf dem Grunde liegen bleiben, bindet man ein Gewicht daran. In weniger als drey Monaten geben sie dem Weine einen sehr angenehmen Geschmack. Die gekaute Wurzel macht auch einen sehr angenehmen Athem. Man versichert, sie habe alle Eigenschaften der Narde und der europäischen Lychnis.

Der **Matagon** treibt einen Stengel ungefehr einen Fuß hoch. Am zweyten Drittel bringt er zwey kleine Blätter hervor, die einander gegen über stehn. Am

Ende

Ende sproßen zwey andere Blätter hervor, welche eben so oval und einen Zoll lang sind. In der Mitte dieser Blätter erhebt sich ein Stiel welcher einen Strauß hält, der in einer Hülle eingeschlossen ist, welche aus vier weissen, ovalen, vier bis fünf Linien langen und creuzweisliegenden Blättern besteht. Jede Blume hat vier Blumenblätter, die auf einem etwas vierspitzig geschnittenen Kelche getragen werden. Dieser Kelch wird zu einer Frucht in Gestalt einer runden fleischigen sehr schönen rothen und einer Erbse dicken Beere, welche einen Kern mit zwey Behältnissen hat. Die Wilden essen diese Frucht.

Man unterscheidet in diesem Lande zwey Arten Myrthen; eine, welche nur drey Fuß in die Höhe steigt, die andere aber zwölfe, mit nicht so breiten Blättern; und das ist auch der ganze Unterschied zwischen denselben. Der Stamm der letztern ist krumm, und treibt unregelmäßig ihre Aeste sehr nahe an der Erde. Ihre Blätter sind lang, schmal, spitzig, und zackigt. Im Monat May treiben die Aeste lange Büschel mit kleinen Blumen, welche den Kätzchen der Haselstauden gleichen. Diese Büschel stehen sehr nahe an einander, und sind mit roth und grün vermischt. Auf sie folgen kleine Trauben mit blauen Beeren, die

sehr

sehr dicht beysammen sind. Die Kerne liegen in einer sehr harten und langen Nuß, von einer ölichten und mehlichten Substanz bedeckt. Daraus macht man eine Art grünes Wachs. Wenn diese Beeren reif sind, welches im Monat November und December geschieht, läßt man sie zu dem Ende im Wasser so lange kochen, bis das Oel darüber schwimmt, und schöpft es weg, so wie es auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kömmt. Indem es kalt wird, verhärtet es sich, und bekömmt ein schmutziges Grün: läßt man es aber wieder kochen, erlangt es ein helleres Grün. Die Lichter, welche man aus diesem Wachse macht, dauern und leuchten so gut, wie die unsrigen. Der Rauch, welchen sie machen, wenn man sie auslöscht, giebt einen wahren Myrthengeruch. Dieses Wachslicht hat den Fehler, daß es sich sehr leicht zerreiben läßt: aber man mischt ein Viertheil Inselt darunter, welches würklich die Anmuth und den Glanz des Lichts verringert, und die Wachslichter flüßiger macht.

Der schwarze Nußbaum ist in den mittäglichen Theilen von Kanada sehr gemein. Er ist von einer außerordentlichen Höhe. Seine Blätter sind viel schmäler, glätter und spitziger, als die Blätter des gemeinen Nußbaums. Die

innerliche Schale der Frucht ist so hart, daß man einen Hammer braucht, sie zu zerbrechen; die äußerliche ist sehr dick, und sehr höckericht. Die Frucht ist sehr ölicht, und hat einen sehr starken Geschmack, welches aber die Eichhörnchen und andre nicht hindert, sie zu essen. Die Wilden lassen sie trocknen und essen sie mit vielem Vergnügen. Das Holz dieses Baums ist sehr gut zur Tischerarbeit: es ist viel schwärzer, als das ordentliche Nußbaumholz.

Der Kanadische Dost (*origanum*) hat mit einer Rohrflöte sehr ähnliche Röhren: ihre Stengel sind viereckigt, und manchmal mit vielen Winkeln: sie sind haarig und treiben viele Aeste. Die Blätter sind lang, lichtgrün, und bedecken den ganzen Stengel bis an das obere Ende, wo die Blühte ist. Die Basis dieser Blühte ist mit zehn bis zwölf kleinern Blättern umgeben, als die Blätter der Stengel sind. Diese Blume, welche der Scabiosenblühte gleicht, obgleich niedriger und platter, ist aus vielen Kelchen zusammengesetzt, aus welchen wohlgeordnete und purpurrothe kleine Röhren gehen. An ihrem Ende theilen sie sich in zwey, und machen zween oder dreyen Fäden Platz, deren Kopf von nehmlicher Farbe ist. Oft wächst mitten in der Blume ein drey Finger langer Stengel

mit

mit einer zweyten Blume. Das Haarichte der Stengel sind nichts als Staubfäden, welche sie bedecken. Die Pflanze soll einen Isopgeruch von sich geben. Ihr Geschmack ist ein wenig herb, und beißt die Zunge wie Pfeffer: die Wurzel aber ist ganz unschmackhaft. Sie dauert viele Jahre und blühet im Julius und August.

Man findet in Kanada zwey Arten Heilwurzen. Die erste wächst in allerhand Boden, selbst zwischen den Kieselsteinen. Ihre Wurzel, welche eines Daumes Dicke hat, hat mehr als einen Fuß in der Länge. Der Stengel, welcher purpurdunkel ist, theilet sich durch knotichte Gelenke, treibt viele Aeste und schließt ein knorpliches Mark ein. Die Blätter, deren viele von einem Stiele getragen werden, haben fast die Figur eines spitzig zugehenden Herzens und sind herum zackigt. Aus dem Knoten des Stengels gehen Stiele, die ihn umwickeln, und woraus die Traube kömmt. Mitten im Sommer sind alle Stengel mit Blumen und Traubenbeeren beladen. Die ersten gleichen Anfangs den Weinbeeren, werden alsdann weiß und verwandeln sich in Beeren, welche aus grünen rothe werden und einen sehr angenehmen Geschmack bekommen. Diese Beeren enthalten auch den Saamen. Blätter und Wurzel

sind

sind von gleichem Geschmacke; aber die Frucht ist etwas delikater und die Köche machen Gebrauch davon. Die Pflanze vergeht, und wächst alle Jahre. Man rühmt die Schönheit dieser Heilwurz.

Die zweyte, welche man die wohlriechende Heilwurz nennt, erhebt sich ohngefehr zwey Ellbogen: ihre Wurzel ist weiß, lang und fleischigt. Die ersten Blätter, welche sie treibt, sind lang, breit und ein wenig zackigt, und die, welche hernach kommen, sind bis auf die Nerven zerschnitten. Sie haben gewöhnlich einen Fuß in der Länge, und breiten sich nahe an der Erde um die Wurzel aus; denn der Stengel hat fast keine Gestalt und ist wie verstümmelt. Die Aeste fangen sich gleich unten an, wo er nur zum Bande zu dienen scheint, die Last einer schweren Umbelle zu tragen, welche alle Stengel bestimmt. Die Blumen dieser Umbellen sind weiß, wie die Blumen des gemeinen Heilkrauts, und verbreiten sehr weit einen angenehmen Bisamgeruch. Die Blätter haben einen bittern Geschmack, welcher ein wenig in die Nase fährt. Dieses Heilkraut blüht in den Monaten September und Oktober.

Der schwarze Pappelbaum wächst nur in Karolina. Er ist sehr hoch und seine Aeste breiten sich sehr weit aus.

Sein

Sein Saamen, der vor dem April eingesammlet wird, ist wie Trauben geordnet und mit einer baumwollnen Substanz bekleidet. Auf den dicksten Knospen des Baums findet man einen wohlriechenden Balsam. Seine Blätter sind zackigt und sehr groß.

Der **Pacanbaum** bringt eine Nuß von Gestalt und Dicke einer großen Eichel hervor. Es giebt einige, deren Schale dünne ist, andere haben eine dickere und härtere. Ihr Geschmack ist angenehm. Der Baum ist sehr hoch und gleicht einem europäischen Nußbaume. Fruchtbäume

Der **Aciminbaum** ist ein Strauch vom zartem Holze. Seine Rinde ist dünn, seine Blätter lang und breit, wie Kastanienblätter, aber viel dunkelgrüner. Seine Frucht ist von der Länge eines Fingers und kann einen Zoll im Durchschnitte haben. Sie hat ein zartes und etwas zuckerhaftes Fleisch, welches mit einem Kern besäet ist, der dem Wassermelonenkernen gleichet.

Der **Piakiminbaum** ist ein sehr schöner Baum. Gewöhnlich ist er so hoch wie ein Pflaumbaum. Seine Blätter sind fünfspitzig; sein Holz ist mittelmäßig hart, und seine Rinde sehr grob. Die Frucht ist was man in China eine Feigentonne nennt. Sie hat die Gestalt ei-

ner Damaskuspflaume; aber sie ist ein wenig dicker, hat eine zarte Rinde, eine wäßrigte Substanz, eine rothe Farbe und einen sehr delikaten Geschmack. Sie enthält Kerner, welche wenig von den Acidinkernern unterschieden sind.

Gemeine Pflanzen.

Der Amerikanische Kalbfuß wächst in den Gräbern und niedrigen Wässern, und steigt drey bis vier Fuß. Seine Blätter hängen an saftvollen langen Stengeln: diese gehn aus einer knollichten Wurzel hervor. Alle haben an ihrem Ende eine große grüne Kapsel, welche viele Beeren von eben der Farbe und runden Figur enthält: einige von der Dicke einer Musketenkugel, andere um die Hälfte kleiner. Diese Kapsel, von der Dicke eines Hünereys eröfnet ist, wenn sie reif ist, und zeigt Beeren, welche in ihrer Reife grün werden und sehr zart sind. Mit Fleisch gekocht sind sie gut und gesund: roh scheinen sie höchst warm und adstringirend.

Die Kanadische Pimpernelle kömmt aus einer sehr ausgebreiteten und mit fleischigen Fasern sehr bekleideten Wurzel. Ihr Hauptstengel ist rund und voller Knoten, woraus viele andere Stengel von eben der Farbe und Gestalt als die europäische Pimpernelle, hervortreiben. Die Bluuen, welche auf der Höhe der Stengel wachsen, bilden eine sehr lange

Achre,

Aehre, und blühen eine nach der andern auf, indem sie von unten anfangen. Jede Blume ist aus vier Blättern gebildet, in Gestalt eines Kreutzes, auf einem gerundeten kleinen Gefäße, welches vier Höhlen hat, woraus drey bis vier Staubfäden kommen. Sie ist fast beständig grün; aber am Ende nimmt sie eine weißlichte Farbe an. Ungeachtet dieser Sonderbarheiten hat diese Pflanze eben einen solchen Geschmack als die unserige.

Der **Ahornbaum** ist sehr gemein in den mittäglichen Theilen von Kanada. Seine Blätter sind breit, haben fünf Spitzen, sind zackigt, hellgrün, und darüber ein wenig haarig. Die Kapseln, welche den Saamen einschließen, sind rund, und an einen vier bis fünf Zoll langen Stiel gebunden. Die Frucht gleicht der morgenländischen Ahornfrucht. Die Rinde des Baums ist glatt, und gemeiniglich weiß und grün gemischt. Man versichert, das innerliche Häutlein seiner Wurzel, sey in Wasser gekocht, ein untrügliches Mittel für alle Arten von Aufreiben. Man bespritzt die Wunde mit diesem Wasser und streut darüber ein wenig Asche von dem Häutchen selbst.

Die **Chinawurzel** ist eine Art Smilax, deren zwieblichte und in viele Knoten getheilte Wurzeln, viele knotige, stachliche, biegsame Stengel, von der Dicke

eines Rohrs, treiben. Sie steigt gemeiniglich zwanzig Fuß hoch, und hängt sich an die Bäume und Sträucher. Im Herbst bringt diese Pflanze schwarze und runde Traubenbeeren, die an einem ungefehr drey Finger langen Schwanze hängen. Jede Beere enthält einen runden und sehr harten Saamen. Die Wurzeln sind sehr zart und voller Saft, wenn sie aus der Erde kommen: aber die Luft giebt ihnen alle Härte des Holzes: man macht daraus ein sehr gerühmtes Wasser zur Blutreinigung. Im Frühling ißt man seine Stengel wie den Spargel.

Die **Kanadische Rauke** oder **weisser Senf**, ist eine Art Strauch, der fünf Fuß hoch wächst, wenn die Wurzel, welche weiß und faserig ist, einen ihr zuträglichen Boden bekömmt. Sie treibt viele und mit einer sehr groben Wolle bedeckte Aeste. Die Blätter sind lang, spitzig, ungleich gezackt und mit leichten Federchen bekleidet. Sie haben, wie alle Arten Senf im Anfange einen etwas herben, in ihrer Reife aber desto saurern Geschmack. Die Blumen, welche in den Monaten Junius und Julius in großer Menge hervorkommen, sind gelb, und haben nur vier Blätter mit einem Griffel und vier Staubfäden. Wenn die Blume abgefallen ist, wird der Griffel zu einer dicken verlängerten, graden, und mit kleinem

Saa-

Saamen von süßem Geschmacke erfüllten Hülse, der in Monat August reif ist und in September abfällt.

Der Jungferpantoffel hat eine Wurzel, wie die schwarze Niesewurz. Sein Stengel ist einen Fuß hoch. Die Blätter sind breit und von der Natur des Wegebreits. Die Blume, manchmal einfach, manchmal doppelt, ist wie ein Pantoffel gekrönt: sie besteht aus zwey oder drey Blättern, in deren Mitte sich ein kleiner etwas gerundeter Stiel erhebt, der sich oben etwas öfnet, und die Oefnung eines Pantoffels vorstellt. Seine Farbe ist dunkelpurpur. Man findet einen beträchtlichen Unterschied zwischen diesem Pantoffel und demjenigen, welcher unter dem nehmlichen Namen bekannt war; er hat mehr Blätter; das Häutlein, welches die Gestalt des Pantoffels bildet, ist gelb.

Das Kanadische Drachenblut wächst in schattigten und steinigten Oertern. Seine Blume hat acht, in die Runde gestellte Blätter: seine Frucht ist eine dicke Hülse von fünf bis sechs Linien in seiner Mitte, hat zwey Felder, die auf einem Rahmen angebracht sind, an welchem kleine Schnuren hängen, die den Saamen nähren. Seine Wurzel ist knollicht und giebt einen blutrothen Saft, man braucht ihn zum Stubenmalen.

Die Osterlucey und der Sassefras sind in diesem Lande sehr gemein.

Der Sevenbaum der Alpen kömmt in Kanada auch fort. Er wächst aber nicht hoch, doch breiten sich seine Aeste sehr stark aus. Seine Blätter sind am Gipfel sehr stachlicht, übrigens scharf und brennend. Seine Beeren, denn er ist unfruchtbar, haben den nehmlichen Geruch, den der Sevenbaum mit Früchten hat: aber die ersten sind röthlich, die andern himmelblau: sie haben die Dicke der Wachholderbeeren, und vorher gehen einfache Anfänge, die von gekrümmten und aus drey, vier bis fünf Knoten zusammen gesetzten Stielen getragen werden. Die Hauptkraft dieser Beeren ist, die Würmer im Leibe zu tödten. Die zerriebenen und mit Honig vermischten Blätter reinigen die Geschwüre und lösen die Pestbeulen auf.

Die Senega, oder die Wurzel wider die Klapperschlangen, ist eine der geschätztesten in Amerika. Ihre Wurzel ist frisch, vier bis fünf Zoll lang, dick wie der kleine Finger, krumm, in viele kleine Aeste vertheilt, mit Seitenzasern, und einer Hervorragung besetzt, welche sich in ihrer ganzen Länge ausdehnt. Sie ist von außen gelblich, von innen weiß, von sauerm Geschmacke, ein wenig bitter, und etwas gewürzig. Sie treibt viele

Sten-

Stengel, einige grade, einige auf die Erde gebeugt, dünne, gelblicht, einfach, ohne Aeste, cylindrisch, glänzend, schwach und ungefehr einen Fuß lang. Die Stengel haben ovale, spitzige, abwechselnde, einen Zoll lange, und glänzende Blätter, die desto größer werden, je mehr sie sich dem Gipfel nähern. Eben diese Stengel endigen sich mit einer kleinen Aehre von weit aus einander stehenden Blumen, die den gewöhnlichen Kreutzblümchen gleichen, aber viel kleiner, abwechselnder, und ohne Stengel sind. Man unterscheidet die Wurzel der Senega durch diese häutige Hervorragung, welche von einer Seite in ihrer ganzen Länge herrscht. Die Wilden glauben, sie verhindere die Wirkungen der Klapperschlangen. Sie ist gut für die Verdicknng des Bluts.

Die Pflanze, welche man die virginische Schlangenwurz nennt, treibt manchmal drey Stengel, auf welchen ihre Blätter, welche drey Zoll lang sind, wechselsweise geordnet sind. Ihre Blumen wachsen gegen die Erde auf Stielen eines Zolls lang. Ihre Farbe ist dunkelpurpur. Sie machen den runden kanälichten Kapseln Platz, welche vielen kleinen Saamen enthalten, der im Monat May reif ist. Die Wurzel dieser Pflanze wird sehr geschätzt; aber da sie sich

sehr vermehrt, so verkauft man sie nicht theuer.

Die scharfe Winde mit Lorberblättern hat würklich, Blätter von eben solcher Farbe und Beschaffenheit, als der männliche Lorberbaum hat; aber ihre Gestalt kömmt den Blättern des weiblichen Lorberbaums näher. Sie haben keine empfindlichen Adern, als in der Mitte. Ihre Blühte ist klein und weißlicht. Die Frucht wächst wie runde Trauben. Es sind schwarze Kerner, deren ieder einen schwarzen Saamen enthält, welcher im Monat Oktober reif ist. Er dient verschiednen Arten Vögeln zur Nahrung, vornehmlich einer schönen Art Waldschreyer. Diese Pflanze treibt viele grüne Stengel, welche oft höher als sechzehn Fuß steigen und so dick werden, daß sie in Sommer eine undurchdringliche Hecke bilden und für die Thiere im Winter ein gemäßigter Zufluchtsort sind.

Der Nachtschatten mit drey Blättern gedeiht vornehmlich in den bedeckten Gehölzen. Er bringt nur einen Stengel hervor, welcher fünf bis sechs Zoll grade in die Höhe steigt. Aus seinem Gipfel gehen drey große spitzige Blätter, die wie ein Triangel hängen, jeder von drey Seiten, und mit mehr oder weniger dunkelgrünen Flecken bemalt: darzwischen kömmt

eine

eine violette Blume, die aus drey graden und langen Blättern besteht. Der Kelch ist in drey Theile getheilt, und die Wurzel der Pflanze ist knolligt.

Es giebt noch eine andere Art Nachtschatten, der eigentlich in Kanada wächst. Er treibt aus seiner Wurzel, welche auch knollicht ist, einen runden grünen Stengel, aus dessen Mitte drey gegen einander stehende Blätter gehen. Sie sind sehr breit und endigen sich spitzig; ihre Farbe ist dunkelgrün. Aus dem Ende des Stengels kömmt eine aus sechs etwas abhängigen Blättern bestehende Blume, darin die drey untersten grüner und kleiner, die drey andern breiter, länger und dunkelpurpurrother sind. Aus der Mitte dieser Blume kömmt ein kleiner Apfel, welcher bey dem Reifwerden sich schwärzt, und eben einen solchen Saamen hat, als der Gartennachtschatten. Manchmal ist die Blühte dieser Pflanzen weiß. Sie blühen im Monat May und der Kern wird in dem darauf kommenden Monat reif, und in dem Julius verschwindet er ganz, so daß nichts als die Wurzel davon bleibt.

Das amerikanische Cypergras hat Blätter wie das Lauch; doch sind sie länger und lockerer. Seine Röhre, welche wenig von der Röhre der knorrigen Binse unterschieden ist, erhebt sich anderthalb

Arme hoch. Seine Blume ist klein, seine Wurzel locker und sehr lang, von runden und wollichten Buckeln zusammen gesetzt, die von einander etwas abstehn. Die Spanier reihen sie wie einen Rosenkranz an, und heißen sie der heiligen Helena Paternoster, weil sie diese Pflanze an Kap St. Helena in Florida, bey der Mündung des Jordans gefunden. Die der Sonne ausgestellten Buckel werden sehr hart, von außen schwarz und von innwendig weiß. Sie haben den Würzgeschmack des Galgants. Man hält sie für trocken, und bis fast im vierten Grad warm, etwas adstringirend und harzig. Die Wilden drücken die Pflanze zwischen zwey Steinen, und reiben den Körper mit dem Saft, der daraus geht. Nach ihrem Vorgeben stärkt er ihr Fleisch. Zu Pulver gestoßen und in Wein eingenommen, erleichtert er den Harnfluß. In Fleischbrüh genommen, stillet er das Brustweh. Man macht auch ein Pflaster daraus, das den Blutfluß aufhält. Endlich stärket er den Magen und heilet die Leibesschmerzen.

Die **große Bergnelke** von Nordamerika unterscheidet sich von der gemeinen, durch die Dicke ihrer Blätter, durch die Farbe und Natur ihrer Blume. Ihre Wurzel ist sehr lang, und fast ohne Fasern. Ihre Blätter, welche drey Zoll

in

in der Länge und einen in der Breite haben, sind dunkelgrün, obgleich sehr glänzend. Sie nehmen immer ab; doch ist ihre Spitze stumpf. Sie kommen rund, gehn unmittelbar aus der Wurzel mit zwey Nerven, wie Wegebreitblätter. Aus der Mitte jedes Blatts erhebt sich einer oder zwey kleine Stengel oder lange Stiele, die sich mit einem Knopfe von einem häutigen Wesen endigen, der sich nach und nach öfnen, ohne zu brechen und eine weiße Blume heraustreibet. Die Blume beugt sich herunter, und bildet, indem sie sich verdickt, eine für den Stengel sehr passende Hülle. Die Pflanze ist kalt und trocken, gut für allerhand Brüche am Leibe, selbst wenn schon Entzündung da ist. Ueberdieß schreibt man ihr eine Säure zu, welche sie ganz vortreflich für alle faule Fieber und alle Arten Geschwüre macht. Diese Pflanze hat solche gute Eigenschaften, daß man sie die kostbare Pflanze nennt.

Das **amerikanische Heilblatt** (thalictrum) hat nur eine sehr unvollkommene Aehnlichkeit mit dem thalictrum der Alten: Seine Blätter sind schöner und in größerer Anzahl. Seine Größe sind zwey Ellbogen. Seine Wurzel treibt viele dunkelpurpurrothe Stengel, die durch Knoten getheilt sind, aus welchen andere kleinere Stengel gehen, die von den Haupt-

stens

stengeln durch weißliche Ventile getrennt sind. Die Blätter haben eben diese Gestalt, und sind in der nehmlichen Ordnung gestellt, wie in der Ancholia; aber sie sind von einem mit Weiß vermischten Grün. Die Stengel endigen sich mit Sträußern von sehr kleinen Blumen, deren Knöpfe hellpurpur sind, und theilen sich in fünf Blätter, welche eine Menge kleiner Staubfäden mit gelben Köpfen aufdecken. Im Monat Julius werden diese Staubfäden verlängerte und dreywinklichte Körner mit einem Buckel oder einer Schwiele von häutigem Wesen auf jedem Winkel. Die Pflanze scheinet von einem sehr süßen Geschmack; aber wenn man sie kaut, findet man sie fett, zäh, und von einer beißenden Bitterkeit. Gestoßen wird sie mit vielem Glück auf die Wunden gelegt; in Wasser gekocht erleichtert sie die Eiterung.

Der Kanadische Klee ist ein Gegengift, welcher seine Kraft von seiner Hitze und seiner anziehenden Eigenschaft hat. Er wächst einen Ellbogen hoch. Sein Stengel ist dünn, von Binsenart, nnd hat eine purpurrothe ins Schwarz fallende Farbe: sie treibt gleich aus der Wurzel, Sprossen, welche sich in viele kleinere theilen. Jede davon hat drey Blätter, die den Lotus- oder Melotenblättern gleichen, aber sie sind spitziger, gra-

der, und an einem sehr langen etwas haarigen und klebenden Stengel gebunden. Wenn man sie zerreißt, haben sie keinen Geruch; aber wenn man sie berührt, so hengen sie an den Fingern und verbreiten einen Geruch, welcher in den jungen Pflanzen dem vom Färberbaume gleicht, und in den alten harzig wird. Jede Sproße schließt sich mit einer purpurrothen Blume, aus drey kleinen sich zurücklegenden Blättern und aus einem vierten bestehend, das sich inwendig hineinbiegt, und über welches sich drey kleine Staubfäden mit weißen Köpfen erheben. Wenn sie abfallen, erscheinen an ihrer Stelle Hülsen, welche Finger lang werden, haarigt und klebend sind, wie die Blätter, anfangs grün, hernach purpurroth. Sie enthalten einen breiten und länglichen Saamen, wie der Geiskleesaamen, und haben eben so eine Höhle, wie die Purgierbohne. Die Wurzel ist lang, zasericht, sehr warm und sticht die Zunge. In Frankreich kömmt diese Pflanze nicht zu ihrer Reife, nicht einmal zu ihrer natürlichen Höhe.

Die Rainweide mit violetten Beeren und Lorberblättern ist ein sehr schöner Strauch. Es wächst gemeiniglich sechzehn Fuß hoch: der Stamm hat manchmal sechs, manchmal acht Zoll im Durchschnitt. Die Blätter sind von

eb-

lebhaftem Grün, und glänzender als die Blätter des gemeinen Lorberbaums, welchem sie der Gestalt nach sehr gleicht. Im Merz sieht man zwischen den Blättern zwey bis drey Spannen lange und mit kleinen weißen Blumen bedeckte Dornen hervorkommen; diese Blumen sind vierblättrig, und hängen an Stielen, die einen halben Zoll lang sind. Die Früchte, die darauf folgen, sind rothe Beeren, beynahe von der Dicke der Lorberbeeren und mit einer violetten Haut bedeckt: sie enthalten eine Nuß, die sie in der Mitte von einander trennt.

Der **Tupelo** ist in Karolina und in den benachbarten Gegenden sehr gemein: er hat einen sehr dicken Stamm nahe an der Erde und wird sehr groß. Seine Blätter sind sehr breit, und mit unregelmäßigen Einschnitten. Seine Blumen wachsen an den Seiten seiner Aeste, und sind an ungefehr drey Zoll langen Stielen gebunden: sie bestehn in vielen graden grünlichten Blättern, die auf der Höhe eines ovalen Körpers gesetzt sind, welcher der Anfang der Frucht ist. Der Kelch ist unten und theilt sich in vier Theile. Diese Frucht gleicht an Dicke und Farbe den kleinen spanischen Oliven. Sie enthält eine harte aber röhrige Nuß. Das Holz des Baums ist weiß, weich und schwammicht. Seine Wurzeln kommen

men mit dem Bestandtheilen des Littichs überein, und dienen auch zu dem nehmlichen Gebrauche. Dieser Tulipo liebt den feuchten Boden und wächst an den feuchtesten Oertern der Flüsse.

Man findet in dem nehmlichen Lande einen andern Tulipo, welcher so gar gemeiner ist, als der vorhergehende. Seine Blätter sind nicht gezähnt, und seine Blume ist kleiner. Er steigt gemeiniglich sehr hoch, und seine obgleich sehr ausgebreitenden Aeste sind ein sehr regelmäßiger Strauch. Sein Stamm ist grade und seine Blätter gleichen den weiblichen Olivenblättern. Im Herbst sind alle seine Aeste mit schwarzen und ovalen Früchten bedeckt, die an langen Stielen hängen, und mit einer harten röhrigen und platten Nuß besetzt sind. Ob sie gleich sauer und herbe ist, so nehmen sie doch die Bäre und andere wilde Thiere zu ihrer Nahrung. Der Kern des Holzes ist grob und krausig; welches es zu allen Geräthschaften des Ackerbaues tauglich macht.

Nordamerika bringt auch zwey Arten Baldrian. Sie haben beyde solche Blätter wie die Nessel, doch die eine hat violette, die andere weiße Blühten. Die Blätter der ersten Art sind etwas mehr abgeschnitten, und die violetten Blühten nähern sich mehr den Steinpoley- oder wil-

wilden Basilienblättern. Die Wurzel dieser beyden Pflanzen ist zasericht und wächst nicht sehr in die Erde: ja sie bekömmt mehr Stärke, wenn die Fasern aufgedeckt liegen. Diese beyden Baldriane übertreffen den unsrigen sehr weit. Wird seine Wurzel gekaut, so balsamirt sie gleichsam den Mund ein, und reizt alsdann die Zunge wie Zimmtrinde. Es gehn aus derselben viele hohle, runde, knollichte, glänzende, einen Arm hohe Stengel hervor, und theilen sich in viele andere. Die Blätter wachsen zwey und zwey bis an das Ende der Stengel, und sind gar nicht von den Blättern der grossen Nessel verschieden; aber nicht so reizend und von einem hellern Grün. Jeder Stengel endiget sich mit einem Büschel weißer, sehr kleiner Blumen, die den Blumen der unsrigen gleichen, aber in größerer Anzahl sind. Sie erscheint im Monat September, und wird durch kleinen langen Saamen ersetzt, den der Wind leicht zerstreut. Im Winter trocknen und fallen alle Stengel ab; es bleibt nur die Wurzel, worinn diese Baldrane von dem unserigen unterschieden sind. Die Amerikanischen wachsen und blühen in Frankreich.

§. 4.

Kanadische Thiere.

Vierfüßige.

Die starke Kälte, welche man in diesem Lande fühlt, verhindert nicht, daß es nicht mit Thieren aller Arten sehr bevölkert sey: einige verlassen es im Winter, um ein sanfteres zu suchen: andere vermögen wider die schrecklichste Kälte auszuhalten; andere haben endlich einen bewundernswürdigen Instinkt, sich dafür zu bewahren.

Wir wollen den Anfang dieses Artikels mit dem Biber machen, welchem ohne Widerspruch der erste Rang unter allen Thieren in Kanada gehört. Alle Nachrichten von diesem Lande enthalten lange Beschreibungen von diesem sonderbaren Thiere: aber wir geben derjenigen, die die Missionarien davon geliefert, den Vorzug.

Der Pater Charlevoix saat, daß dieses Thier in Europa vor der Entdeckung von Amerika nicht unbekannt gewesen sey. Man findet in den alten Urkunden der Pariser Hutmacher verschiedene Verordnungen für die Bearbeitung der Kastorhüte. Kastor und Biber sind verschiedne Namen eines und ebendesselben Thiers;

aber es sey nun, daß der Biber in Europa sehr rar geworden, oder daß sein Haar nicht von eben der Güte ist, wie des Amerikanischen seines, so redet man doch nicht mehr vom ersten, als in Beziehung des Bibergeils. Man hat es niemals als ein sonderbares Thier gerühmt, welches vielleicht daher kömmt, daß man es in der Nähe nicht genug geprüft, oder daß es die Eigenschaften des Landkastors hat, welcher eine andere Art ist.

Der Kanadische Kastor ist ein vierfüßiger Amphibie, welcher aber doch ohne ins Wasser zu gehen leben kann: er kann sogar nicht lange darinn bleiben; doch muß er sich manchmal darinn baden. Die größten Biber haben etwas weniger, als vier Fuß, ungefehr funfzehn Zoll von einer Hüfte zur andern und wiegen sechzig Pfund. Ihre Farbe ist nach der Verschiedenheit der Himmelsgegend, unter der sie sich befinden, verschieden. In den nördlichen Gegenden sind sie ganz schwarz: aber es giebt auch weiße daselbst. In den gemäßigten Himmelsgegenden ist der Biber braun, und seine Farbe erhellet sich, je mehr man nach Süden kömmt. Bey den Illinesen sind die Biber fast gelb und man sieht auch einige, welche von Strohfarbe sind. Man bemerkt, daß je schwärzer sie sind, je weniger haben sie

Haare,

Haare. Das, welches auf dem Rücken ist, kann zwey Zoll in der Länge haben, aber es verkleinert sich, indem es sich dem Kopfe und dem Schwanze nähert. Es ist grob, leuchtend und unbrauchbar. Das welches auf dem übrigen Körper isf, ausgenommen an den Pfoten, wo es sehr kurz ist, ist ein sehr feines dickes und einen Zoll langes Haar: und dieses wird gebraucht. Man nennt es sonst in Europa Moskowitische Wolle. Es macht die Kleidung des Kastors, das andere dient ihm nur zur Zierde; vielleicht hilft es ihm auch zum Schwimmen.

Dieses Thier soll funfzehn bis zwanzig Jahr leben. Das Weibchen ist vier Monate trächtig, und wirft vier Junge. Es hat vier Brüste, zwey auf der groken Brustmuskel zwischen der zweyten und dritten Oberrippe; die zwey andern sind ungefehr vier Finger höher. Die Muskeln dieses Thiers sind ausserordentlich stark, und von einer Dicke, die mit der Leibesgröße gar kein Verhältniß hat. Sein Eingeweide ist sehr zart, und seine Knochen sehr hart. Seine zwey Kinnbacken sind fast gleich, und von außerordentlicher Dicke. Jeder ist mit zehn Zähnen, zwey Schneide- und acht Backzähnen bewafnet. Die obern Schneidezähne sind drittehalb Zoll lang, und die untern länger, als drey Zoll, und folgen der Krüm-

me des Kinnbacken, welches so kleinen Thieren eine erstaunende Stärke giebt. Man bemerkt auch, daß die Zähne der beyden Kinnbacken nicht genau über einander stehen. Die obern gehn sehr weit vor den untern hervor, so daß sie sich kreuzen wie die zween Schneiden einer Scheere. Die Länge der einen und der andern Zähne ist das dritte Theil von ihrer Wurzel. Der Kopf ist beynahe so wie der von einer Bergmaus: er hat eine lange Schnautze und kleine Augen, kurze, runde Ohren, von außen haarig, innwendig aber ohne Haare. Seine Beine, vornehmlich die vordern, sind kurz; sie haben nicht über vier Zoll in die Länge und gleichen den Dachsbeinen. Die Nägel sind krumm und hohl, wie Federkielen. Die Hinterfüsse sind platt und mit Häuten zwischen den Fingern versehn. Der Biber kann gehn, aber langsam, und schwimmt auch so gut, wie andere Wasserthiere. Ueberdieß ist er durch seinen Schwanz ganz Fisch, und sein Fleisch kann in der Fastenzeit gegessen werden. Die Wilden haben es gedörrt, welches ihm aber nicht den wilden Geschmack benimmt, den es nicht eher verliert, als wenn es im Wasser gekocht worden. Durch diese Zubereitung wird es sehr delikat und gesund. Man hält es auch für so nahrhaft, wie das Kalbfleisch. Gekocht

kocht verlangt es noch etwas, das den Geschmack erhöhet; aber vom Bratspieße ißt es sich ohne die geringste Würze.

Das Merkwürdigste aber an dem Biber ist sein Schwanz. Er ist fast oval vier Zoll an seiner Wurzel, fünfe in der Mitte und drey am Ende breit, einen Zoll dick und einen Fuß lang. Sein Bestandwesen ist ein festes Fett oder ein zarter Knorpel, welcher dem Meerschweinfleische gleicht; aber er verhärtet sich, wenn er aufbewahret wird. Er ist mit Schuppen bedeckt, welche sechseckig sind, und eine halbe Linie in der Dicke, drey bis viere aber in der Länge haben, und liegen auf einander wie die Fischschuppen. Ein sehr zartes Häutchen dient ihnen zum Grunde: es dehnet sich leicht nach dem Tode des Thiers.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Alten die wahren Hoden dieses Thiers nicht gekannt, ohne Zweifel weil sie sehr klein und unter dem Schmerbauche verborgen sind. Sie nahmen für Hoden die vier Beutel, die im Unterleibe des Thiers sind. Die zwey ersten haben die Gestalt einer Birne und mit einander Gemeinschaft, wie die Taschen eines Quersacks. Die zwey andern, welche man die untern nennt, sind im Grunde gerundet. Die erstern enthalten eine harzige, weichliche, anklebende, von aus-

sen mit kleinen graulichten Zasern vermischte, innwendig gelbliche Materie von einem sehr angenehmen durchdringenden Geruche, welcher sich leicht entflammt. Das ist das wahre Bibergeil. In einem Monate verhärtet es sich in der Luft, wird braun, brechbar und reibbar. Will man es bald gehärtet haben, so hengt man es in eine Feuereſſe. Das Bibergeil, welches von Danzig kömmt, wird doch mehr geschätzt als dasjenige, welches von Kanada kömmt. Die Eigenschaften des Bibergeils sind, die zähe Materie zu verdünnen, das Gehirn zu stärken, die Vapeurs zu stillen, die monatliche Reinigung zu befördern, die Fäulniß zu verhindern und die bösen Feuchtigkeiten durch die Ausdünstung auszudämpfen. Mit eben so viel Glücke wird es für fallende Sucht, Gicht, Schlag und Taubheit gebraucht.

Die untern Taschen enthalten eine ölichte Feuchtigkeit, welche dem Honig gleicht. Ihre Farbe ist blaßgelb; ihr Geruch stinkend, wenig von des Bibergeils seinem unterschieden, aber doch etwas schwächer. Je älter sie wird, je mehr verdickt sie sich und bekömmt das Bestandwesen des Inselts. Sie ist auflösend und stärkt die Nerven.

Die Alten waren überzeugt, aber ohne Grund, daß dieſes Thier, wenn es

sich von den Jägern verfolgt sähe, seine vermeinten Hoden abbiß, und damit sein Leben rettete. Und doch hat es von diesem Märchen seinen Namen Kastor.

Man weiß, das Kastorhaar ist bey den Hutmachern sehr kostbar. Sie unterscheiden davon zwey Arten, den **trocknen Kastor** und den **fetten Kastor**. Der trockne kömmt von einem Felle, davon man noch keinem Gebrauch gemacht, und der fette Kastor von demjenigen, welches die Wilden zu Verfertigung ihrer Kleider brauchen. Sie tragen die haarige Seite innwendig; das große Haar verliert sich bald; es bleibt nur das feine, welches schon durch die Zubereitung fettig gemacht worden, die man ihm gegeben, um das Fell geschmeidig zu machen, und erhält auch noch ein öhlichtes Wesen durch die Ausdünstung der Wilden, die im Winter weder Tags noch Nachts ihre Kleider ablegen. Auf diese Art wird es sehr gut zur Verarbeitung: die Hutmacher, um den trocknen Kastor gebrauchen zu können, müssen ihn mit Scheidewasser zubereiten. Man versichert, er müsse fünf bis sechs Vierteljahr getragen werden, damit er völlig seine Güte erlange. Die Wilden hätten sich ohne Zweifel wohl niemals eingebildet, daß ihr altes Geräth so kostbar werden würde;

allein diesen Vortheil hat man ihnen nicht lange verhölen können.

Es giebt in Nordamerika eine andere Art Kastore, welche man Landkastore nennt. Sie gleichen mehr den Bibern oder europäischen Kastoren. Man unterscheidet sie von den ersten durch ihre Magerkeit, und durch die wenigen Haare, die sie auf dem Rücken haben. Sie wohnen unter der Erde, wo sie sich einen verdeckten Weg nach dem Wasser bereiten. Man findet sie in Deutschland, Frankreich, auf der Rhone, Isere und Oise; aber noch gemeiner sind sie in Pohlen.

Man weiß, die Kastore leben so wohl im Wasser als auf dem Lande und in Gesellschaft: sie bauen sich ihre Häuser am Ufer der Flüsse, Teiche und Seen. Man kann die Kunst nicht genug bewundern, welche sie dabey anwenden. Drey bis vier Kastore greifen einen dicken Baum an, und zernagen ihn mit ihren Zähnen. Sie nehmen ihre Maßregeln mit so vieler Richtigkeit, daß sie ihn allezeit nach der Seite des Wassers fällen, um sich die Mühe ihn wegzuführen, zu ersparen. Sie spalten ihn in Stücken, und rollen sie nach dem Orte, wo sie hingestellt werden sollen. Sie sind mehr oder weniger dick, mehr oder weniger lang, nach dem daß der Ort, wo sie hinkommen sollen,

beschaffen ist. Sie fangen mit Aufwerfung eines Damms an, um den Lauf des Wassers zu hemmen. Manchmal legen sie den Grund dazu mit starken Stücken Holz, welche sie auf platte Erde tragen: ein andermal bedienen sie sich der Pfähler, welche höchstens so dick, wie ein Schenkel sind; aber sie werden von guten spitzigen Stöcken gehalten und mit kleinen Aesten durchflochten, und alle Löcher mit einer fetten Erde verstopft und zwar so gut, daß nicht ein Tropfen Wasser durchdringen kann. Sie bereiten diese Erde mit ihren Pfoten zu, und ihr Schwanz dienet ihnen zur Kelle, um zu mauern, und zum Trog, diesen Mörtel an Ort und Stelle zu schaffen, welches sie thun, indem sie auf ihren Hinterpfoten kriechen. Wenn sie an den Ort, wo sie bauen wollen, angekommen sind, so nehmen sie ihn bey den Zähnen, und bey dem Verbrauche bedienen sie sich wechselsweise ihrer Pfoten und ihres Schwanzes. Diese Gründe haben gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß in der Dicke und nehmen nach und nach bis auf zwey oder drey ab. Man bewundert die Genauigkeit, mit welcher alle Verhältnisse dabey beobachtet werden. Die Seite am Flusse ist abhängig; die andere aber vollkommen senkrecht. Unsere besten Handarbeiter

würden nichts festeres und regelmäßigers machen.

Die Häuser sind mit der nehmlichen Kunst gebaut. Ihre Figur ist rund oder oval: sie sind halb oval gewölbet, und die Wände sind zwey Fuß dick. Die Materialien sind auch von Holze und fetter Erde: nicht die geringste Luft kann dazwischen dringen. Zwey Drittheile dieses Gebäudes sind außer dem Wasser. In diesen Theile hat jeder Kastor seinen angewiesenen Platz. Er bekleidet ihn mit Blättern, oder mit kleinen Tannenästen. Niemals findet man darinn Unflat: außer einer allgemeinen Thüre und eines andern Ausgangs, durch welchen diese Thiere herausgehn, giebt es viele Oefnungen nach dem Wasser, durch welche sie sich ausleeren. Die gewöhnlichen Häuser enthalten acht bis zehn Kastoren: manchmal sind auch an die dreyßig darinn: allein sie bauen deren viele beysammen und machen eine Art von Dorfe. Alle diese Häuser haben unter sich eine sehr bequeme Gemeinschaft.

Ihr Werk ist gegen Ende des Septembers allzeit fertig und niemals überfällt der Winter die Kastore in ihrer Arbeit. Jeder versieht sich selbst mit Vorrath auf den Winter. Im Sommer leben sie im Walde und nähren sich von Früchten, Blättern und Baumrinden.

Sie

Sie nehmen auch Krebse und einige Fische. Wenn sie ihren Vorrath einzusammlen anfangen, so suchen sie nur zartes Holz, als den Pappelbaum, den Aspenbaum u. s. w. Sie legen es haufenweise zusammen, so daß sie dasjenige, welches in Wasser getaucht ist, stets wegnehmen können. Diese Haufen sind mehr oder weniger beträchtlich, nach dem daß der Winter kurz oder lang dauert: das ist den Wilden so gar eine Vorbedeutung, die sie niemals täuscht. Um das Holz zu essen, zernagt es ein Kastor in sehr kleine dünne Stücken und trägt sie in seine Zelle: denn jedes Haus hat eine allgemeine Vorrathskammer. Wenn das Schmelzen des Schnees Ueberschwemmungen verursacht, so verlassen diese Thiere ihre Häuser: aber die Weibchen kommen sogleich wieder, als das Wasser abgelaufen ist, weil sie alsdenn werfen. Die Männchen versammlen sich alle im Monat Julius, um die Löcher auszustopfen, welche das Wasser in ihren Häusern gemacht haben kann. Wenn sie von den Jägern eingerissen worden sind, so bauen sir andere: aber wenn die Verwüstungen der Jäger zu häufig geschehen, so ändern die Kastore die Wohnung.

Die wunderbare Menge Kastore, welche die Franzosen in Kanada fanden, als sie anfiengen, daselbst anzulanden,

läßt

läßt glauben, daß die Wilden derer wenig erlegten. Wir, wir haben ihnen Leidenschaften gelehrt, die sie nicht wusten; wir haben sie gelehrt sie auf unsere Kosten zu befriedigen.

Die Wilden jagen den Kastor im Winter, weil sie da, wie alle andere Thiere, schönere Haar und das zarteste Fell haben. Man hat vier Arten, ihn zu fangen, mit dem Netze, im Hinterhalte, mit dem Meissel und der Falle. Gewöhniglich verbindet man die erste mit der dritten, und selten bedient man sich der zweyten. Der Kastor hat solche durchdringende Augen und so ein feines Ohr daß es fast unmöglich ist, sich ihm zu nähern, ehe er das Wasser erreicht hat, wo er sich anfangs eintaucht, und wovon er sich im Winter fast nie entfernt. Ja man würde ihn verlieren, wenn er sich ins Wasser stürzte, nachdem er verwundet worden ist, weil er auf das Wasser nie zurück kömmt.

Obgleich diese Thiere ihren Vorrath für den Winter gesammlet haben, so gehn sie doch sehr oft in den Wald, um eine frischere und zartere Nahrung zu suchen. Die Wilden legen auf ihren Gängen Fallen, welche beynahe die Gestalt unserer 4 haben und legen zur Lockspeise kleine zarte und frisch abgehauene Stückchen Holz. Kaum hat der Biber daran gerührt,

rührt, so fällt ihm ein dicker Klotz auf dem Leib und zerschmettert ihm die Nieren: der Jäger vollendet es ohne Mühe. Und das nennen die Jäger, mit der Falle jagen. Der Meisel erfordert schon mehrere Behutsamkeit. Wenn das Eis einen halben Fuß dick ist, so macht man mit der Axt eine Oefnung darein: die Biber unterlassen nicht dahin zu kommen, um desto bequemer Athem zu holen. Daselbst erwartet man sie, und man weiß aus der Bewegung, die sie im Wasser machen, wenn sie sich nähern. Man zerschlägt ihnen den Kopf, so bald man sie entdeckt hat. Um von dem Thiere nicht bemerkt zu werden, wirft man auf das Loch Rohr oder andere Kräuter; wenn man ihn vor den Kopf geschlagen, kriegt man ihn bey einer Pfote, wirft ihn auf das Eise und tödtet ihn. Ist das Haus an einem Bache, so fängt man sie desto leichter: man haut das Eis quer durch, deckt ein großes Netz darüber, und stürzt dann das ganze Haus ein. Alle darinn befindliche Kastore retten sich in den Bach und werden im Netze gefangen: man zieht sie eiligst aus dem Wasser und tödtet die Kastore, weil sie es sonst durchnagen würden.

Die, welche sich an dem Ufer der Seen niederlassen, haben drey bis vier hundert Schritte davon, einen andern

Zufluchtsort, welcher für sie gleichsam ein Landhaus ist; in der That gehn sie dahin um bessere Luft zu schöpfen. In diesem Falle theilen sich die Jäger in zwey Haufen: einer reißt das Landhaus, der andere zu gleicher Zeit das Haus an dem See nieder. Wollen die Biber, welche sich in dem einen Hause niedergelassen, nach dem andern flüchten, so ertappt man sie auf dem Wege und tödtet sie. Es giebt Oerter, wo man sich begnügt, eine Oefnung in die Dämme zu machen: die Biber befinden sich auf dem trocknen und bleiben ohne Vertheidigung. Werden sie die Jäger nicht gewahr, so laufen sie dazu, um der Sache zu steuern: aber man ist gefaßt, sie zu ertapven und es entkommen sehr wenige. Einige Reisende versichern, daß wenn sie die Jäger oder die fleischfressende Thiere, die sie angreifen, entdecken, sie so gleich untertauchen und einen so großen Lerm machen, indem sie mit ihren Schwänzen das Wasser schlagen, daß man sie eine halbe Meile hört. Ohne Zweifel diejenigen, welche in der Gegend sind, von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Diese Thiere haben einen so feinen Geruch, daß sie schon sehr weit im Wasser selbst die Kähne riechen; aber sie sollen nur von der Seite sehn, und durch diesen Fehler dem Jäger in die Hände fallen. Auch soll ein

Bi-

Biber, wenn er einmal sein Weibchen verloren, sich mit einem andern nicht wieder zusammen begeben. Die Jäger hütten sehr, die Hunde nicht die Biberknochen berühren zu lassen, weil sie von einer Härte sind, der kein Zahn widerstehn kann.

Der **Orignal** hat den zweyten Rang unter den Nordamerikanischen Thieren wegen der großen Vortheile, welches die Jagd dieses Thieres verschaft. Es ist gar nicht von demjenigen unterschieden, welches man in Deutschland, Pohlen und Rußland **Elendthier**, oder **das große Thier** nennt, weil es an der Größe dem Pferde gleich kömmt. Er hat ein breites Kreutz, einen äußerst kleinen Schwanz, eine sehr hohe Kniekehle, Beine und Füsse wie Hirsche. Ein langes Haar bedeckt ihm die Gurgel, den Hals, und die Höhe der Kniekehle. Sein Kopf hat mehr als zwey Fuß in der Länge, und seine Manier, den Kopf voraus zu strecken, giebt ihn ein sehr elendes Ansehn. Sein Gesicht ist breit und dick und oben niedergeschlagen. Seine Nasenlöcher sind so breit, daß man die Hälfte des Arms hineinstecken könnte. Sein Geweih ist breiter und fast so lang als des Hirsches seines; aber es ist platt und gespalten, wie ein Dammhirschgeweih. Es erneuert sich alle Jahre: man hat noch nicht bemerkt, ob es einen

Zuwachs bekömmt, der die Jahre angäbe. Dieses Thier soll der fallenden Sucht sehr unterworfen seyn soll sich die Ohren mit seinem linken Fuß kratzen und sich so heilen, welches glauben macht, daß das Horn dieses Fußes ein Hauptmittel gegen diese Krankheit ist. Man hält es auch für ein sehr gutes Mittel für Herzklopfen, Seitenstechen, Durchlauf, Schwindel, Fleckfieber. Das Orignalhaar ist weiß grau und rothschwarz. Es wird mit dem Alter hohl, es läßt sich nicht bearbeiten und verliert niemals eine Art Elasticität, wodurch es immer wieder in seine alte Lage kömmt; man macht daraus Matratzen und Sattel. Das Fleisch dieses Thiers ist leicht, nahrhaft und von sehr gutem Geschmacke. Sein Fell ist stark, weich und markicht: es fällt ins Isabellfarbne und man macht daraus Büffen, je weniger sie wiegen. Die Wilden in Kanada betrachten den Orignal wie ein Thier von sehr guter Vorbedeutung. Es soll sich auf die Knie werfen, um zu essen, zu trinken und zu schlafen; im Herzen einen kleinen Knochen haben, welcher zu Pulver gestoßen und in Fleischbrühe eingenommen, die Niederkunft erleichtert.

Der Orignal hat außer den Jägern noch zwey grausame Feinde. Der schrecklichste ist der Karkaju oder Quinkaju, einer Art wilder Katze, welche rothes

und

und braunes Haar hat, einen so langen Schwanz, daß er um seinen Leib viele Kreise damit macht. Wenn er einen Orignal erreichen kann, so springt er auf ihn, hängt sich an seinen Hals, umgiebt ihn mit seinem Schwanze und zerhaut ihn mit seinen Zähnen die Vena jugularis. Der Orignal hat nur ein Mittel, sich davor zu bewahren, nehmlich wenn er sich plötzlich ins Wasser stürzt, daß der Karkaju nicht vertragen kann: aber wenn er von Flüssen entfernt ist, so stirbt er schnell.

Die Missionarien versichern, daß die Füchse sich mit dem Karkaju verbänden, um den Orignal zu fangen: sie treiben ihn mit erstaunender Geschicklichkeit gegen den Karkaju; und wenn dieser jenen getödtet hat, so theilen sie ihre Beute mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Einigkeit.

Orignaljagd.

Der Orignal liebt die kalten Länder. Im Sommer frißt er Gras, im Winter benagt er die Bäume. Wenn der Schnee hoch liegt, so versammlen sich diese Thiere in Wäldern heerdenweise, und legen sich unter die dicksten Bäume, um vor dem bösen Wetter geschützt zu seyn, und bleiben daselbst so lange, als sie da zu essen haben. Und in dieser Zeit jagt man sie. Man erwischt noch viele, wenn die Sonne schon Stärke genug

hat, den Schnee zu schmelzen: der Nachtfrost macht gleichsam eine Rinde darüber: der Orignal, der schwer ist, zerbricht sie mit den Füssen, und verletzt sich die Beine: da kann er dann nicht laufen, und man erlegt ihn leicht mit Gewehr und Pfeilen: allein ist er frey so hat diese Jagd viele Gefahr. Wenn dieses Thier die geringste Wunde bekömmt, so wird es wild: stürzt sich über die Jäger her, und tritt sie mit Füssen: um sich davor zu hüten, werfen sie ihm ihre Kleider vor, an welchen er seine Wuth ausläßt: unterdessen verbergen sie sich hinter einen Baum, und tödten ihn vollends.

In den nördlichen Theilen von Kanada theilen sich diejenigen, welche auf die Orignaljagd gehn, in zwey Haufen: einer schift sich in Kähne ein, welche sich von einander etwas entfernt halten, und ganz nahe am Ufer, einen sehr großen Kreis machen; der andere bleibt auf dem Lande, umschließt einen großen Raum, läßt die Hunde los, welche die Orignale auftreiben, die sich in diesem Raume befinden können. Sie treiben sie bis an den Fluß oder den See, das ist, an den Ort wo die Kähne sind. Diese Thiere stürzen sich ins Wasser, und die, welche in den Kähnen sind, schießen auf sie zu. Die gemeinste Art ist, ein Stück Wald mit Pfählen einzuschließen, die mit Aesten

sten durchflochten sind. Man läßt darinn nur ein sehr enges Loch, wo man Netze von rohen Häuten legt. Die in diesem Raume befindlichen Orignale wollen heraus, werden dadurch bey den Hörnern gefangen, und die Jäger haben Zeit sie zu tödten.

Die Bäre sind in diesen Gegenden sehr gemein. Ehe die Europäer dahin kamen, versäumten die Wilden die Biberjagd, und jagten nichts als Bäre, deren Fleisch und Haut ihnen vorzüglicher schien. Dieses Thier ist zu bekannt, als daß ich mich mit seiner Beschreibung aufzuhalten hätte. Bäre.

Die Kanadischen Hunde sind alle von einer Art. Sie haben schmale Ohren, eine lange Schnautze und gleichen dem Wolfe sehr. Sie bellen nicht, wie man gesagt hat, sondern grunsen. Man rühmt ihre Zuneigung und ihre Treue, ob sie gleich die Wilden sehr schlecht halten.

Der Ochs in Kanada ist größer, als der Europäische: hat schwarze und kurze Hörner, zwey Büschel Haare, eines unter der Nase, das andere auf dem Kopfe, welches ihm über die Augen hengt. Er erhält dadurch ein häßliches Ansehn. Auf dem Rücken hat er einen Buckel, welcher sich an den Lenden anfängt, und bis an die Schultern kreuzweis geht; er ist mit Ochs.

einem röthlichen langen und krausigen Haare bedeckt. Das auf dem übrigen Körper ist eine schwarze Wolle, die man sehr schätzt: die Haut eines Ochsen soll acht Pfund wiegen. Die erste vordere Rippe ist um einen Ellbogen höher, als die andern, und hat drey Finger in der Breite. Diese Thiere haben eine sehr breite Brust, ein sehr feines Kreutz und einen sehr kurzen Schwanz. Sie haben fast keinen Hals; aber ihr Kopf ist dicker als der unsrigen ihrer. Gemeiniglich fliehen sie bey dem Anblicke eines Menschen und so gar eines Hunds. Sie haben einen so feinen Geruch, daß wenn man sich ihnen auf einen Büchsenschuß nähern will, so muß man den Wind gegen sich haben; aber wenn sie verwundet sind, werden sie wüthend und fallen die Jäger an. Dieser Ochs ist erschrecklich, wenn die Kühe ihre Kälber geworfen. Ihr Fleisch ist hart; aber ihre Haut wird für die beste von der Welt gehalten: sie läßt sich leicht bearbeiten, und ob sie gleich sehr stark ist, so wird sie doch so markicht, wie ein Gemsenfell. Die Wilden machen daraus Schilde, die sehr leicht sind, und wodurch die Kugeln fast nicht durchdringen können.

Hirsch. Der Kanadische Hirsch ist nur darinn von den europäischen unterschieden, daß er größer.

Der

Karibu

Der Karibu hat die Größe eines Esels; gleicht ihm auch sehr an Gestalt; allein er besitzt die Geschwindigkeit eines Hirschs.

Das Reh ist in Kanada sehr gemein. An Gestalt gleicht es dem unsrigen; aber in der Jugend ist sein Haar mit vielen Farben gestreift. Nach einiger Zeit fällt es ab, und das, welches an seine Stelle kömmt ist wie das gewöhnliche Rehhaar. Es wird außerordentlich leicht zahm. Eine einsame Rehkuh begiebt sich in den Wald, wenn sie in der Brunst ist, und so bald sie belegt worden, kehrt sie wieder nach ihrem Herrn zurück. Sie geht auch wiederum nach dem Wald, wenn sie jungen will; ernährt sie daselbst und kömmt von Zeit zu Zeit und zeigt sich ihrem Herrn. Will man ihre Jungen haben, so folgt man ihr, trägt sie weg, nnd sie fährt fort, sie zu ernähren.

Die Kanadischen Wälder sind voller Katzenluchse. Diese Thiere haben einen Kopf, wie ein Luchs, und den übrigen Körper wie eine Katze. Ihre Haut ist eine der schönsten Pelze des Lands. Sie haben ein sehr weißes Fleisch, und geben eine sehr gute Nahrung.

schwarze Füchse.

Die schwarzen Füchse sind in Kanada sehr gemein: ihr Pelzwerk ist so schön, als das von den rußischen schwarzen Füchsen. Man findet auch andere, welche

silberweiß sind. In Ansehung der Gestalt, unterscheiden sie sich von den europäischen gar nicht.

Teufelskinder.

Man nennt eine Art Thiere Teufelskinder, welche den Steinmardern gleichen: sie sind von der Größe einer kleinen Katze, aber dicker: ihr Haar ist hellgrau. Dieses Thier hat zwey Streifen, welche auf seinem Rücken vom Halse bis zum Schwanze eine eyförmige Figur machen. Der Schwanz ist so haarig, wie ein Fuchsschwanz, und biegt sich wie des Eichhörnchen seiner. Es ist sehr artig; aber wenn es verfolgt wird, läßt es den Urin von sich, welcher die Luft ziemlich weit ansteckt.

Bisamratze.

Die Bisamratze, oder die Biberratze gleicht dem Biber so vollkommen, daß man sie für ein Diminutivum der nehmlichen Art nehmen würde, wenn sie nicht einen Schwanz wie die europäische Ratze hätte. Ihre Hoden enthalten den auserlesensten Bisam. Sie begiebt sich im Merz in das Feld, und ernährt sich von kleinen Stücken Holz. Wenn der Schnee geschmolzen, lebt sie von Nesselwurzeln, hernach von den Stengeln und Blättern eben dieser Pflanze. Im Sommer frißt sie Erd- und Himbeeren und andere kleine Früchte, die auf diese folgen. Beym Eintritt des Winters scheidet sich das Männchen und Weibchen von einander,

der,

der, machen sich jedes ein Loch besonders und bringen die ganze Zeit der Kälte darinn ohne Essen zu. Das Haar dieser Thiere wird in den Hutfabriken eben so gebraucht wie Kastorhaare. Ihr Fleisch ist sehr gut, außer in der Zeit, wo es sein Weibchen sucht. Es verbreitet sich dann da ein Bisamgeruch, dem nichts entgehen kann.

Der **Kanadische Hermelin** hat die Dicke unserer Eichhörnchen; aber eine etwas grössere Länge. Sein Haar ist sehr schön weiß; das Ende des Schwanzes, der ihm sehr lang ist, ist von einer Schwärze eines Nußheher.

Marder.

Die **Marder** dieses Lands sind nicht so roth, als die Französischen, und haben ein feiners Haar. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist im Walde, woraus sie nur alle zwey oder drey Jahre in zahlreichen Haufen gehn; ihr Auszug verkündigt übermäßigen Schnee.

Iltis.

Der **Iltis** unterscheidet sich von dem Marder in nichts, als daß er schwärzers längers und dickers Haar hat. Er stellt den wilden und Hausvögeln nach.

Holzratze.

Die **Holzratze** ist um die Hälfte dicker, als die europäischen Ratzen; hat einen haarichten Schwanz. Einige davon sind ganz weiß; aber ihre ordentliche Farbe ist schön silbergrau. Das Weibchen hat unter dem Bauche einen Beutel, der

sich öfnet und zumacht: es legt darein seine Jungen um mit ihnen zu fliehen, wenn es von einiger Gefahr bedrohet wird. Die Felle aller dieser Thiere sind diejenigen, welche man im Handel das kleine Pelzwerk (menue pellerie) nennt.

Eichhörnchen.

Man kennt in Kanada drey Arten **Eichhörnchen**; die rothen sind von den unsrigen gar nicht unterschieden; die Schweitzerischen sind ein wenig kleiner, ihr Fell aber in der Länge roth und schwarz gestreifet; die fliegenden Eichhörnchen haben ein dunkelgrauers Haar. Diesen Namen haben sie von ihrer äußersten Geschwindigkeit; sie springen von einem Baum auf den andern, wenn sie auch mehr als vierzig Schritte von einander entfernt sind. Sie sollen diese Geschwindigkeit durch zwey sehr dünne Häutchen haben, die ihnen von beyden Seiten zwischen dem Vorder- und Hinterpfoten liegen, und sich zwey Zoll lang ausbreiten. Diese Thiere vermehren sich sehr stark in diesem Lande, weil man ihnen wenig nachstellt.

Stachelschwein.

Das **Stachelschwein** in Kanada ist von der Dicke eines mittelmäßigen Hundes, aber viel kürzer und niedriger. Man hat die Beschreibung bey dem Artikel von Afrika gesehn.

Hasen und Kaninchen.

Die **Hasen** und **Kaninchen** kommen in allem mit den unsrigen überein, außer daß

daß sie längere Hinterfüße haben. Ihr Haar ist sehr fein, und könnte in den Hutfabricken gebraucht werden; aber sie häreu sich beständig. Im Winter bleiben sie in ihren Hölen, wo sie von jungen Birkenästchen leben. Die Füchse stellen ihnen grausam nach: im Winter fangen sie die Wilden mit Schlingen, wenn sie sich heraus nach Nahrung begeben.

§. 5.

Vögel.

Eine so rauhe Himmelsgegend scheint für die Vögel nicht zuträglich; doch giebt es deren verschiedene Arten, und manche sind dem Lande ganz eigenthümlich.

Man sieht da zweyerley Arten **Adler**: die größten haben einen weißen Kopf und einen weißen Hals: sie fressen die Kaninchen und Hasen, und tragen sie in ihren Klauen fort. Die andern sind grau, und stellen den Vögeln nach; die beyden Arten rauben auch Fische. Der **Falke**, der **Habicht**, und der **Geyer**, sind von den Französischen gar nicht unterschieden: man findet auch da eine besondere Art Falken, welche nur von Fischen leben. Adler.

Es giebt drey Arten **Rebhüner**; die rothen, die schwarzen, und die grauen: sie sind alle viel größer, als die französi- Rebhüner.

schen. Die grauen haben Kopf und Augen wie Fasanen und ein braunes Fleisch: man macht wenig aus ihnen, weil sie sehr nach Weinbeeren, Wachholderbeeren und Tannen riechen. Alle diese haben einen langen Schweif und breiten ihn gleich den Truthühnern, wie einen Fächer aus. Die Federn der einen sind roth braun und grau gezeichnet; die andern haben hellgraue und grau braune Federn.

Wasserschnepfen. Die **Wasserschnepfen** in Kanada sind vortrefflich und sehr gemein; aber die **Waldschnepfen** sind sehr selten.

Rabe. Der **Kanadische Rabe** ist größer und schwärzer, als der unsrige, und schreyt ganz anders. Einige Reisende meynen, er sey auch so gut, wie ein Huhn.

Meeradler. Der **Meeradler** oder **Beinbrecher** dieses Lands ist viel kleiner, als der unsrige und macht ein nicht unangenehmes Geschrey.

Stinkkatze. Die **Kanadische Stinkkatze** ist von der französischen nicht unterschieden, als durch einen kleinen weißen Kragen, den sie um den Hals hat, und durch ihr Geschrey. Ihr Fleisch wird sogar dem Hühnerfleische vorgezogen.

Fledermaus. Die **Fledermaus** ist hier viel größer, als in Frankreich.

Schwalben. Die **Merlen** und die **Schwalben** sind nur Zugvögel, wie

in

in Europa. Die Farbe der ersten fällt ins Rothe.

Man findet in diesem Lande drey Arten Lerchen, die kleinsten von der Größe eines Sperlings. Der Sperling ist nicht so schön, als der unserige: aber viel geiler. Lerchen. Sperling.

In diesem Lande unterscheidet man zwey und zwanzig Arten Enten. Die schönsten und besten heißen Baumenten, weil sie auf den Aesten der Bäume sitzen. Ihre Federn sind sehr schön. Verschiedene Arten Enten.

Die Schwäne, die Truthüner, die Kraniche, die Wasserhüner, die Winterhalbenten, die Gänse, die Trappen und alle Schwimmvögel, sind allenthalben sehr gemein, ausgenommen an den Wohnungen, denen sie sich nicht nahen. Die Kraniche dieses Lands sind von verschiedener Farbe; einige sind weiß; andere flachsblütfärbig; man rühmt ihr Fleisch wegen des Geschmacks, den es an den Brühen giebt. Die Grünspechte sind an Farbe sehr verschieden, und von bewundernswürdiger Schönheit. Die Kanadische Nachtigall gleichet sehr der französischen: aber im Singen kömmt sie ihr nicht gleich. Der Zaumkönig hingegen hat einen sehr angenehmen Ton. Der Stieglitz hat keinen so schönen Kopf als der europäische. Die Wälder sind mit einer Art gelber Vögel angefüllt, welche Grünspecht. Nachtigall. Zaumkönig. Stieglitz.

che die Größe eines Hänflings haben: sie besitzen eine sehr feine Kehle; aber ihr Gesang ist sehr kurz und ohne Abänderung. Mannennt sie Gelbvögel. Der Weißvogel, daher so genannt, weil er unterm Bauche weiß ist, hat zwey Eigenschaften; er ist so gut vom Geschmacke, als der Emmerling, und singt eben so gut als unsere Nachtigall. Auf dem Rücken ist er aschigt. Man weiß nicht, wo er den Winter zubringt: aber er erscheint im Frühlinge zuerst.

Haubenblutfinken.

Man findet Haubenblutfinken nur hundert Meilen von Quebeck gegen Abend. Die Süßigkeit ihres Gesanges, die Schönheit ihrer Federn macht sie zu den schönsten und angenehmsten Vögeln der Welt. Diese Federn sind rosinfarbig roth: er hat auf dem Kopfe eine kleine Egrette.

Rückenvogel.

Sein Mitbuhler ist der Rückenvogel, er führt seinen Namen von seiner Kleinheit, einem Gesumse, welches er mit seinen Flügeln erregt, und demjenigen sehr gleicht, das eine große Mücke macht. Dieser Vogel ist höchstens einen halben Zoll lang. Seine Pfoten sind wie zwey Nadeln, einen Zoll lang. Aus seinem Schnabel, der nach Verhältniß dick ist, geht ein kleiner Rüssel, den er in die Blumen drückt, um Saft daraus zu pressen, mit dem er sich nährt. Das

Weib-

Weibchen ist am ganzen obern Körper weißaschigt, und unteren Bauche sehr schön weiß. Das Männchen ist von hinreißender Schönheit. Es hat oben auf dem Kopfe einen sehr schönen schwarzen Büschel, eine rothe Kehle, einen weissen Bauch; der Rücken, die Flügel, der Schwanz ist sehr schön grün, auf seinen Federn eine Goldfarbe verbreitet; zu allen diesen Farben kömmt noch ein bewunderungswürdiger Glanz; und fast unmerkliche Daunen bringen an ihm sehr schöne Nüanzen hervor. Er hat einen sehr starken Flügel, und sein Flug ist von erstaunender Schnelligkeit. Dieser Vogel singt gar nicht. Der Pater Charlevoix versichert, daß er der Todfeind des Raben sey. Wenn er einen gewahr wird, so verläßt er die Blumen, erhebt sich, wie ein Blitz, kriecht unter seinen Flügel, durchbohrt ihn mit dem Rüssel, dessen er sich zum Aussaugen der Blumen bedient, und läßt ihn todt zur Erde fallen. Dieses kleine Thier wendet sich bey dem ersten Frost wieder nach Karolina, wo man es nur im Winter sieht. Sie machen ihre Nester in Kanada. Nichts ist so geschickt, als diese kleine Werkchen: sie hängen sie an einen Ast des Baums und drehen sie dergestalt, daß sie stets vor dem bösen Wetter geschützt sind. Der Grund ist von kleinen Reisern Holz, in der Art eines

Korbs

Korbs durchflochten und innwendig sind Federn so fein, wie Seide. Die Eyer sind so groß wie eine Erbse, von weißem Grunde mit gelben Fleckchen. Gemeiniglich hat dieser Rückenvogel drey und manchmal fünf Junge.

Turteltaube.

Die **Turteltaube** ist eine Art wilder Tauben. Sie ist kleiner, als unsere großen Tauben, deren Augen und Nüanzen der Gurgel sie hat. Die Federn ihres Körpers sind dunkelbraun: aber ihre Flügel sind von einer schönen blauen Farbe. Die Turteltauben sind sehr gut zum Essen. Man versichert, sie hätten sonst die Luft durch ihre Menge verdunkelt: es giebt deren noch eine große Anzahl in Kanada. Dieser Vogel liebt sehr die nahen Gegenden der Städte: aber er läßt sich nur in den Monaten May und Junius sehen.

§. 6.

Schlangen.

Unter den Schlangen, welche sich in Kanada befinden, verdient die **Klapperschlange** die meiste Aufmerksamkeit. Sie hat Besonderheiten, die sich gar nicht an den Südamerikanischen befinden. Sie sind dicker, als ein Menschenbein, und nach Verhältniß lang. Die gewöhnlichsten

lichsten sind nicht dicker noch länger, als die französischen Schlangen. Ihre Gestalt ist ziemlich bisarr. Am Ende eines breiten und platten Halses haben sie einen sehr kleinen Kopf. Ihre Farben sind lebhaft, aber nicht glänzend: das Gelbblasse herrscht darauf mit ziemlich schönen Nüanzen. Ihr Schwanz ist wie ein Panzer geschuppt und ein wenig platt. Man behauptet, er wüchse alle Jahre aus einer Reihe Schuppen, so daß man das Alter der Schlange am Schwanze erkennen könne. Wenn er sich bewegt, macht er eben ein solches Geräusch, als die Heuschrecke mit ihren Flügeln. Von diesem Geräusch hat sie auch ihren Namen erhalten. Ihr Stich ist tödtlich, wenn man nicht sogleich dawider hilft. Der sicherste Gegengift dawider ist die Wurzel einer Pflanze, welche um dieser Kraft willen Klapperschlangenkraut heißt, und in allen den Orten wächst, wo sich dieses Thier aufhält. Es erfordert keine weitere Zubereitung, als gestossen oder gekaut zu werden. Man legt es auf die Wunde. Diese Pflanze hat einen runden Stengel, der etwas dicker, als eine Gansfeder, und drey bis vier Fuß hoch ist: an seinem Ende wächst eine gelbe Blume von sehr süßem Geruche, und von Gestalt und Größe eines Margarethenblümchens. Die Blätter dieser Pflan-

Der Vater Charlevoix wie oben.

ze

ze sind oval, schmal, und fünf und fünf werden, wie Truthünerpfoten, durch einen Stiel von einem Zoll in der Länge unterstützt.

Die Klapperschlange ist von Natur furchtsam: sie flieht, so bald sie Jemand gewahr wird; aber sie beißt, wenn man sie mit dem Fuße berührt: verfolgt man sie zu nahe, so krümmt sie sich in die Runde, und stürzt sich auf ihren Feind mit unglaublicher Stärke. Die Wilden jagen sie aber doch, und essen ihr Fleisch, das sie sehr gut finden. Viele Europäer, die davon gekostet, versichern, es sey nicht übel.

§. 7.

Fische.

An den Orten des Flusses St. Lorenz wo das Meer wieder aufsteigt, findet man alle Arten Fische, welche im Ocean sind, den Salm, den Thun, die Else, die Forelle, die Lamprete, die Seeaalraupe, den Meeraal, die Makrelle, die Scholle, den Hering, die Sardelle, den Meergründel und dergleichen. In dem Meerbusen fischt man Plattfische, drey Arten Rochen, Lencorners, Gobergen, Schollen, Meerwölfe und Seehunde, die man in die Klasse der Meerwölfe setzt.

Der

Der Lencornet ist eine Art eines trocknen Kabeljau, aber er hat nicht seine Gestalt. Es ist oval, hat über dem Schwanze einen Saum, welcher ihm wie ein Schild steht: sein Kopf ist mit einem Bart umgeben, der einen halben Fuß lang ist. Er braucht ihn, andere Fische damit zu fangen. Man unterscheidet hievon zwey Arten, die nur in Ansehung ihres Umfangs verschieden sind. Die eine Art ist von der Größe eines Weinfasses und die andere ist in Vergleichung viel kleiner. Um diese zu fangen geht man an das Ufer mit Fackeln und lauert auf sie. Da sie das Licht lieben, so nähern sie sich und stranden. Der Lencornet ist überhaupt sehr gut, er macht aber eine schwarze Brühe.

Die Goberge ist eine Art kleiner Kabeljaue, welche wie die großen schmecken, und auch getrocknet werden. Sie hat zwey schwarze Flecken auf den beyden Seiten des Kopfs. Man nennt ihn auch den Fisch St. Peter aus der Meynung, daß es der Fisch sey, mit welchem dieser Apóstel den Römischen Kaiser, für J. C. und sich bezahlen konnte, und daß diese beyden Flecken der Ort sind, an welchen er ihn fieng.

Die Austern sind auf den Küsten von Akadien sehr gemein. Um sie zu fangen, macht man ein Loch ins Eis, steckt zwey

Austern.

Stäbchen, die wie eine Zange gebunden sind hinein, und selten zieht man sie ohne Austern wieder heraus.

Schildkröten.

Die Kanadischen und Akadischen Teiche sind voller Schildkröten, welche zwey Fuß im Durchschnitte haben. Das Fleisch ist sehr gut und ihre Schaale besser, als alle diejenigen, welche man kennt. Sie ist weiß, roth und blau gestreift.

Man findet in den Seen und Flüssen welche sich da ergießen, einen Fisch, der Chausaru heißt. Es ist eine besondere Art des Panzerfisches. An Gestalt gleicht er dem Hechte: aber er ist mit einer Schaale versehn, die wie ein Schwerd scharf ist. Seine Farbe ist silbergrau. Unter seinem Schwanze gehet eine platte, zackichte hohle, und am Ende durchlöcherte Gräte hervor; daher glaubt man, daß sie dadurch athme. Diese Gräte ist im Verhältniß des Fisches lang, und mit einer zarten Haut bedeckt.

Die Wilden behaupten, daß Chausarus von acht Fuß in der Breite und in solcher verhältnißmäßiger Länge zu finden wären; aber die gemeinsten haben nur fünfe, und ihre Dicke ist wie ein menschlicher Schenkel. Dieser Fisch ernährt sich von andern Fischen und von Vögeln. Um diese letzten zu erhaschen, verbirgt er sich in den Schilf, hält seine Schuppen senkrecht über das Wasser in die Hö-

he. Die Vögel halten sie für Stücke Holz und zerstoßen sich darauf. So bald der Fisch seinen Rachen aufthut, so ergreift er seine Beute mit solcher Lebhaftigkeit, daß sie ihm selten entwischt. Seine Grätespitzen sollen sehr gut für Kopfschmerzen seyn: man sticht damit an den Ort, wo der Schmerz am heftigsten ist.

Der Stöhr in Kanada scheint das Meerschwein der Alten zu seyn. Man hat welche zu zehn bis zwölf Fuß in der Länge und in verhältnißmäßiger Dicke: sie tragen auf dem Haupte eine Art einen Zoll hoher Kronen: seine Schuppen, welche einen Fuß im Durchschnitte haben, sind mit kleinen Figuren durchsäet, an welchen man viele Aehnlichkeit mit den Lilien in dem französischen Wappen findet. Stöhr.

Alle Reisende rühmen die Delikatesse eines Fischs, welchen man Weißfisch nennt. Man findet ihn gemeiniglich in den Flüssen. La Hontan sagt, daß er ein delikates Gericht sey. Um ihn vollkommen gut zu essen, muß man ihn auf dem Roste braten, oder ohne Brüh in Wasser kochen. Nach seiner Nachricht ziehen die Wilden in ihrer Krankheit die Brühe von diesem Fische der Fleischbrühe vor. Man giebt uns nicht die Beschreibung dieses Fisches, noch weniger beschreibt man uns den Achignan und den Gold- Weißfisch.

Fisch, welche man für die schätzbarsten des Flusses St. Lorenz hält.

Alle Kanadischen Flüsse sind mit einer unendlichen Menge kleiner in Europa unbekannter Fische bevölkert. Diejenigen, die gegen die Nordseite liegen, haben ganz andere, als die welche gegen Mittag sind.

Seewolf. Die Seewölfe sind Amphibien: sie werden am Lande geboren, und leben eben so gut im Wasser: sie haben den Kopf einer Docke und vier kurze Füsse; die Vorderfüsse haben Nägel, die hintern aber Floßfedern. Der übrige Leib hat die Gestalt eines Fisches: ihre Haut ist rauh, und mit einem glatten Haar bedeckt, welches roth, schwarz, und weiß ist. Sie kriechen fast beständig und gehn sehr schwer. Ihr Geschrey soll fast eine Art von Geheule seyn.

Man hat verschiedene Arten derselben: die dicksten wiegen fast zwey tausend Pfund und haben keine so platte Nase, als die andern. Eine andere Art, welche man die Brauer nennt, bewegen sich ohne Aufhören im Wasser. Eine dritte Art heißt Maus, und eine vierte Dickköpfe. Die kleinsten sind sehr lebhaft und sehr geschickt die gestellten Netze zu zerbeißen. Man will versichern, daß sie die Wilden wie kleine Hunde abrichteten, ihnen nachzulaufen. Sie gehn aus dem

Meere

Meere heerdenweise, und einer bleibt allzeit auf der Schildwache: bey dem ersten Zeichen, das sie erhalten, stürzen sie sich ins Meer, nähern sich alsdann dem Ufer, richten sich auf ihre Hinterpfoten auf, und sehen sich um, ob sie nichts zu befürchten haben.

Das Fleisch dieser Thiere ist zu essen, aber der größte Nutzen, den man daraus zieht ist das Oel. Wenn es frisch ist, braucht man es zur Küche: wird es aber alt, so braucht man es zum Schmieren der Häute und zum Brennen. Ihre gegerbte Haut ist fast so gut, wie Korduan; in der That zwar nicht so fein, allein sie streift sich nicht so leicht ab, und hält sich länger frisch. Man macht daraus Schuh und Stiefeln, welche kein Wasser ziehn. Sie dient auch zur Bedeckung der Stühle, und das Holz braucht sich eher ab, als diese Decke. In Kanada gerbte man sie mit einer Art Tannenrinde. In die Farben womit man sie färbt, wirft man einen Staub, der aus gewissen Steinen erhalten wird, die man an den Ufern der Flüsse findet, und welcher nur Erzmarkasit zu seyn scheinen.

Auf den Felsen und manchmal auf dem Eise paaren sich die Seewölfe, und jungen ihre Weibchen. Sie bringen gemeiniglich zwey. Sie säugen sie manchmal im Wasser, gewöhnlicher aber auf

dem Lande. Man sagt, um sie zum Schwimmen zu gewöhnen, trügen sie sie auf den Rücken, verließen sie, nähmen sie nach einiger Zeit wieder auf, und diese Uebung setzten sie mit ihnen so lange fort, bis sie allein schwimmen könnten. Es ist sonderbar, Amphibien zu finden, denen die Natur die Gabe zu schwimmen versagt, welche sie doch allen Landthieren selbst bey der Geburt zugestanden. Der Seewolf hat sehr lebhafte Sinne, und das ist seine einzige Vertheidigung.

Man findet in dem Flusse St. Lorenz Meerschweine von zweyerley Art. Diejenigen, welche der Kap Turmente bis an die Mündung hat, sind gar nicht von den im Meere sich befindenden unterschieden: die andern sind weiß und in der Größe einer Kuh, und gehen allein. Diese letztern geben ein Faß Oel, welches fast so gut ist wie der Seewölfe ihres: man ißt ihr Fleisch nicht: aber man macht aus ihren Därmen sehr gute Würste. Die Häute beyder Arten werden gegerbt und zu einer Art Korduan. Anfangs ist es sehr zart, und beynahe einen Zoll dicke: allein durch das viele Reiben, wird es ein durchscheinendes Leder: so dünn man es auch machen kann, so ist es doch stets so stark, daß man glaubt, es halte eine Kugel ab. Es giebt dergleichen Häute von acht Fuß in der Länge und neun Fuß in der Breite.

Der

Der Kabeljau ist in dem Meerbusen St. Lorenz sehr gemein. Wir werden in einem andern Artikel davon reden.

Der Flettan (oder Plattfisch) von welchen wir schon geredet, ist eine Art Scholle: man glaubt, er sey von dem, welchen man im Französischen Flet nennet, das Diminutivum. Er ist auf dem Rücken grau und auf dem Bauche weiß. Seine ordentliche Länge ist vier bis fünf Fuß, seine Breite zwey und die Dicke einen Fuß. Es hat einen sehr dicken Kopf. Alle Theile dieses Fisches sind vortrefflich. Man preßt so gar aus seinen Gräten einen Saft, welcher an Güte das beste Mark übertrifft. Seine Augen und seine Ränder, welche man Relingues nennt, sind sehr delikat. Dieser Fisch ist der gefährlichste Feind der Kabeljaue: er frißt deren zwey bis drey mit größter Gierigkeit.

Zweyter Artikel.

Luisiana.

Unter dem Namen Luisiana begreifen wir denjenigen Theil von Neufrankreich; welcher sich vom 29ten Grad bis zum 44ten Grad nördlicher Breite und von 88ten bis zum 105ten der Länge erstreckt. Es gränzt gegen Morgen an

Karte von Luisiana durch Herrn Bellin.

Neuengland, oder das eigentlich sogenannte Kanada und an das Nordische Meer; gegen Mittag an den Mexikoschen Meerbusen, und gegen Norden an das eigentlich sogenannte Kanada. Es kann von Morgen gegen Abend dreyhundert Meilen, und von Mittag gegen Norden ungefehr dreyhundert undfunfzig Meilen enthalten: aber es ist nicht allenthalben gleich breit. Der Ritter de la Salle hieß es Luisiana zu Ehren Ludwigs XIV. Die Spanier haben es Florida genannt, weil sie es am Palmsonntag entdeckten.

§. 1.

Einwohner.

Luisiana ist von einer Menge wilder Horden bevölkert, die alle aus den im vorigen Artikel erwähnten Nationen entsprungen sind, und ziemlich volkreiche Dörfer haben. Die Haupthorden, welche man heut zu Tage als Nationen betrachtet, sind die **Natchez**, welche gegen Morgen des **Missisipi**, einige achtzig Meilen von seiner Mündung, wohnen; die **Thatas**, die **Chikachas**, welche mehr nordwerts an der nehmlichen Seite sind; die **Casaquias** sind wohl über hundert Meilen von den letztern. Auf der andern Seite des Flusses findet man die **Tarensas**, die **Acausas**, die **Mentons**, die **Missuris**.

Da

Da diese Völker ziemlich starke Gemeinschaft mit den Europäern haben, so sind sie auch polizierter, als die Kanadischen Einwohner: sie üben ihre Einbildungskraft nicht mit Vervielfältigung der Martern ihrer Gefangenen, und machen aus ihrem Leiden keine Zeitverkürzung. Doch versichert man, daß die nordischen diesen barbarischen Gebrauch beybehalten.

Die Luisianischen Wilden sind groß, wohlgestaltet, sehr behende, gute Schwimmer, geschickte Jäger; denn zu dergleichen Uebungen hält man sie von ihrer zarten Jugend an. Sie sind stolz und tapfer; aber sanftmüthig und menschlich gegen diejenigen, die ihre Freundschaft suchen. Sie besitzen eine Fertigkeit, den Leib mit Oel zu salben, welches ihnen eine röthere und dunklere Farbe giebt, als die Wilden haben.

Grausame und barbarische Nation.

Gegen Mittag von Luisiana, von der Westseite nehmlich, an den Ufern des Mexikoschen Meerbusens gegen den Fluß St. Bernhard, findet man eine Nation, welche noch ganz barbarisch ist. Sie heißt die **Clamcoets**. Sie sind grausam, ungetreu und um desto furchtbarer, je mehr sie diese Fehler unter dem Scheine der Freymüthigkeit und der Redlichkeit zu verbergen wissen. Sie sind niemals mehr zu fürchten, als wenn sie Freund-

schaftsversicherungen thun. Die Männer dieser Nation sind fast nackend, und die Frauenspersonen nur vom Gürtel bis auf die Knie bekleidet: beyde aber haben ein schreckliches Ansehn.

Der Ritter de la Salle ließ 1685 in ihrem Lande ein Fort bauen, welchem er den Namen St. Louis gab. Diejenigen, welche die von ihm errichtete Kolonie ausmachten, wurden über seine Strenge mißvergnügt, und tödteten ihn zwey Jahre darauf. Die Clamcoets erfuhren seinen Tod und vermutheten, die Kolonie ohne Vertheidigung zu finden, ergossen sich also plötzlich über das Fort St. Louis und tödteten alle, die sie darinn fanden. Ein Italiener, welcher von Ungefehr darinn war, fand eine List, die ihm das Leben rettete. Er sagte den Wilden, die ihn tödten wollten, daß sie Unrecht thäten, einen Menschen umzubringen, der sie alle in seinem Herzen trüge, und versprach es ihnen zu beweisen, wenn sie ihm nur bis morgen leben lassen wollten. Dieses konnten sie ihm desto leichter zugestehn, da man immer Herr von seinem Leben blieb. Er erhielt um was er bath. Den Morgen hieng er einen kleinen Spiegel an seine Brust, und stellte sich ihnen so dar. Es ist schwer, das Erstaunen auszudrücken, welches die Würkung dieses Spiegels den Barbaren erregte: sie konnten nicht

List, welche einem Italiener das Leben rettet.

müde werden, sich darinn alle zusammen oder einzeln vorgestellt zu sehen: sie hielten wirklich diesen Spiegel für sein Herz, und anstatt ihm Böses zu thun, überhäuften sie ihn mit Liebkosungen. Auf sein Bitten begnadigten sie auch zwey Söhne des Talan, Intendanten von Kanada, und ihre Schwester.

Hundert Meilen mehr gegen Norden findet man die Cenis oder Assenis, deren Charakter mit den vorhergehenden einen wahren Kontrast macht. Sie sind sanftmüthig, menschlich, arbeitsam, und bauen das Land mit vieler Sorgfalt.

Die Luisianischen Wilden bedecken sich überhaupt weniger, als die Kanadischen Einwohner, weil sie ein viel wärmeres Land bewohnen. Diejenigen, welche sich gegen Mittag niedergelassen, bedecken sich nur, wenn die Nordwinde gebieten, und sind zur andern Zeit ganz nackend. Sie stechen und malen sich den Leib, so wie wir schon oben erkläret haben. Putz der Luisianischen Einwohner.

Ihre Nahrung ist beynahe eben die, welche die Kanadier haben: aber ihr Boden ist viel wärmer, ihre Erndte viel reicher; sie säen türkisches Korn, Bohnen, Kürbisse und viele andere Zugemüsen. Sie haben beynahe das nehmliche Flügelwerk, welches man in Kanada findet. Die Pferde dienen ihnen zur Fortbringung desjenigen, was sie auf der Jagd getöd-

getödtet, und sie erziehen zu diesem Gebrauche eine große Menge.

Wohnungen. Ihre Hütten haben die Gestalt eines viereckigen Zelts, sind niedrig, ohne Fenster, mit einem runden Giebel, wie unsere Oefen, die meisten sind mit Blättern oder türkischem Kornstroh gedeckt. Einige sind von Erde gebaut, von außen und innen mit sehr dünnen Matten bedeckt.

Regierung. Ihre Regierung ist beynahe eben so, wie die Kanadische: nur daß bey ihnen ihre Oberhäupter viel unumschränkter sind; doch dürfen sie nichts wichtiges unternehmen, ohne es vorher mit ihrem Rathe überlegt zu haben. Man erzeigt ihnen große Ehre in ihrem Leben und nach ihrem Tode. Da die Einwohner dieser Gegend

Kriege. nicht so barbarisch sind, als die Kanadier, so fangen sie auch nicht so leicht Krieg an, als diese. Sie ergreifen nur zu Abhaltung eines Einfalls die Waffen, die eben diejenigen sind, die die Kanadier haben: ihre Häupter marschiren allezeit an der Spitze der Armee. Einige ihrer Stämme bedienen sich nur der Reiterey, die mit Ochsenhäutenen Köchern bewafnet sind, welche auf dem Rücken der Reiter wie eine Patrontasche hängen und voller Pfeile sind. Jeder Reiter hat einen Bogen und auf dem linken Arm ein lederns Bruststück, mit welchem er die Pfeile abhält. Die Gebisse der Pferde sind

nur

nur ein lederner Strick; die Steigbügel sind mit eben solchen Stricken an ein vierfach zusammengelegtes Bockfell gebunden, das anstatt des Sattels ist.

Sie haben auch die Gewohnheit, ihren Feinden das Haar auszuraufen, doch erst, wenn sie sie getödtet haben. Sie opfern gemeiniglich einen Theil ihrer Gefangenen der Sonne, und behalten die übrigen zu Sklaven mit Weibern und Kindern. Einige unter ihnen haben die barbarische Gewohnheit beybehalten, das Fleisch der Geopferten zu essen.

Sitten.

Die Louisianischen Wilden haben nur eine Frau; die Vielweiberey ist nur ihren Häuptern erlaubt, welche aber nur einer ihrer Frauen den Namen Gemahlinn geben: die übrigen werden als Sklavinnen betrachtet, und ihre Kinder haben kein väterliches Erbtheil. Doch will man versichern, daß diese Völker in einer grossen Zügellosigkeit leben, und ihre Sitten sehr verdorben sind.

Religion. Der Pater Charlevoix.

Fast alle Wilden in Luisiana erkennen keine andere Gottheit, als die Sonne, der sie einen Gottesdienst erzeigen, welcher nach den Nationen verschieden ist. Fast bey allen opfert man, wie wir schon gesagt haben, Kriegsgefangene, und betrachtet es als einen Religionspunkt, das Fleisch dieser Opfer zu essen. Sie errich-

richten ihr, mitten in ihren Dörfern, an der Seite der Hütte ihres Oberhaupts einen Tempel, und tragen stets Sorge, ihn gegen die Morgenseite zu stellen, sie bauen ihn von Latten, die von innen und aussen mit Matten, wie die schönsten Hütten bekleidet. Gemeiniglich ist es ein Viereck, ungefehr vierzig Fuß in der Länge, zwanzig in der Breite, mit einem Dache, das dem unsrigen sehr gleich kömmt. Sie stellen zwey höl'erne Flügel an beyde Enden. Die Thüre ist mitten im Gebäude, das weiter keine Oefnung hat. Von beyden Seiten ist auch eine steinerne Bank. Das Innere entspricht dem Aeußern. Drey Stück Hölzer, wie ein Triangel gestellt, und welche fast den ganzen Tempel einnehmen brennen da zur Ehre der Sonne; aber mit einem langsamen Feuer, welches ein Wilder, der mit dem Tittel eines Tempelhütters beehrt wird, stets unterhalten muß. Ist kaltes Wetter, so kann der Hütter sein besonderes Feuer haben; es ist niemanden erlaubt, sich an dem Sonnenfeuer zu wärmen. Die Brände geben gemeiniglich einen Rauch, der die Zuschauer blendet. Drey bis vier Küsten, welche trockne Knochen und eben so viel hölzerne Köpfe, so plump gearbeitet als die Adler, welche draußen sind, machen die ganze Zierde dieses Tempels.

Ein Tisch von fünf Fuß in der Länge, viere in der Breite, und drey in der Höhe, dient statt des Altars. Der, welcher bey den Natches ist, wird für den ersten gehalten, und von allen heidnischen Nationen in Luisiana als die Hauptkirche angesehn. Jedes Volk geht dahin, um das Feuer des seinigen anzuzünden, wenn es aus Nachläßigkeit oder durch Unglück ausgelöscht ist.

Von Iberville, welcher am Missisipi 1699 war, sagt, daß es Nationen in Luisiana gebe, die verschiedene Thiere anbeteten. Bey den Bayagulas trat er in einen Tempel, dessen Dach mit verschiednen Figuren von Thieren bedeckt war, unter welchen sich vornehmlich ein roth gemalter Hahn ausnahm. Der Eingang war ein acht Fuß breiter und eilf langer Schuppen, der auf zwey starken Pfählen stand, über welche ein Querbalken gieng. An beyden Seiten der Thüre waren Figuren von Thieren, als von Bären, Wölfen und verschiedenen Vögeln, über welchen die Figur eines Chuchuaca war. Dieses Thier hat die Dicke eines Spanferkels, graue und weiße Haare, die eines Dachs seinen nicht ungleich sind. Es hat einen Katzenschwanz und Affenpfoten. Das Weibchen hat unterm Bauche einen Beutel, worinn es seine Jungen trägt.

Das

Das Innere des Tempels hatte nur dreyßig Fuß im Durchschnitt. In der Mitte waren zwey Klötzer von trocknem und wurmichtem Holze, mit den Spitzen gegen einander gestellt, welche brannten und vielen Rauch machten. Man sah im Grunde eine Art Schaffot, auf welchem viele Gebinde Reh- Bär- und Ochsenhäute waren, welche dem Chuchuaka geopfert worden. Dieses Thier, welches der Gott der Wilden zu seyn scheint, war roth und schwarz an verschiedenen Orten des Tempels gemalt.

§. 2.

Himmelsgegend, Boden, Flüsse.

Die Himmelsgegend kann in einer so großen Strecke Lands nicht gleich seyn: aber man betrachtet Luisiana überhaupt als einen von den besten Theilen von Amerika, so wohl in Ansehung des Bodens, als auch der gemäßigten Luft. An der Seeseite ist der Boden sandig; aber in dem Innersten des Landes machen ihn die großen Flüsse fruchtbar, die ihn benetzen.

Missisipi. Die vornehmsten Flüsse in Luisiana sind der Missisipi und der Missuri. Der Missisipi, den die Franzosen den Fluß St. Louis nennen, ist einer der größten

der

der ganzen Welt. Er fließt mitten durch Luisiana von Norden nach Süden, von seiner Vereinigung mit dem Fluße der Illinesen bis an die Mündung des Mexikanischen Meerbusens in einer Strecke von mehr als zweyhundert und funfzig Meilen. Er benetzet auch Kanada gegen Norden des Flusses der Illinesen von Nordwest nach Südost. Seine Quelle ist noch nicht recht bekannt. Herr de l'Isle setzt sie in den 49ten Grad nördlicher Breite, und im 275ten der Länge, in den Charten, welche er von den Entdeckungen gegen Nordwest des südlichen Meers gegeben. Dieser Fluß theilet sich in verschiedene Aeste bey seiner Mündung, welche im 29ten Grade nördlicher Breite ist. Man zählt deren jetzt zwanzig, die viele Inseln bilden, und davon der breiteste und tiefste nur zwey hundert und funfzig Klaftern in der Breite hält. Diese Kanäle verändern oft ihre Lage wegen der großen Anzahl Bäume, die der Fluß mit sich reißt, und wegen der Menge Sand und Schlamm, den er da häufet. Er ist sehr tief, hat an manchen Orten sechzig Klaftern, welches die Fischerey da fast unmöglich macht. Bey hundert und einigen Meilen seines Ausflußes soll ein Schlund ein, dem man sich nicht ohne Gefahr nähert. Seine ordentliche Breite ist eine halbe, manchmal drey Viertel-

meilen: aber sie wird oft durch Inseln getheilt. Dieser Fluß wird für den Schlüssel des Lands gehalten, weil er mit allen Seen Gemeinschaft hat, die nach Kanada führen.

Id. ibid. Unter der grossen Zahl Flüsse, die dieser Strom zur Rechten und Linken an sich nimmt, ist der beträchtlichste der Missisipi. Es ist einer der reissendsten, den man kennt, welches von der großen Anzahl anderer Flüsse und Ströme, welche er in seinem Lauf aufnimmt, herrührt. Ob man gleich diesen Fluß fünf hundert Meilen hinauf gefahren ist, um seine Quelle zu finden, so hat man sie doch nicht entdecken können. Einige Erdbeschreiber setzen sie gegen den 43sten Grad der Breite und gegen den 296ten der Länge: seine Mündung in den Missisipi gegen den 39ten Grad der Breite und den 286ten der Länge. Er fliekt durch Luisiana von Nordost gegen Südwest. Dieser Fluß ist wie alle Luisianischen, sehr fischreich: aber es giebt auch da eine große Menge Krokodile.

Wir werden von der natürlichen Geschichte dieses Lands nicht reden, der Leser kann das, was wir beym vorhergehenden Artikel gesagt, nachsehen; denn es paßt auch auf Luisiana.

Drit-

Dritter Artikel.

Europäische Nationen, welche Neufrankreich bewohnen. Wie sie sich dessen bemächtiget haben.

§. 1.

Die Franzosen.

Man weiß weder den Namen noch das Vaterland des Schiffers, welcher Kanada entdeckte. Man weiß nur, 1504 giengen französische Fischer auf den Wallfischfang an der großen Bank von Terre-Neuve an den Küsten der Insel gleiches Namens und an den Inseln der benachbarten festen Lands. 1506 gab Johann Denis von Honfleur, in der Normandie, eine Karte von den Küsten der Insel Terre-Neuve. 1508 brachte Thomas Hubert, aus Dieppe gebürtig, nach Frankreich einen Kanadischen Wilden. Der P. Charlevoix.

Verazzani, ein Florentiner, reisete den 17 Jenner 1524 auf Befehl Franciskus I. mit dem Schiffe **la Dauphine** ab, um neue Entdeckungen zu machen, und nachdem er funfzig Tage geschift, landete er an den Küsten von Kanada an, welche er größten Theils beschifte, gab ihm den Namen **Neufrankreich** und kehrte nach Geschichte der Reisen 13 B.

Europa zurück, wo er dem Könige von seinen Entdeckungen Rechenschaft ablegte.

Es verstrichen viele Jahre, ohne daß Franciskus I. die Entdeckungen des Verazzani nutzete: allein 1534 eröfnete Philipp von Chabot, Admiral von Frankreich dem Monarchen, wie wichtig es sey, eine französische Kolonie in einem Theile von Amerika zu pflanzen, welches Spanien so große Reichthümer verschafte. Sein Rath wurde geschmeckt: man ließ den 20ten April des nehmlichen Jahrs Jakob Cartier von St. Malo mit zwey Schiffen von sechzig Tonnen und hundert und zwey und zwanzig Mann abreisen. Den 10ten May traf er bey der Insel Terre-Neuve ein, von da seegelte er nach Kanada, nahm davon im Namen des Allerchristlichsten Königs Besitz, gieng wieder unter Seegel nach Frankreich zurück, wo er den 5ten Sept. anlangte.

Das folgende Jahr reisete er wieder nach Amerika mit drey Schiffen, gieng in die Bay St. Lorenz, welcher er diesen Namen gab, weil er sie an dem Tage entdeckte, da die Kirche das Fest dieses Heiligen feyerte. Er gieng in den Fuß, und befuhr ihn bis Mont-Real, und kehrte nach Frankreich zurück. Einige Jahre darauf that er wiederum eine Reise nach Kanada, und schifte auf dem

Fluße

Fluße St. Lorenz hinauf bis auf seinen Wasserfall. Robertval, ein Pikardischer Edelmann, that eine Reise nach Kanada fast zur nehmlichen Zeit: aber er kam mit allen seinen Begleitern um, und Frankreich, beschäftigt mit der Vertheidigung gegen Spanien, vergaß auf einige Zeit Kanada. Der Admiral von Coligni machte ein Projekt zur Errichtung einer Kolonie Protestanten in Brasilien: als er sah, daß seine Unternehmung seinen Hofnungen nicht entsprach, so richtete er sein Absehn auf Kanada, wo er keine Einwendung zu finden glaubte. Der König Karl IX. widersetzte sich diesem Projekte nicht und nahm mit Freuden das Mittel an, sich von einer großen Menge Kalvinisten entledigen zu können, die er als Feinde des Staats ansah. Er gab dem Admiral die Freyheit, sich bey dieser Ausführung aller seiner Macht, die ihm seine Würde gab, zu bedienen. Zwey Schiffe wurden sogleich bemannt: man übertrug das Kommando davon Johann Ribaut, von Dieppe gebürtig, einem guten Seeofficier und eifrigen Protestanten. Er reisete den 18ten Februar 1562 ab, hielt am Fluß St. Croix oder des Chouanons, baute daselbst ein Fort, und hieß es Charles-Fort. Ueber seiner Niederlassung zufrieden, machte er einen seiner Officiere, mit Namen Albert,

zum Haupt der Kolonie, und kehrte nach Frankreich zurück, um neue Verstärkung zu suchen.

Alles schien einen glücklichen Fortgang dieser Kolonie anzudeuten: aber Unglück auf Unglück beförderte ihren Untergang. Man vergaß das Land zu besäen, und der Hunger kam und verwüstete alle ihre Glieder. Der Mann, welchen Ribaut zurückgelassen, war muthig und von regelmäßigen Sitten: aber höchst unmenschlich. Er bestrafte mit der äußersten Strenge die geringsten Fehler. Er soll einen Soldaten selbst um einen Fehler gehangen haben, der gar nicht den Tod verdiente; einen andern kassirte er und verwies ihn des Landes, um einer geringen Sache willen. Er drohte stets mit der höchsten Strafe; und die, welche das Unglück hatten, ihm zu mißfallen, mußten stets ihres Lebens wegen zittern; die erschöpfte Geduld verwandelte sich in Wuth; man machte eine Verschwörung wider ihn. Jedermann haßte ihn, niemand dachte an die Zuvorkommung des ihm drohenden Unglücks. Er wurde ermordet: man setzte ihm einen Nachfolger, der durch seine Klugheit die Ruhe der Kolonie wieder herstellte: allein der Hunger nahm von Tag zu Tag zu. Die Wilden, welche bisher Lebensmittel zugeführt hatten, befürchteten für sich selbst

Man-

Mangel und hörten damit auf. Da man nicht mehr in diesem Lande leben konnte, so beschloß man nach Frankreich zurückzukehren: allein man hatte kein Schiff, und unter allen die die Kolonie ausmachten, gab es auch nicht einen Menschen, der im Stande war, dessen Bau zu regieren. Das Elend macht Industrie, man beschloß eines zu bauen und Jeder legte Hand an das Werk. Herumläufer, die in ihrem Leben nie ein Ding von einem Werkzeuge angerührt, wurden Zimmerleute und Schmiede. Das Mooß und diese Art von Wolle, welche auf den Bäumen in einem großen Theil von Florida wächst, diente zum Werg, das Schiff zu kalfateren. Jeder gab seine Hemden und Tücher zu Seegeln her: man machte Seile aus Baumrinden; kurz das Schiff war zu Stande, und wurde ins Wasser gelassen. Man schifte sich ein, und was das Sonderbarste war, man brauchte gar keine Vorsicht wider ein Uebel, den man entgehen wollte. Durch eine hartnäckige Meeresstille wurde noch der wenige Vorrath verzehrt, den man eingetragen hatte. In dieser höchsten Noth fraß man alle Schuh und alles Leder, welches sich im Schiffe befand. Bey Ermangelung des süssen Wassers trunken einige Meerwasser, welches ihnen einen heftigen Tod verursachte. Das

Aeußerstes Elend der französischen Kolonie.

Schiff zog von allen Seiten Wasser, und die Mannschaft, vom Hunger aufgezehrt, war gar nicht im Stande zu pumpen. Jeder Umstand war Stof zur Verzweiflung. In dieser schrecklichen Lage hatte ein Soldat die Kühnheit zu sagen, daß einer den übrigen allen das Leben auf Kosten des seinigen retten könnte. Dieser entsetzliche Vorschlag ward nicht verworfen, sondern vielmehr allgemein gebilligt. Man war schon bereit um die Wahl des Opfers zu losen, als sich ein Soldat, mit Namen Lachan, der nehmliche, welchen der Haupmann Albert kassirt und Landes verwiesen hatte, öffentlich erklärte, sein Leben herzugeben, um den Tod seiner Landesleute auf einige Tage aufzuhalten. Man nahm sein Anerbieten an, man erwürgte ihn auf der Stelle. Dieser Unglückliche, statt Widerstand zu thun, bot selbst seinen Hals dem Messer dar.

Erstaunende Großmuth eines Soldaten.

Man verlor keinen Tropfen Blut: jedermann trank es gierig, und nachdem der Körper zerlegt, empfieng jeder seinen Antheil davon. Auf dieses schreckliche Opfer würde ein abscheuliches Blutbad ohne Zweifel gefolgt seyn, hätte man nicht Land un[illegible] näherndes Schiff gesehen. [illegible] englische Fregatte, in [illegible]d von der [illegible] abgereiset

reiſet waren. Er meldete ihnen, daß der bürgerliche Krieg ſich mehr, als jemals in Frankreich entzündet, und der Admiral zu ſehr beſchäftigt wäre, um an ſeine Kolonie denken zu können: aber daß er beſchloſſen hätte, ſo bald Friede wäre, dahin Hülfe zu ſchicken.

Die Wünſche des Admirals wurden bald erfüllt. Der Hof traf mit den Kalviniſten einen Vergleich, und der König Karl rüſtete drey Schiffe aus, um nach Charles-Fort Mund- und Kriegesvorrath zu ſchicken. Das Kommando über dieſe Schiffe bekam **Rene Laudoniere** ein verdienſtvoller Edelmann, dabey ein bekannter und ſehr guter Seeofficier. Er nahm Arbeitsleute von allerley Art und eine Menge junger Leute von guter Geburt mit ſich. Der Admiral ſchloß mit Vorbedacht von dieſer Ausrüſtung alle Katholicken aus. **Laudoniere** kam in Amerika an, erfuhr das unglückliche Schickſal der Kolonie zu Charlesfort, entſchloß ſich eine neue an dem Ufer des Flußes May zu errichten, und baute ein Fort auf, welches er **Karolina** hieß.

Die Kolonie der Franzoſen wird von den Spaniern umgebracht.

Dieſe neue Kolonie wurde noch ſchrecklichern Wirkungen des Hungers ausgeſetzt: ſie erhielt in der Folge einige Hülfe von Frankreich: aber die Spanier vom bewafnet, ſtürzten über ſie her die Klinge ſpringen,

bemächtigten sich des Forts und verwandelten dessen Namen in San-Matteo. Dieses geschah 1565 zum größten Unwillen aller Franzosen, die Liebe zu ihrem Vaterland und Hoheit der Seele genug hatten, seinen Ruhm zu behaupten.

Ein Edelmann hat den Muth es allein zu rächen.

Ein Gaskonischer Edelmann, mit Namen Gourgues, gebürtig von Montde Marsan, in der Grafschaft Commiges, von einer berühmten Familie, entschloß sich zu Frankreichs Rache sein Gut und Blut aufzuopfern. Eine solche Unternehmung schien über seine Kräfte: aber ein Charakter, wie der seinige, kennt keine Hindernisse. Er verkaufte sein Haab, borgte auf, bewafnete zwey Robergen und ein Wachtschiff in Gestalt einer levantischen Fregatte. Achtzig ausgesuchte Matrosen machten die Besatzung aus; aber er hatte noch dabey hundert und funfzig auserlesene Soldaten und Vorrath auf ein Jahr. Er gieng von Bourdeaux, wo die Ausrüstung geschah, den 2ten August 1567 als Vicecommendant ab. Als er in Amerika anlangte, hielt er eine Rede an seine Leute, so wie sie ihm sein Muth und die Begierde, sein Vaterland zu rächen, diktirte. Er war so klug und ließ die über die Spanier mißvergnügten Indianer an seinem Projekte Theil nehmen. Sie verbanden sich mit ihm, und bezeugten in dieser Unternehmung mehr

Bit-

Bitterkeit, als die Franzosen selbst. Von Gourgues grief das Fort mit so vielem Ungestüm an, daß er es in einem Augenblick überwältige. Die Spanier, über einen so wenig vermutheten Ueberfall erstaunt, dachten sich mehr zu retten, als zu vertheidigen. Nachdem von Gourgues Meister vom Platze war, ließ er die Gefangenen an eben den Ort führen, wo die Franzosen hingerichtet worden waren, und alle vor seinen Augen hängen. Dieses Verfahren scheint im ersten Anblick gerecht; allein die Mäßigung würde ihm mehr Ehre gemacht haben. Da er nicht mehr Volk genug hatte, um sich in diesem Lande länger zu behaupten, so zerstörte er alle Forts, welche in Karolina waren, gieng wieder nach Frankreich, wo er einige Zeit darauf starb, bedauert von allen denjenigen, die Liebe für ihr Vaterland hatten.

Die Franzosen schienen einige Zeit vor den amerikanischen Niederlassungen Ekel zu haben; allein 1598 erhielt ein Bretonscher Edelmann mit Namen Roche von Heinrich dem IV. völlige Macht, auf neue Entdeckungen in Amerika zu gehn: er that nur eine vergebene Reise. Chauvin, Schiffshauptmann, that zwey Reisen auf den Fluße St. Lorenz, tauschte Waaren gegen Pelzwerk, und machte einen ansehnlichen Profit. Dieser gute

Han-

Handel erwekte die Aufmerksamkeit der Kaufleute. Es entstand zu Rouen eine Gesellschaft unter der Aufsicht des Kommendanten von Chatte, Gouverneurs zu Dieppe. Viele angesehene Personen traten in diese Gesellschaft. Man machte eine Ausrüstung, darüber gab man die Aufsicht dem Pontgrave einem berühmten Kaufmann zu St. Malo, welcher den Chauvin auf seinen beyden Reisen begleitet. Champlain, ein Edelmann von Saintonge, und Schifshauptmann, kommandirte die Flotte. Die Fahrt war glücklich. Man stach in den Fluß St. Lorenz, trieb da den Pelzhandel, und kehrte nach Frankreich zurück. Einige Jahre darauf veranstaltete die Gesellschaft eine neue Zurüstung unter Anführung Peters von Guat, Herrn von Monts, Saintongevis, welcher zum Viceadmiral dieser Länder ernennt wurde. De Mont, überzeugt, daß es sehr nothwendig sey, eine Niederlassung in diesem Lande zu haben, entschloß sich eine Kolonie in dem Port-Royal zu gründen, welches er dazu am bequemsten fand. Das Klima ist da mäßig, die Jagd reichlich, das Land angenehm, und der Boden fruchtbar; allein die Kaufleute, welche die Gesellschaft ausmachten, beschäftigten sich nur mit dem Handel; man verabsäumte diese neue Niederlassung, welche bald völlig eingieng.

Cham-

Champlain gieng wieder nach Amerika: er erkannte, wie vortheilhaft es für Frankreich wäre, in diesem Lande eine feste Niederlassung zu haben, suchte dazu einen bequemen Ort aus, und bestimmte sich endlich für den, wo man Quebek erbaut hat.

Die Franzosen versuchten verschiedene male in Akadien sich niederzulassen: aber ihre Unvorsichtigkeit vernichtete stets ihre Versuche. Endlich wurde diese schöne Provinz mit völligem Eigenthume durch den 1712 geschloßnen Utrechter Frieden den Engländern eingeräumet.

Champlain, mit dem Fortgang der Stadt Quebek beschäftigt, deren Stifter er war, kehrte dahin 1610 zurück. Er fand sie in dem besten Zustande. Die Kornernte war sehr reichlich ausgefallen. Die Einwohner hatten mit den Hurons, den Algonquinen und den Montaguez Freundschaft gemacht, die sie in ihren Nöthen unterstützt hatten, und die wieder von ihrer Seite Vortheil fanden, mit diesen neuen Nachbarn verbunden zu seyn, welche im Stande waren, ihnen wider die Iroquesen beyzustehn, welche man als die furchtbarste Nation in Nordamerika betrachtete. Sie wurden in ihrer Hofnung bald bestätigt; denn da sie von den Iroquesen angegriffen wurden, so baten sie um den Beystand der Franzosen

Grundlegung von Quebek.

zosen, die sich an ihre Spitze stellten, und einen vollkommnen Sieg über deren Feinde erhielten. Bey dieser Gelegenheit sahen die Franzosen zum erstenmale, einen Gefangenen verbrennen: aber dieses Schauspiel erweckte ihnen so viel Entsetzen, daß sie die Wilden ihre Bundesgenossen nöthigten, seine Martern mit seinem Leben zu enden.

Die Quebekſche Kolonie hatte Anfangs alles mögliche Glück: die Prinzen von Geblüte und die reichsten Personen interessirten sich für ihr Schicksal: Kanada erhielt damals den Namen Neufrankreich. Aber die in Frankreich entstandenen bürgerlichen Kriege während der Minderjährigkeit verzögerten ihren glücklichen Fortgang. Die Ruhe stellte sich wieder ein; man dachte ernstlich auf die Unterstützung der Kolonie von Neufrankreich; man errichtete eine neue Gesellschaft: die meisten Bundesgenossen der Wilden nahmen die römischkatholische Religion an; Quebeck ward eine blühende Stadt; die Ufer des Flußes St. Lorenz durch die neuen Wohnungen verschönert; man errichtete neue Niederlassungen, welche sich nach und nach bevölkerten.

Entdeckung des Missisipi.

Da sich die Franzosen in Kanada festgesetzt, so dachten sie 1670 neue Entdeckungen zu machen. Man wußte aus dem

dem Zeugnisse der Wilden, daß es gegen Abend einen großen Fluß mit Namen Missisipi gäbe, welcher weder gegen Norden nach Osten flöße, woraus man schloß, daß er sich in den mexikanischen Meerbusen stürzen müßte, wenn er seinen Lauf nach Süden nähme, oder in das südliche Meer, wenn er sich gegen Westen ergösse. In der Ueberzeugung daß man von der einen oder der andern Schiffahrt viel Nutzen haben könnte, wollte Herr Talon, Intendant von Neufrankreich, Amerika nicht verlassen, ohne diese Thatsache zu bestätigen. Er trug es also dem Pater Marquette, einem Jesuitischen Missionar auf, welcher fast alle Gegenden von Kanada durchreiset war, wo man seine Tugend bewundert hatte. Er gab ihm einen erfahrnen und verständigen Quebekschen Bürger, mit Namen Joliet zur Begleitung. Sie schiften sich in die Bay des Sees Michigau ein, und stachen in den Fluß Missisipi den 17 Junius 1673 Sie kamen sehr weit; aber weil sie sahen, daß ihnen die Lebensmittel in einem Lande zu fehlen anfiengen, dessen Einwohner sie nicht kannten, so kehrten sie nach Quebek zurück, und legten von ihrer Reise Rechenschaft ab. Recueil de Thevenot.

Der Ritter de la Salle, welcher sich beynahe um diese Zeit in Amerika befand, hatte das Projekt gemacht, einen Weg

nach

nach Japan, oder nach China durch das Nördliche oder Westliche Kanada zu suchen. Die Erzählung, welche Joliet von seinen Entdeckungen machte, überzeugten den Herrn de la Salle, daß sich der Missisipi in den Mexikanischen Meerbusen ergöße, und daß ihn dieser Fluß von der Nordseite zu seinem gesetzten Ziele führen könnte. Er sah sich zwar von allem entblößt, was zur Ausführung eines solchen Vorhabens nöthig war, allein er erhielt von der Regierung Beystand, gieng wieder nach Amerika, fieng seine Unternehmung auf dem Missisipi im Monat Januar 1682 an, fuhr den Fluß der Illinesen herunter, kam den 2 Febr. eben dieses Jahrs auf den Strom, beschifte ihn bis an seine Mündung, befestigte durch verschiedene Besitznehmungen Frankreichs Rechte auf diesem Strome, und kehrte das folgende Jahr nach Frankreich zurück, um von seiner Verrichtung Rechenschaft zu geben. Er ward da sehr gütig aufgenommen: man gab ihm vier Schiffe mit einer beträchtlichen Mannschaft, um seine Entdeckungen fortzusetzen, und eine Niederlassung am Flusse Missisipi zu errichten. Er reisete von Rochelle den 24 Julius 1684. durchreisete viele Länder, und errichtete ein Fort an der Bay St. Bernard: allein durch seinen Stolz und seine Härte erregte er das Mißvergnügen aller

dieser

dieser Kolonisten, und sie tödteten ihn den 20 May 1687. Die benachbarten Wilden ermordeten alle diejenigen, welche im Fort übrig blieben, und zerstörten es. Nach dem Tode des Herrn de la Salle wurde Luisiana auf einige Zeit vergessen.

Erst im Jahre 1697 erweckte wiederum ein durch seine Entdeckungen schon berühmter Kanadischer Edelmann, Namens von Iberville, die Aufmerksamkeit der Regierung auf dieses Land: man ergrif auf seine Ueberredung den Entschluß, ein Fort an der Mündung des Missisipi anzulegen, welchen er zu finden sich schmeichelte. Man bewafnete zwey Schiffe zu Rochefort, gab das Kommando darüber dem Marquis von Chateau-Morand und dem Herrn von Iberville, welche den 17 Oktober 1698 in die See stachen. Am 27 Januar des folgenden Jahrs wurden sie das Land Florida ansichtig. Von Iberville beschifte die ganze Küste, entdeckte den Missisipi und fuhr den 2 August hinein, erbaute ein Fort an der Biloxibay, welche zwischen dem Missisipi und Maubile liegt, und gieng schnell nach Frankreich zurück, um von seinem glücklichen Fortgange Rechenschaft zu geben. Er hielt sich da so wenig auf, daß er schon den 8 Jenner 1700 wieder zu Biloxi war. In seiner Abwesenheit war schon eine englische Corvette auf dem Missi-

kipi erschienen: allein die Besatzung des Forts nöthigte sie, sich zurückzuziehen.

Die Engländer und Spanier hatten den Vorsatz gefaßt, sich in Luisiana niederzulassen. Der König Willhelm, verlegen über die Unterhaltung einer so großen Anzahl französischer Flüchtlinge, welche in seinen Staaten waren, beschloß, für sie eine Niederlassung am Missisipi zu errichten. Die Protestanten hingegen, welche stets ihrem Vaterland ergeben blieben, schlugen Ludwig dem XIV. vor, unter seinem Schutze eine Niederlassung in diesem Lande anzulegen, mit dem Versprechen, daß sie es bevölkern und sehr blühend machen wollten, wenn Ihre Majestät ihnen die Gewissensfreyheit bewilligte; aber der König, entschlossen keine von drr seinigen unterschiedene Religion weder in Frankreich noch in seinen davon abhängenden Kolonien zu dulden, nahm ihr Anerbieten nicht an.

Die Spanier von ihrer Seite sahen gar nicht mit Vergnügen, die Franzosen so nahe an den ihrigen neue Niederlassungen errichten. Da sie keine Gewalt brauchen wollten, sie daran zu hindern; setzten sie die List in Bewegung, und hielten sie lange Zeit zu Biloxi durch den Reiz eines Handels auf, welcher beträchtlich schien, und im Grunde wenig sagte. Den Franzosen giengen endlich die Augen auf,

sie

sie ließen sich daher an verschiednen Orten nieder; als an der Maubile, in der Insel Massacre, welche hernach Dauphine genennt wurde. Damals war es, daß die französischen Niederlassungen in Luisiana eine Regierungsform bekamen. Man schickte einen Statthalter dahin, man setzte einen hohen Rath, die bürgerlichen und peinlichen Sachen zu richten. Man wollte einen regelmäßigen Handel mit Alt- und Neu Mexiko einleiten: aber die immer auf ihren Nutzen aufmerksamen Spanier wollten niemals darein willigen.

Errichtung der westindischen Handlungsgesellschaft in Frankreich.

Gegen Mitte des Jahrs 1717. sah man in Frankreich diese berühmte westliche Gesellschaft entstehn, die unter der Führung des Law unvermerkt den größten Theil des Handels des ganzen Königreichs über sich nahm. Die Privilegien wurden den 6ten eben dieses Jahrs im Parlamente registrirt. Ihr wurde zugestanden 1) der Handel von Kanada auf zwanzig Jahr, mit dem Bedinge, daß sie an dem Feldbaue und Plantationen arbeiten lassen sollte. 2) Der Luisianische Handel auf eben so lange Zeit, und auf immer die Güter, Häfen, Küsten und Inseln, welche diese Provinz ausmachten, ganz eigenthümlich zu genießen, ohne eine andere Vorbehaltung für Seine Majestät und Dero Nachfol-

ger, als den Eid der Treue, welchen die Gesellschaft bey jeder Reichsveränderung zu leisten gehalten wäre, und einer goldnen Krone von dreyßig Mark. 3) Die Macht, im Namen des Königs mit allen Nationen in der Welt, die nicht von andern europäischen Nationen abhiengen, Bündnisse zu schließen, ihnen Krieg zu erklären, Waffenstillstand und Friede mit ihnen zu machen u. s. w. 4) Der Besitz von allen Erzten und Bergwerken welche sie während ihres Privilegiums entdeckte. 5) Die Erlaubniß, ihre eingeräumte Länder zu veräußern, zu verkaufen, Festungen, Schlösser und Plätze zu erbauen, die sie zu Vertheidigung ihres Lands nöthig hätte, darein Besatzung zu legen, Soldaten, doch mit Genehmigung Seiner Majestät, in Frankreich zu werben, und bey ihren Truppen Gouverneurs, Majors und Officiere zu bestellen.

Alle Welt, wie man weiß, drang sich zur Theilnehmung an dieser Gesellschaft. Man veränderte vielmals die Lage der Hauptkolonie. Endlich baute man eine Stadt an dem östlichen Ufer vom Missisipi und hieß sie **Neu Orleans**, zur Ehre des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich. Gegen den Merz 1718. langten sie aus Frankreich an, die ersten Privilegirten mit dem Herrn du Gue von Boisbriand, den die Gesellschaft ernannt,

Stiftung des Neuorleans.

um

um den Illinesen vorzustehn. Viele wilde Nationen, welche bisher den Franzosen entgegen gewesen, ließen sich an den Missisipischen Ufern, nahe bey Neuorleans nieder. Da die meisten dieser Wilden gewohnt waren, Feld zu bauen, so machten sie eine große Strecke Lands um Neuorleans urbar, und ihre Arbeit war ein großer Beystand für die Stadt. Die neue französische Kolonie verstärkte sich immer mehr und mehr, und die Stadt bekam eine regelmäßige Gestalt, welche sie noch bis jetzt erhält.

Diese Stadt war 1722. nur ein Haufen unordentlich gestellter Hütten, eines sehr ausgebreiteten aber nur von Holz gebauten Magazins und zweyer bis dreyer etwas beträchtlicher Häuser. 1742. wurde Neuorleans in fünf Kirchspiele getheilt: es gab daselbst über acht hundert schöne Häußer. Diese Stadt ist gut durchschnitten: man zählt darinn zwölf Straßen, welche von Mittag nach Norden und von Morgen gegen Abend gehn. An dem Missisipischen Ufer giebt es eine Anfuhrt von großer Schönheit: sie geht längst der Stadt. Neuorleans ist die Hauptstadt von Luisiana.

Die westindische Gesellschaft hatte nicht das Glück, welches sie hofte, sie zerstreute sich aus Beweggründen, deren umständliche Erzählung nicht unser Vor-

wurf ist. Das Luisianischr Gouvernement wurde nachher mit dem Kanadischen vereinigt. In geistlichen Sachen hängt es von dem Quebekschen Bischof ab. Man hat den Spaniern zur Schadloshaltung der Kosten des letzten Kriegs Luisiana eingeräumt.

§. 6.

Die Spanier.

Die Halbinsel Florida von der St. Espritbay gegen den 26ten Grad der nördlichen Breite bis zum 30ten, welches die westliche Küste von Mexiko ausmacht, gehört den Spaniern. Sie gränzt gegen Norden an Luisiana und Georgien, von den drey andern Seiten aber an das nordische Meer. Sie kann in ihrem mitternächtlichen Theile 180 Meilen im Umfange haben, und gegen die Bay St. Esprit nimmt sie immer mehr und mehr ab.

Die vornehmsten Niederlassungen der Spanier in diesem Lande sind. San Matheo, St. Augustin, San Marco, St. Joseph, und Pensacola. Sie haben auch noch einige, welche zwischen dem Missisipi und den Gränzen von Neumexiko liegen. Der Boden ist überhaupt sehr fett: doch giebt es auch Stellen, wo er trocken und sandig ist.

Menendez, Ritter von St. Jakob, jagte 1565. die Franzosen aus diesem Lande, bemächtigte sich dessen in Nahmen Philipp II. Königs von Spanien, und ließ das Fort St. Augustin bauen. Die Spanier besitzen jetzt Luisiana, wie wir eben gesagt haben.

§. 3.

Streitigkeiten der Franzosen und Engländer in Nordamerika.

Ein Theil der von uns eben beschriebenen Länder hatte viele Kriege in Europa erregt, wir halten uns daher verpflichtet, einige Umstände davon anzuführen. Kraft des 1713. geschloßnen Utrechter Friedens waren die Engländer Meister von Akadien: aber man hatte nicht die Aufmerksamkeit, seine Gränzen zu bestimmen. Doch blieben die Engländer beynahe 35 Jahr ruhig, ohne sie zu erweitern. Nach dem Aachner Friedensschlusse machten sie den Entwurf, neue Niederlassungen anzulegen, und gaben dem Utrechter Frieden eine ihren Absichten günstige Auslegung. Auf die ersten Schwierigkeiten, die sie machten, schlug der Französische Hof Kommissarien vor, um die Gränzen beyder Nationen zu berichtigen. Die Engländer nah-

men diesen Vorschlag zum Scheine an, allein sie begiengen viele Feindseligkeiten gegen die Franzosen, bauten so gar Forts an dem Fluße Oyo, welcher im französischen Besitze war. Die französischen Officiere sahen sich genöthigt, Repressalien zu brauchen. Man schlug einen Vergleich vor: der Englische Hof begehrte, alle zwischen dem Oyo und den Gebürgen, wie auch die zwischen dem Fluß St. Jerome und den Oyo gelegene Forts zu zerstören; daß die Seen Ontario, Erie, und Champlain von den Unterthanen beyder Kronen befahren werden könnten, ohne einer oder der andern zuzugehören; daß die Engländer, außer der Halbinsel Akadia, zwanzig Meilen Lands vom Fluße Pentagret bis an den Meerbusen St. Lorenz, besitzen; und daß das mittägliche Ufer dieses Stroms niemanden zugehören sollte. Den 8 Junius 1755. grif der Admiral Boscawen zwey französische Schiffe an, und nahm sie bey der Einfahrt des Meerbusens St. Lorenz weg: die Franzosen ergriffen zur Vertheidigung ihrer Besitzungen, die Waffen: aber ihr Bemühen war vergeblich. Endlich geschah 1763. der Friede, und der König von Frankreicht entsagte durch den den 10 Februar eben dieses Jahrs geschloßnen Traktat seinen Ansprüchen auf Akadien, räumte den Engländern ganz Kanada

nada, die Insel des Kap Breton, und alle Inseln des Meerbusens und Stroms St. Lorenz ein; eine durch die Mitte des Missisipi in seiner ganzen Länge gezogene Linie diente den Besitzungen beyder Mächte zur Gränze: doch blieb Neuorleans den Franzosen. Spanien überließ den Engländern die Halbinsel Florida, die sie, wie wir eben oben gesagt, besaßen.

Drittes Hauptstück.

Neu-England.

Wir geben den Namen Neuengland allen denjenigen Ländern, welche die Engländer längst der Ostküste von Kanada, Luisiana und Florida besitzen. Sie erstrecken sich von Nordost bis Südwest vom 46ten Grad der nördlichen Breite bis zum 31ten, und vom 44ten bis 66ten der westlichen Länge. Ihre Größe ist von Mittag gegen Norden ungefehr 400 Meilen; aber ihre größte Breite von Morgen gegen Abend ist nur 150 Meilen. Alle Erdbeschreiber theilen den Umfang dieses Lands in 9 Theile, als in Akadien oder Neuschottland, das eigentlich so genannte Neugengland, Neuyork, Neujersey, Pensylvanien, Maryland, Virginien, Karolina und Georgien.

Erster Artikel.

Akadien oder Neuyork.

Akadien ist eine große Halbinsel gegen Morgen von Kanada, mit welchem sie durch eine Erdenge von ungefehr funfzehn bis sechzehn Meilen verbunden ist. Das Nordmeer umgiebt sie von den übrigen Seiten. Man giebt ihr von den Küsten zwey hundert Seemeilen, achtzig von Nordost bis Südwest, und an die vierzig in der Breite. Sie liegt zwischen den 46 und 44ten Grad.

Die Franzosen ließen sich 1603. in dieser Halbinsel nieder, stifteten daselbst zwey oder drey Kolonien, unter andern die Kolonie von **Port-Royal**, gelegen an der abendländischen Küste der Halbinsel in der französischen Bay, wo einer der schönsten Hafen von Amerika ist. Die Engländer bemächtigten sich dieses Lands, und gaben es 1667. Frankreich durch den Bredaschen Frieden zurück. Sie nahmen es 1690. wieder, und Frankreich räumte ihnen 1713. ganz Akadien. Durch den Utrechter Frieden benennten sie es **Neuschottland** wegen der gleichen Lage in Beziehung Neuenglands mit Schottland und England in Europa. Sie haben sich die äußerste Mühe gegeben, es zu bevölkern, viele Kolonien dahin ge-

schickt, Forts und Städte daselbst gebaut: die vornehmste ist Port-Royal, dessen Namen sie zur Ehre der Königinn Anna in Annapolis verwandelt.

Akadien ist ein sehr gutes Land: die Luft ist daselbst rein, gesund und mäßig; aber es ist drey Monate Winter, welche sehr schwer zuzubringen sind: das Land ist fruchtbar, die Flüsse fischreich, und die Wälder voller Flügelwerk. Das Innerste des Lands wird von verschiedenen wilden Nationen bewohnt, die mit den Engländern oft Krieg führen, und ihren Kolonien vielen Nachtheil verursachen. Die vornehmsten wilden Nationen sind die **Etechiminen** und **Suriquesen**. Die letzten wohnen in den Gegenden von Annapolis: sie sind wohlgestaltet, haben keine platte Nase, wie die übrigen Wilden: aber ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun. Sie leben unter der Gewalt ihrer Kazicken, und haben keinen Gottesdienst. Ihre Sitten und Gebräuche sind eben so, als wie wir sie im vorhergehenden Artikel beschrieben haben. In Ansehung der natürlichen Geschichte von Akadien verweisen wir den Leser gleichfalls auf den nehmlichen Artikel.

Zwey-

Zweyter Artikel.

Das eigentlich so genannte Neu-England.

Neu-England kann im Umfange an der Küste dreyhundert Meilen haben, ohne die Winkel und die funfzig Meilen in der Breite zu rechnen. Es liegt zwischen den 45 und 41ten Grad nördlicher Breite. Seine Grenzen gegen Norden sind Neu-Frankreich, gegen Westen Neuyork, gegen Osten und Süden das Meer. Dieses mitten in der gemäßigten Zone gelegene Land hat nicht ein so sanftes und regelmäßiges Klima, als die in Europa eben so liegenden Länder. Die Sommer sind kürzer und wärmer, als die unserigen, und so auch die Winter kälter und länger. Doch ändert sich das Wetter sehr wenig, so daß man oft zwey bis drey Monate hintereinander einer sehr reinen Luft genießt.

Man theilt Neuengland in eilf Provinzen und in vier Grafschaften. Die Provinzen sind Massachusets, Esser, Mittelser, Suffolk, Hampshire, Plimouth, Barnestable, Bristol, Warwick, Connecticut und Newhaven. Die Grafschaften sind Neulondon, Hartfort, Newhaven und Fairfield.

§. 1.

§. 1.

Die Provinz Massachusets.

Ist eine der größten und bevölkertesten Provinzen von ganz England. Sie erstreckt sich von Osten gegen Westen nahe an die hundert und zehn Meilen längst der Küste von Scituate in der Grafschaft Plimouth bis an den Fluß Saco in der Grafschaft Maine, und beynahe sechzig Meilen von dem nehmlichen Punkt bis nach Emfield in Hampshire. Ihr Umfang ist auf dem festen Lande weniger beträchtlich. Sie enthält die alte Kolonie von Neuplimouth, und die von Cornuailles oder Neu-Hampshire. Man hat von der Landseite, welche sie von den Indianern scheidet, ein Fort mit Namen Pummaquid angelegt. Es giebt in dieser Provinz eine unglaubliche Menge sehr wohlbevölkerter Flecken. Das Innerste des Lands ist bergigt, und folglich unfruchtbar: aber wenn man an die Küsten und die Ufer der Flüsse näher kömmt, so ist es ein sehr fruchtbares Land. Der Handel der Einwohner besteht in Fischen und Pelzwerk.

§. 2.

§. 2.

Die Provinz Essex.

Den zweyten Rang giebt man der Provinz Essex. Sie ist voller Flecken, und der vornehmste davon ist Salem, am nördlichen Ufer des Flußes Charles gelegen. Gegen Norden dieses Fleckens findet man das Kap St. Antonius, das wegen seiner Fischerey und seines Hafens berühmt ist.

Das Land dieser Provinz ist nicht von größter Fruchtbarkeit, ausgenommen gegen die Küsten. Sie wird vom Fluße Merrimack benetzt, welcher in seinem ganzen Laufe schifbar seyn würde, wenn er nicht von vielen Sand- und Steinbänken verstopft wäre. In einer gewissen Entfernung des Meers sieht man mitten in seinem Bette einen sehr breiten Felsen, dessen Gipfel in viele runde Brunnen ausgehölt ist, die viele Tonnen Wasser enthalten können. Die Landesgebornen wissen, weder wenn noch wie sie entstanden sind: sie glauben der Himmel habe ihnen damit ein Geschenke gemacht, um darinn in Kriegeszeiten ihre Güter zu verbergen. Viele Engländer, die sie untersucht, versichern, es wäre ein Werk der Natur, andere aber sagen, es sey von der Kunst.

§. 3.

§. 3.

Die Provinz Middlesex.

Um in diese Provinz zu kommen, muß man durch die vorhergehende reisen. Unter den vielen sich hier befindlichen Flecken giebt es hier zwey ziemlich beträchtlich nehmlich **Cambridge** und **Charlestown**. Cambridge ist der Hauptort der Provinz. Sie liegt am nördlichen Arm des Flusses Charles: man rühmt ihre Straßen und Gebäude. Charlestown ist größer: sie liegt zwischen zwey Flüssen, dem **Mistick** und dem Charles, welcher sie von Boston scheidet. Man sieht hier eine schöne Kirche und einen sehr großen Platz. Man versichert, es führen von Charlestown tausend Schiffe mehr aus, als von allen übrigen Colonien, die den Engländern nicht zugehören.

Man findet keine beträchtlichen Flüsse in dieser Provinz: aber die Zahl der Bäche ist so groß, daß es eine der angenehmsten und fruchtbarsten Gegenden von Neuengland ist. Die Weiden sind voll allerhand Arten Thiere; es giebt keinen Hügel, welcher nicht mit unzähligen Heerden bedeckt wäre. Kurz die Engländer vergleichen diese Provinz mit ihrer **Devonshire** in Europa.

§. 4.

§. 4.

Die Provinz Suffolk.

Die Provinz Suffolk folgt auf Middlesex. Es giebt da viele beträchtliche Flecken und Städte. Die Hauptstadt ist Boston, welches die Engländer Baston aussprechen, und ist es zugleich von ganz Neuengland. Es ist eine der größten Städte von Nordamerika; sie liegt auf einer Halbinsel von vier Meilen in der Tiefe der Massachusetsbay. Eine Menge Felsen die aus dem Wasser hervorragen, und ein Dutzend kleine meistens bewohnte und fruchtbare Inseln schützen sie gegen die ungestümen Fluten. Die Bay hat nur eine sichere Einfahrt, auch ist sie so enge, daß kaum drey Schiffe von der Vorderseite hineinpaßiren können: aber innwendig hat sie für fünf hundert Seegel einen Ankergrund. Die merkwürdigste der kleinen vor der Stadt liegenden Inseln heißt **Castle Island** oder die Schloßinsel. Sie stellt in der That ein Fort oder Schloß vor, welches eine Meile von Boston in eben dem dahin führenden Kanale liegt. Ihre Lage ist so vortheilhaft daß kein Schiff hineinkommen kann, ohne nicht ihrem ganzen Kanonenfeuer ausgesetzt zu seyn, welches aus hundert vierzigpfündigen Kanonen

Beschreibung der Stadt Boston.

geschehen kann. Im Kriege sind fünf hundert Mann von allen ordentlichen Kriegesdiensten frey, um stets am Schlosse gebraucht werden zu können. Ueberdieß soll Boston in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden zehn tausend Mann bewafnen können. Ferner giebt es zwey Meilen von der Stadt eine sehr hohe Leuchte, deren Zeichen von der ganzen Festung bemerkt werden können, die sie gleich für die Küste wiederholet. Boston giebt auch die seinigen, welche alle benachbarte Kolonien dergestalt benachrichtigen, daß es fast unmöglich ist, diese Stadt unversehens einzunehmen. Wenn feindliche Schiffe bey einem dicken Nebel zwischen den Inseln sich einschlöchen, und ungestraft unter die Kanonen des Schlosses kämen, so fänden sie doch gegen Norden und Süden von Boston zwey Batterien, welche die ganze Bay beschießen, und die größte Macht zurückhalten würden, so daß sich unterdessen die englischen Schiffe und alles, was vom Handel abhängt, in den Fluß Charles retten könnte, um nicht von den Kanonen erreicht zu werden. Der Grund der Bay giebt einen Damm ungefehr von zwey tausend Fuß in der Länge, von der Nordseite mit einer Reihe Magazine bedeckt. Er geht so weit in die Bay hinein, daß die größten Schiffe ohne Hülfe

der Schaluppen und Lichter ausladen können. Die Hauptstraße der Stadt, welche bis an das Ende des Damms geht, stellt am andern Ende von vorne das Rathhaus dar. Es ist ein großes und schönes Gebäude, mit welchem man die Kaufmannsbörse vereint hat, wo der höchste Rath, die allgemeinen Versammlungen und alle Gerichte gehalten werden. Die Börse ist mit Buchhändlern umgeben, welche alle sehr reich sind. Man zählt in Boston auf fünf Buchdruckereyen, in einer derselben druckt man zweymal die Woche eine Zeitung.

Die Stadt liegt in Gestalt eines halben Monds um den Hafen, und enthält drey bis vier tausend Häuser. Die Anfuhrt ist sehr hoch; die Straßen breit und die Häußer sehr regelmäßig. Das Pflaster aber vergleicht man mit dem Londonschen, das heißt, es ist sehr schlecht. Man zählt in dieser Stadt neunzehn bis zwanzig tausend Einwohner.

Es giebt zehn Kirchen zu Boston: eine englische für die französischen Geflüchteten, eine für die Wiedertäufer, eine für die Quacker, kurz für alle Sekten. Diese Vermischung hindert gar nicht die Gesellschaft an der Ruhe, die hier so gut ist, als in der besten Stadt von England. Die, welche von London nach Boston kommen, bemerken gar keine Aenderung

im

im Geschmacke und der Reinlichkeit, in den Kleidungen und Möbeln und der Delikatesse in Speisen. Es ist die Residenz des Gouverneurs, der Sitz der Gerichtshöfe, der allgemeinen Versammlung und der Mittelpunkt, aller Landesangelegenheiten.

Die Provinz Suffolk hat keine großen Flüsse, aber sie wird von kleinen so wohl benetzt, daß sie von ihrer Fruchtbarkeit den Namen Neuenglands Paradieß bekommen.

§. 5.

Die Provinz Hampshire.

Gegen Westen der Provinz Suffolk und Middlesex findet man Hamshire, welche acht am Flusse Connekticut gelegene Flecken haben kann. Der vornehmste ist Northampton, wo auch der Gerichtshof ist. Der Boden dieser Provinz ist lange noch nicht so fruchtbar, als der übrigen ihrer.

§. 6.

Die Provinz Plimouth.

Diese Provinz gränzet an der Küste und gegen Süden mit der vorhergehenden. Sie ist die erste Niederlassung der Engländer in Neuengland. Sie wird

auch acht Flecken enthalten. Plimouth, welchen man auch eine Stadt nennen kann, besteht aus ungefehr vierhundert Familien. Doppelt so viel zählt man in der Stadt Situate. Der Boden dieser Provinz ist wenig von dem Sufolkschen unterschieden. Wenn man zur See von dieser Provinz nach der nächsten, nehmlich Barnestable geht, so findet man das Kap Cod, das so wohl wegen seiner Höhe als auch wegen des reichen Kabeljaufangs merkwürdig ist. Es macht eine breite und bequeme Bay. Sonst war sie mit Eichen, Fichten, Sassafras und vielen Arten Gewürzbäumen umgeben; aber man hat einen großen Theil davon vernichtet. Diese Gegend, obgleich unfruchtbar, ist doch wegen ihrer starken Fischerey sehr bevölkert, und die Einwohner werden so gar für reich gehalten.

§. 7.

Die Provinz Barnestable.

Diese Provinz folgt auf Plimouth, hat neun Flecken: um einen der vornehmsten, welchen man **Estham** nennt, zählt man fünf hundert christliche Indianer. Sie haben Schulen zum Unterricht ihrer Kinder und sechs Lehrer ihrer Nation nebst einem englischen Prediger, welcher

in

in ihrer Sprache predigt. Gegen Süden dieser Provinz findet man eine Bay, welche man die **Monumentbay** heißt, vor welcher zwey Inseln liegen, welche der Hauptmann Gosnold 1602. **Marthensweinberg** und **Elisabethinsel** benannte.

Die Meerengen, welche diese beyden Inseln von der Barnestablekûste scheiden, machen eine sehr gefährliche Fahrt, die unterm Namen **Malabar** bekannt ist.

§. 5.

Die Provinz Bristol.

Gegen Süden der Provinz Barnestable findet man Bristol, welche neun Flecken hat. Bristol, obgleich nicht der älteste, ist doch der größte und bevölkerteste. In Ansehung des Handels ist er gegen Boston, was Bristol in Europa gegen London ist. Die vortheilhafte Lage hat den Handel gesegnet, und die Einwohner vermehrt. Man versichert, es fände sich in dieser Provinz am Ufer eines Flusses, wo die Meeresflut steigt, ein Felsen, an dessen Seite man sieben bis acht Zeilen Schrift in ganz unbekannten Buchstaben sähe.

Nahe an Bristol, ein wenig jenseits, ist eine kleine Insel, welche vierzehn bis funfzehn Meilen in der Länge und vier

bis fünf in der Breite haben kann. Sie heißt die **Rhodusinsel.** Sie ward vor 1639. von Engländern einer besondern Sekte bewohnt, deren Nachkommen aus Mangel des Unterrichts und der Lehrer so barbarisch geworden, als die Indianer. Doch hat sie ihre Freyheiten zu behaupten gewust, welche sind, sich selbst zu regieren, ihre Häupter des Raths selbst zu wählen, und ganz von der englischen Krone unabhängig zu seyn. Der Boden dieser Insel ist sehr fruchtbar, und die Wohnung so angenehm, daß man sie den Garten dieser Küste nennt. Diese Vortheile hatten eine so große Menge Einwohner dahin gezogen, daß ein großer Theil davon genöthigt war, nach dem festen Lande zurückzukehren, wo man zwey Städte mit Namen **Providence** und **Warwick** baute, die gleiche Freyheiten mit der Insel genießen. Rhodus treibt einen beträchtlichen Handel mit Pferden, Schaafen, mit Butter, Käse und andern Lebensmitteln, an den englischen Antillen. Reichthümer der Natur, die gewiß einmal die feinen Sitten zu sich ruffen werden. Man zählt daselbst zwey Städte oder Flecken, **Newport**, die Hauptstadt, und **Portsmouth**. Sie liegt von Boston ungefähr 70 Meilen.

§. 9.

Die Provinz Warwick.

In dieser Provinz sind zwey Städte, welche, wie wir eben gesagt, von den Kolonien der Rhodusinsel erbaut worden sind. Sie sollen in Ansehung des Handels sehr blühend, und in Ansehung ihrer Regierung sehr glücklich seyn, obgleich die Einwohner Sektirer sind, und ohne Obrigkeitspersonen und Prediger leben. Sie stehn immer in gutem Vernehmen mit ihren Nachbarn.

Ungeachtet der Freyheit, die sie haben, alle ihre Begierden zu vergnügen, sind doch unter ihnen die Verbrechen sehr selten, welches man ihrer tiefen Verehrung für d[illegible] heilige Schrift zuschreibt, welche [illegible]en, und nach ihrer Weise erklären. Sie haben einen ausgemachten Abscheu vor alle Arten Taxen. Ihre christliche Milde verleugnet sich niemals gegen Fremde. Ein Reisender, welcher durch eine oder die andere dieser beyden Städte geht, kann in dem ersten besten Hause mit eben so vieler Freyheit, als in einem Wirthshause bleiben, und einer guten Begegnung gewiß seyn. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Viehzucht, und Butter und Käse zu machen, zwey Waaren, durch die sie reich geworden.

§. 10.

Die Provinzen Connekticut und Newhaven.

Diese beyden Provinzen sind zwey vereinigte Kolonien, welche wie die Rhodusinsel ihre Freyheiten erhalten, die sie von ihrer Niederlassung an bekamen. Diese Provinzen haben siebzig Meilen in der Länge, und funfzig Meilen in der Breite.

§. 11.

Die Grafschaft Neulondon.

Sie ist die erste Grafschaft, die man an der Küste antrifft. Sie enthält acht Flecken. Der östliche Theil des Lands ist angenehm und fruchtbar; der westliche aber voller Gebürge und Moräste.

§. 12.

Die Grafschaft Hartfort.

Diese Grafschaft stößt im Innern des Lands an die vorhergehende. Sie ist die einzige in Neuengland, welche keine Seestadt oder keinen Hafen hat, dem ungeachtet ist sie sehr bevölkert, und ihre Einwohner leben im Ueberfluße. Es giebt dar-

darinn eilf Flecken. Der vornehmste heißt, wie das Land, und hat zwey Pfarren. Man findet in dem westlichen Theile dieser Grafschaft viele Eichen, Berge und dicke Wälder.

§. 13.

Die Grafschaft Newhaven.

Diese Grafschaft war sonst eine Provinz; allein sie ist mit der Provinz Neulondon vereinigt. Die Grafschaft hat sechs Flecken, deren vornehmster ist Newhaven, welcher auch für eine große Stadt gehen könnte. Man hat daselbst ein Gymnasium mit einer öffentlichen Bibliothek angelegt. Es ist auch in dieser Grafschaft eine Eisenhütte, von der man große Vortheile zieht, weil sie sehr nahe an Wäldern liegt. Sie steht an einem kleinen Fluße, dessen Wasser bis in das Meer geht.

§. 14.

Die Grafschaft Fairfield.

Die Grafschaft Fairfield hat acht Flecken, welche in Ansehung ihres Handels, und ihrer Größe gleich unmerkwürdig sind. Es giebt keinen schiffbaren Fluß in dieser Gegend: sie ist mit unbewohn-

ten Moräſten angefüllt, und ſtößt an Neu-York.

§. 15.

Eingeborne von Neuengland.

Es ſind in dem neuengliſchen Gerichtsſprengel nur wenige Indianer übrig. Ueberdieß haben diejenigen, die noch da wohnen, die Sitten, die Gebräuche, die Religion und die engliſche Sprache dergeſtalt angenommen, daß man ſie ſchwer von den Engländern unterſcheiden könnte, wenn ſie nicht ihren alten Namen beybehalten hätten.

Maſſafoits. Die **Maſſafoits** ſind die erſten Indianer, mit welchen die Engländer Handlung getrieben: ſie machten mit ihrem Sachem oder Könige, Freundſchaft; aber der Enkel dieſes Fürſten wurde einer ihrer grauſamſten Feinde: er wiegelte alle benachbarten Nationen wider die Plimouthſche Kolonie auf. Er blieb in dieſem Kriege, und wollte niemals die Prediger hören, die ihn in ſeinem Tode beyſtunden und ſagte, er haßte eine Religion, deren Anhänger ihm verhaßt wären.

Pokaſſets. Die **Pokaſſets** ſind die natürlichen Einwohner der Grafſchaft Plimouth. Ihre Königinn war mit dieſem eben erwähnten Feinde der Engländer verbunden, und blieb auch mit ihm. Die Pi-

cots,

cots, eine unbiegsame Nation wohnte um den Fluß Connekticut. Sie strebten lange aus allen Kräften, die englischen Niederlassungen zu beunruhigen; da aber ihre Kriege sich nur zu ihrem Verderben lenkten, so sind sie jetzt in so geringer Anzahl, daß sie gar nicht mehr im Stande sind, anzugreifen, noch zu widerstehn.

Die Naturets und die Makos.

Die Paturets bewohnen das Land, welches die Grafschaft Neulondon und Neubristol scheidet. Die Makos, ob sie gleich sonst unter die Nationen von Neuengland gezählt wurden, gehören doch heut zu Tage zu Neuyork, und sind eine von den fünfen, die mit dieser Provinz Freundschaft gemacht.

Die Narraganteks. Neuteaks. Massachusets

Die Narraganseks waren für die englische Kolonie furchtbar, als sie sich niederzulassen anfieng. Sie wohnten um Neulondon. Die Neuteaks besaßen das Land, welches heut zu Tage die Grafschaft Essex ausmacht. Die Massachusets sind die alten Einwohner der Grafschaften Suffolk und Middlesex. Sie waren die zahlreichste Nation dieser Gegend; hatten ihren Namen der ganzen Provinz Neuengland gegeben. Als die Engländer in diesem Lande ankamen, so fanden sie die Wohnung des Sachem auf einer kleinen Anhöhe sechs Meilen von Boston. Diese Höhe war säulenmäßig, und hatte die Gestalt von der Spitze eines

indischen Pfeils, welcher in der Landessprache Mas heißt, und mit dem Worte Wilusel wird Höhe ausgedrückt. Daher erhielten die Unterthanen des Sachem von den benachbarten Nationen den Namen Maswilusets, woraus man den Namen Massachusets gezogen.

Die Mohegins, die Manimoys, und die Namosquets.

Die Mohegins wohnten bey dem Flusse Hudson oder Neuyork, und hatten ihren Ursprung von den Maques. Die Manimogs bewohnten die Grafschaft Barnestable und die Namosquets das Land, welches zwischen den Flüssen Providence und Menimaks ist. Alle diese Völker machten kleine Staaten aus, wovon jeder seinen König hatte. Diese Könige waren gemeiniglich nur weise Privatleute, die von den Klugen des Lands erwählt wurden. Die Königliche Würde blieb so lange in einer Familie, als die Tugend desjenigen, der damit bekleidet war, diese Wahl zu rechtfertigen schien. Man kannte keinen andern Adel. Wenn gleich ein König verdient hatte, abgesetzt zu werden, so genossen seine Abkömmlinge doch einige Achtung.

Macht der Indianer von Neuengland.

Die Macht der Indianer von Neuengland ist heut zu Tage so wenig beträchtlich, daß der zehnte Theil der Engländer, welche dahin gekommen sind, zu ihrer gänzlichen Vertilgung hinreichend seyn würde. Sie werden nur für die Knechte

der Engländer angesehn, leben von ihrer Arbeit, und der Freygebigkeit derjenigen, die sie brauchen. Sie sind überhaupt alle von unglaublicher Faulheit.

§. 16.

Wie sich die Engländer in Neuengland niedergelassen.

Ein englischer Hauptmann, mit Namen Bartholomäus Gosnold, hielt zuerst an dieser Küste an, um einige Zeit da zu wohnen, und das geschah 1601. Er hatte nur 30 Mann Besatzung auf dem Schiffe: aber sie waren einig, daselbst zu bleiben, wenn das Land zu einer Kolonie taugte. Nachdem sie zwischen den 42ten Grad nördlicher Breite gelandet, kriegten sie vor dieser Gegend Ekel, kehrten sich nach Süden bis an die Aussicht eines Vorgebürges, das sie Cap Cod oder Kabeljau nannten, weil man daselbst viele findet, und handelten mit den Wilden. Auf die Erzählung die sie von dem Lande erhielten, trat 1606. eine Gesellschaft zusammen. Popham und Gilbert, zwey Verbundene, reisten mit zwey Schiffen ab. Sie liessen sich anfangs an den Ufern des Flusses Sagadabok, nicht weit vom Casco nieder: allein diese Kolonie

lonie hatte kein Glück im Anfange. Der Hauptmann Johann Smith nahm sich in der Folge der Zeit vor, an diesen Meereshöhen anzulanden, und schloß da mit den Wilden einen so vortheilhaften Handel, daß der Hof und der Plimouthsche Rath ernstlich bedacht waren, Niederlassungen daselbst zu errichten. Prinz Carl ließ sich einen Plan von diesem Lande geben und benannte selbst die vornehmsten Oerter. Der Ort, den er zu Anlegung der neuen Kolonie bestimmte, empfieng von den Prinzen selbst den Namen Neuengland. Der Fluß der Massachusets wurde **Charles** genannt; die Bay Cap Cod empfieng den Namen **Milfordbay**, und das Kap hieß **James** Zur Bevölkerung des Lands entstand eine Gesellschaft, zu welcher sich eine ungeheure Anzahl Personen gesellte, welche vor Verdruß über die von der Religion in ihrem Vaterlande verursachten Unruhen, es verließen, und die Ruhe in der neuen Welt suchten. Diese Anhänger der Unabhängigkeit stachen in die See den 6ten September 1621. giengen in die Bay des Cap Cod gegen Anfang des Decembers: sie landeten an einem Orte an, der ihnen sehr bequem zur Errichtung einer Kolonie schien, erwählten sich einen Edelmann mit Namen **Carver** zum Haupte, welcher sein ganzes Vermögen dieser Un-

ter-

ternehmung aufopferte. Den 25ten legten sie den Grund zu Neu-Plimouth und machten die bürgerlichen, geistlichen und militarischen Verordnungen.

Stiftung von Neuplimouth.

Verschiedene Krankheiten verringerten im Winter die Anzahl der neuen Kolonie. Die Lebensmittel fiengen an, ihnen zu fehlen: sie sahen keinen Indianer erscheinen und fiengen an sich in Verlegenheit zu sehn, als ein Wilder mit Namen Squanto mitten unter sie trat. Er war ganz nackend, und hatte zu seiner ganzen Kleidung nur ein Stück Leder um seinen Leib. Dieser Mensch war von besonderer Größe und alle seine Glieder hatten ein schönes Verhältniß unter einander: seine Haare waren schwarz und lang: er war einer der Fürsten des Lands. Er hatte einige Worte der englischen Sprache gelernt, und die Einwohner von Neu-Plimouth verstunden so viel von ihm, daß er ihnen seine Freundschaft anböte. Sie antworteten ihm mit den zärtlichsten Liebkosungen. Er reisete ab, und gab ihnen die größten Zeichen der Freude und der Zufriedenheit. Nach acht Tage Verlauf kam er wieder in Begleitung vieler andern Indianer: man empfieng sie mit eben so vieler Freundschaft und Höflichkeit: ihre Zufriedenheit war so groß, daß nachdem sie getrunken und gegessen, sie mit Entzückung der Freude aufstunden

Ein Fürst des Lands besucht die Kolonie.

und

und zu tanzen anfiengen. Die Engländer erfuhren von ihnen, daß sie Unterthanen des Königs der Massassoits wären, den sie unter dem Tittel des Großen Sachem bezeichneten, und daß sich dieser Fürst vorgesetzt, selbst zu kommen, und mit den Engländern Freundschaft zu machen. Er kam wirklich den 22 Merz mit Quandebanco, seinem Bruder, und einer Begleitung von sechzig Mann. Die Militz der Kolonie gieng ihm entgegen, führte ihn in das Haus des Gouverneurs, wo er sich auf drey Küssen setzte, die man zu seinem Empfange zurecht gemacht. Er hatte zu seinem Putze keine andere Unterscheidung, als eine Reihe kleiner Knöchel, die er am Halse trug, und ein großes Messer, welches ihm über den Leib hieng. Uebrigens hatte er, wie alle andere Indianer seines Gefolgs, ein kleines Päktchen hinten auf dem Rücken, ein Stück Leder an dem Gürtel, und das Gesicht mit verschiedenen Blumen gemalt.

Der König aller Indianer dieses Lands kömmt auch dahin.

Carver, Haupt der Kolonie, trat in das Zimmer, wo die Wilden waren, mit Vortretung eines Tambors und Trompeters. Der Monarch stund auf und umarmte ihn. Man brachte starke Getränke: der große Sachem trank davon ein so großes Glas aus, daß er den ganzen übrigen Tag das Fieber hatte. Squanto, dieser besagte erste Wilde, begleitete

ihn

ihn, und diente ihm zum Ausleger zwischen ihm und dem Kommendanten. Sie errichteten unter einander einen Bund, welcher wechselseitige Verbindungen der Liebe und der Dienstfertigkeit enthielt. Der große Sachem gab den Engländern für sie und ihre Nachkommen alle benachbarten Länder ihrer Stadt und ließ ihnen Squanto, der ihnen dem türkischen Kornbau und die Landesart zu fischen lernen sollte.

Ehrenbezeugungen, die er den englischen Abgesandten macht.

Nachdem Carver todt war, erwählte man ein anderes Haupt, welches an den großen Sachem Gesandten schickte, um ihn von seiner Erhebung zu benachrichtigen. Unter den Ehrenbezeugungen, welche die Gesandten an diesem wilden Hofe erhielten, zählt man auch die Ehre, in eben dem Bette des Königs und der Königinn geschlafen zu haben: allein man setzt hinzu, daß es nur von Bretern zusammen gesetzt gewesen, die einen Fuß hoch über den Boden der Erde gestanden, und zwey bis drey Große diese Gnade mitgenossen. Der große Sachem und die Königinn lagen auf einer Seite auf einer sehr dünnen Matte, und die Gesandten mit den Großen auf der andern Seite. Dieser Hof war dergestalt von Lebensmitteln gekommen, daß die Gesandten vom Hunger gequält wurden. Die Pest hatte neun Zehntel der Einwohner

weggeraft. Man sagte ihnen, daß die Narraganſets, welche die andere Seite der Bay bewohnten, eine zahlreiche und mächtige Nation sey.

De Engländer hatten sich geschmeichelt mit allen benachbarten Wilden, durch den Weg der Sanftmuth, Freundschaft zu machen: aber sie saben sich bald gezwungen, Gewalt zu brauchen. Ihr getreuer Freund Squanto wurde von einigen benachbarten Segamores übel behandelt; denn so heissen die Indianer die kleinen Herren, die vom großen Sachem abhängen. Der Kommendant der Kolonie schickte einige Trupven dahin, die dermaßen Schrecken unter sie verbreiteten, daß sie um Gnade baten. Man ergriff diese Gelegenheit, ihnen einen Friedensschluß unterschreiben zu lassen, des ungefähren Innhalt: „Wir erklären Kraft „dieses, daß wir uns für Unterthanen des „Jakobs, Königs von Großbrittanien, er„kennen, u. s. w. Zur Bestätigung des„sen haben wir unsere Namen und Zei„chen unterschrieben.“ Diese Herren waren an der Zahl neune. Nach diesem säumte die Kolonie nicht, sich auszubreiten und die Unruhen Englands verschafften ihnen ferner Einwohner.

Regierung von Neuengland.

Diese Niederlassung der Engländer in der neuen Welt hatte keine andere Beziehung mit der Krone, als eine sehr entfernte

fernte Unterwürfigkeit, die in nichts weiter bestund, als die Könige von England für unumschränkt zu erkennen. Doch nahm man mit Ehrerbietung die zwey Verordnungen an, welche nach und nach vom Hofe geschickt wurden, weil sie sehr günstig schienen, und der Grund einer sehr regelmäßigen Verwaltung wurden. Der General oder Gouverneur, sein Lieutenant, die Kriegs- und Justizbedienten werden von der Krone ernannt: aber die Ernennung des Hofs der Admiralität hängt vom Gouverneur ab. Der Rath wird jährlich von einer allgemeinen Versammlung der vornehmsten Einwohner erwählt. Die Macht dieser Versammlung erstreckt sich sehr weit. Der ganze ausübende Theil der Regierung kömmt auf ihre Genehmigung an. Da die Gesetze und die Gewohnheiten alle Einwohner von Neuengland betreffen, so lassen wir es für jetzt an dieser kleinen Beschreibung bewenden, denn wir werden zu Ende dieses Artikels eine viel umständlichere geben.

Dritter Artikel.

Neu-York.

Neu-York stand sonst unter der Herrschaft der Holländer, wie wir es in der

Folge sehen werden, und hieß die neuen Niederlanden. Seine Grenzen gegen Süden waren Maryland, die indischen Lande gegen Westen, die französischen gegen Norden und Neuengland gegen Osten. Als sich die Engländer davon Meister gemacht, so schlossen sie die Indianer nur noch enger ein. Heut zu Tage grenzet Neuyork an Westen und Süden durch Neujersey; an Norden durch Kanada, an Osten durch Neuengland. Neuyork hat nicht zwanzig Meilen in die Tiefe des Lands hinein; aber seine Länge längst der Küste ist über hundert und zwanzig Meilen. Es liegt zwischen den 41ten und dem 41ten und halben Grad nördlicher Breite, folglich unter einem gemäßigtern Himmel, als Neuengland.

Alle Englische Kolonien in Amerika haben ihr Land in Grafschaften getheilt, sie mögen nun bevölkert oder nicht bevölkert seyn. Neuyork ist in neune getheilt. Fünfe bewohnen noch Holländer, Abkömmlinge derer, die sich der englischen Bothmäßigkeit unterwarfen, und heissen Albanien, Ulster, Düchesse, Orange, King's County oder des Königs Grafschaft. Die andern viere sind Queen's County, oder der Königinn Grafschaft, Suffolk, Chester, und Neuyork.

Die Stadt dieses Namens, als die Hauptstadt des Lands, hieß vor Zeiten Neu-

Neu-Amsterdam. Die Engländer haben sie sehr vermehrt. Man zählt daselbst eilf hundert Häuser, und beynahe sieben tausend Einwohner. Die Gebäude sind sehr schön. Die Hauptkirche wurde 1695 gebaut, und wird für sehr schön gehalten. Man zählt daselbst auch noch drey andere, die Holländische, Französische und Lutherische. Fast alle Einwohner sind von Geburt Holländer; aber da ihnen die englische Sprache sehr natürlich geworden, so besuchen sie nur die Kirchen dieser Nation.

In dieser Stadt ist ein Gymnasium und eine Druckerey. Die alten Mauren sind fast ganz eingerissen. Die vornehmste Vertheidigung ist das Fort St. George, welches mit zwey an der Seeseite gelegenen Batterien versehen ist. Zwey Kompagnien regelmäßiger Truppen bewachen es. Das Rathhaus ist ein sehr schönes Gebäude.

Regierung von Neuyork.

Die Regierung von Neuyork gleicht sehr der Regierung in den englischen Städten von Europa: aber die Zwistigkeiten, die zwischen den Magistratspersonen entstehn, verursachen oft Unruhen in der Provinz. Diese Hauptstadt liegt in der Insel **Monahattan**, hat eine Länge von vier Meilen, ist fruchtbar und angenehm: der Fluß Hudson, der sie benetzt, macht einen reichen und schönen

Pflanzort. Diese Stadt und ihre umliegende Gegend giebt keiner Stadt in England in Ansehung ihrer Anmuth und Nützlichkeit, etwas nach.

Die Stadt Kingston.

Die Stadt Kingston liegt zwischen den Städten Neuyork und Albanien am abendländischen Ufer des Flusses Hudson, funfzig Meilen von der ersten. Ihre Häuser stehn auseinander, doch in der Mitten sind hundert wohlgebaute Häuser dicht beysammen. In Kingston zählt man ungefehr zwey hundert Familien. Ein Fluß, Esop genannt, welcher von Neujersey kömmt ergießt sich in den Hudson nahe bey dieser Stadt und macht zwischen diesen beyden Provinzen eine vortheilhafte Gemeinschaft.

Die Grafschaft Ouest-Chester.

Die Grafschaft West Chester hat nur eine Pfarrkirche, welche in dem Flecken gleiches Namens ist. Taskars, Chams und Munerenock sind die alten Holländischen Pflanzörter.

Die Grafschaft Albanien.

Die Grafschaft Albanien ist voller indischer Pflanzörter, welche sich bis Kanada erstrecken. Die Stadt, welche eben diesen Namen führt, liegt mitten unter diesen Pflanzörtern, welches den Handel sehr angenehm macht. Man nannte sie sonst das Fort Orange. Die meisten ihrer Einwohner sind noch von Geburt Holländer, und machen beynahe drey hundert Familien aus. In dieser Stadt

halten gemeiniglich die Gouverneurs der übrigen Plätze von Neuengland ihre Unterredungen mit den Sachems, oder Königen. Albanien wird von einem guten steinern Fort vertheidigt, und hält daselbst eine Besatzung von zwey Compagnien.

Man findet in dieser Grafschaft noch eine andere Stadt, mit Namen Schenektada, welche zwanzig Meilen mehr Nordwerts in einem Thale liegt, deren Anmuth man rühmt.

Nicht weit von dieser Stadt sah man sonst indianische Nationen; aber sie haben sich nun weiter hinein ins Land gezogen.

Gegen Südost von Neuyork liegt Long-Island oder die lange Insel, welche man sonst die Insel Nassau nannte. Sie erstreckt sich längst der Grafschaft Fairfield in Neuengland bis fast an die Mündung des Flusses Hudson. Ihre Länge ist fast hundert und funfzig Meilen und die Breite zwölfe. Diese Insel macht drey Grafschaften von Neuyork aus, als der Königinn Grafschaft, Suffolk und Richemond.

Der Königinn Grafschaft oder Queen's-County hat zwey Kirchspiele; eines zu Jamaika, einem Flecken von ungefehr 40 Familien: den andern zu Hampstead, in einer schönen Ebnen gleiches Namens gelegen, wo man sehr gute Pferde

hält, und die um deswillen ihren Beytrag zur Militz in Reiterey leistet. Man findet in dieser Grafschaft noch viele andere kleine Dörfer.

Der Boden von Neuyork ist überhaupt sehr fruchtbar: seine Produkte sind gar nicht von den neuenglischen verschieden. Man zählt da nicht über tausend Indianer: die Anzahl der Engländer steigt über acht bis neun tausend. Ihr hautpsächlicher Handel besteht in Pelzwerken und Fischen. Man macht in der langen Insel Porcellan aus Muscheln, welche man am Ufer des Meeres findet.

Vierter Artikel.

Neu-Jersey.

Dieser Strich liegt zwischen den 39ten und 40ten Grad nördlicher Breite. Er kann an den Seeküsten und längst des Flusses Hudson hundert und zwanzig Meilen haben: eben diesen Umfang hat er beynahe in seiner Breite.

Karl II. überließ dieses Land, so wie das vorhergehende dem Herzog vom York, welcher seine Rechte auf solches dem Mylord Berkeley und dem Ritter Carteret unter dem Namen Neu-Canarea gab. Diese Herren, oder ihre Abgeordnete, wurden einig, es in zwey Theile zu theilen,

len, welche sie das östliche Neujersey und das westliche Neujersey nannten: diese Theilung machte, viele Jahre hindurch, zwey verschiedne Herrschaften.

Das östliche Neujersey, oder dieser Theil, welcher an Neuyork gränzt, ward dem Ritter Carteret zu Theile, und der westliche, oder derjenige Theil, welcher an Pensilvanien stößt, dem Mylord Berkeley. Die ganze Provinz, welche die beyden Jerseys enthält, hat zu Grenzen das Meer gegen Südost, den Fluß Lavare gegen Westen, den Hudson gegen Osten und das Innere des Lands gegen Norden.

Der östliche Theil ist der größte und bevölkerteste. Er erstreckt sich nach Osten und Norden längst den Küsten und den Hudson von dem Hafen Little-Egg bis an den Theil des nehmlichen Flusses, welcher zwischen dem 40ten Grad der Breite liegt. Gegen Süden und Westen ist er von dem westlichen Neujersey durch eine Linie getrennt, welche von Little-Egg bis an die Flüsse Cressewick und Stony und bis an den mittäglichen Arm des Raritanflußes gezogen ist. Man theilt ihn auch in Grafschaften ein, welche aber den Tittel wenig verdienen. Es sind Berghen, Essex, Middlesex und Monmouth. Sie sind so wenig beträchtlich,

daß wir nur einen Artikel daraus machen wollen.

Grafschaft Berghen.

Die Grafschaft Berghen liegt am Hudson, Neuyork gegen über, und war die erstbewohnte dieser Provinz. Die Stadt dieser Grafschaft ist Berghen. Da die Hauptstadt von Norwegen auch so heißt, so vermuthet man, daß die ersten Kolonisten geborne Danen gewesen. Es giebt weiter darinn keine Stadt, und das übrige besteht in Pflanzörtern. Die meisten Einwohner von Berghen sind Holländer: das Land dieser Grafschaft ist sehr fruchtbar, weil es von vielen Flüssen benetzt wird.

Essex.

Die Grafschaft Essex ist beträchtlicher und bevölkerter, als die vorhergehende. Die Hauptstadt heißt **Elisabeth.**

Sie liegt an einem Seebusen gegen über der abendländischen Spitze der Insel der Staaten. Sie ist die erste Niederlassung der Engländer, welche am meisten gediehen hat. Man zählt darinn mehr als zwey hundert und funfzig Familien. Sie ist der Sitz des Gouverneurs, der Gerichte der allgemeinen Versammlung und der Mittelpunkt des ganzen Handels der Provinz. Außerdem giebt es noch in dieser Grafschaft eine andere Stadt, aber sie ist nicht so bevölkert, noch so blühend. Der westliche Theil dieser Grafschaft ist sehr fruchtbar, allein

der nördliche eine Kette sehr unfruchtbarer Gebürge.

Die Grafschaft Middlesex ist die blühendeste des Lands in Ansehung ihrer Pflanzörter. Es sind darinn drey Flecken, deren vornehmster **Perth** heißt: die meisten Einwohner sind Schottländer: der Boden ist sehr fruchtbar. Die Grafschaft Middlesex.

In der Grafschaft Montmouth findet man drey Städte oder Flecken, davon die Hauptstadt **Schrewsbury** ist, welche ungefähr hundert und sechzig Familien enthält. **Middletown**, welche für eine der artigsten des Lands gehalten wird, hat deren ungefehr hundert: die dritte aber nur vierzig. Die Grafschaft Montmouth.

Das westliche Neuiersey ist nicht in Grafschaften getheilt, wie die meisten englischen Kolonien. Seine westlichste Spitze ist der Kap May. Man findet darinn nichts als zerstreute Pflanzörter. Die Küste hat keine andere Einwohner, als Fischer. Das westliche Neuiersey.

Man findet in eben besagtem Neujersey neun Flecken, als **Burlingthon, Maindenhead, Glocester, Sin, Antiochien, Cohensi, Gibbon, Allony.** Die Hauptstadt ist Burlington: die Versammlungen der Provinz wurden darinn gehalten, als sie noch unter einem regelmäßigen Gouverneur stand: aber die Unruhen erbitterten die Einwohner, welche Den Namen des neunten Fleckens weiß man nicht.

che alle ihre Privilegien dem Hofe zurückschickten, und eine Art von Anarchie machten, welche der Uuabhängigkeit sehr nahe kömmt. Diese Stadt hält ungefähr zwey hundert Familien: ihre Häuser sind alle von gebrannten Steinen gebaut, und geben den europäischen gar nichts nach. Ihre Märkte sind stets wohl versorgt.

Die beyden Jersey geben fast allenthalben einen fruchtbaren Boden, doch sind sie nicht sehr bevölkert: die Indianer haben sie verlassen, was man auch gethan, um sie zu rück zu halten. Die Rechte des Mylord Berkeley und des Ritters Carteret sind auf andere Eigenthümer durch Käufe und Verhandlungen gekommen.

Von welcher europäischen Nation dieses Land entdeckt wurde.

Die ersten Europäer, welche an dieses Land stießen, waren die Schweden. Sie bauten da drey Flecken an der mittäglichen Seite gegen Pensilvanien. Man sieht noch da die Ruinen eines Forts, welches dem Namen Elsimburg führt. Die Schweden, als sie sahen, daß sie wenig Vortheil von ihren Niederlassungen hätten, verließen sie. Die Holländer setzten sich davon in Besitz und zogen großen Nutzen daraus. Einige Zeit darauf verjagten die Engländer die Holländer und legten die Niederlassungen an, von denen wir eben geredet haben.

Fünf=

Fünfter Artikel.

Pensilvanien.

Dieses Land gränzt gegen Mitternacht und Abend an Kanada, gegen Mittag an Maryland, gegen Morgen an Neujersey. Es ist zwischen dem 39ten und 43ten Grad nördlicher Breite. Es kann von Mittag bis Mitternacht fünf und achtzig gemeine französische Meilen und von Morgen bis Abend sechs und dreyßig Meilen haben.

Ob gleich Pensilvanien zu eben der Zeit, als Virginien entdeckt worden, so ließen es doch die Engländer fast bis 1680 wüste, da es Karl II. dem Ritter Pen, einem berühmten Quaker, abtrat. Dieser Ritter sah, daß seine Sekte in Europa verfolgt wurde, er erbot sich also, allen denen, welche ihm folgen wollten, eine Freystadt in diesem ihm von Könige überlassenen Lande zu geben. Viele nahmen sein Anerbieten an, und machten diese Provinz, welche man vom Namen Pen, Pensilvanien nennt, urbar. Sie ist heut zu Tage eine der vornehmsten Niederlassungen der Engländer in Amerika.

Man theilt diese Provinz in den obern und untern Theil. Der obere Theil enthält die Grafschaften Buckingham, Philadelphia und Chester; der untere

Theil

Theil aber Newcastle, Kent und Sussex.

Die Grafschaft Buckingham.

Die vornehmste Stadt der Grafschaft Buckingham ist Bristol. Sie liegt gegen Burlington in Neujersey. Man giebt ihr zum Stifter den Samuel Karpenter, einen reichen Quaker. Es können in dieser Stadt achtzig Familien seyn. Sie hat nichts merkwürdiges als verschiedene Arten von Mühlen. Pensberry ist ein Flecken, an einer kleinen Bucht gelegen, und eine von den Besitzungen, die sich Pen vorbehielt. Er baute da ein sehr schönes Haus, mit Gärten und Weinbergen darum, worinn vortrefliche Früchte wachsen. Man zählt in dieser Grafschaft zehn bis zwölf andere kleine Flecken, die sechs Abgeordnete in die allgemeine Versammlung schicken.

Die Grafschaft Philadelphia.

Die Grafschaft Philadelphia bietet von allen Seiten ein sehr angenehmes Gefilde an. Ihr ältester Flecken ist Frankfort, wohl gebaut, und so groß wie Bristol. Orfort ist ein sehr artiger Flecken; er besteht aus siebzig bis achtzig Familien.

Philadelphia, die Hauptstadt von ganz Pensilvanien, liegt zwischen zwey schifbaren Flüssen, dem Delaware und Schuilkill. Pen legte dazu den ersten Grund. Wäre sein Plan befolgt worden, so hätte es die Hauptstadt eines

großen

grossen Reichs werden können. Wenn sie aber gleich nicht dem Entwurfe ihres Stifters entspricht, so bleibt sie doch eine der größten und blühendsten in Neuengland.

Ihre ersten Einwohner waren Quacker: sie machen noch den größten Theil aus. Man stiftete daselbst eine englische Kirche unter dem König Willhelm und gab ihr den Namen Christ Church: die Anzahl ihrer Pfarrkinder steigt über zwölf hundert. Nur mit großer Mühe litten die Quacker diese Niederlassung und gewöhnten sich, zu ihren Nachbaren Leute zu sehen, die sie in Europa nicht ausstehen können. Sie haben auch Presbyterianer, schwedische Lutheraner und Wiedertäufer geduldet. Diese Religionsduldung, verbunden mit der Leichtigkeit der Schiffahrt und des Handels, hat Philadelphia zu einer der wohlhabensten Städte in Amerika gemacht: ihre Einwohner, welche sich um die Wette nach den Absichten ihres Stifters bestreben, hoffen, sie werde die schönste seyn. Nicht weit davon hat die Natur an die Ufer von Schuilkill einen sehr schönen Wald gesetzt, welcher für die Einwohner der Stadt sehr reizende Spazierwege gewährt. Eine halbe Meile von Philadelphia ist der Flecken Vioko, dessen Einwohner von Geburt Schweden sind. Abingdon und

Dublin

Dublin sind zwey artige von englischen Quakern bevölkerte Städte. German-Town hat nur deutsche und holländische Quaker zu Einwohnern, deren Anzahl sich auf zwey bis drey hundert Familien erstreckt. Man bemerkt, daß alle Strassen dieser letzten Stadt mit Pfersichbäumen besetzt sind.

In dem Innersten der Grafschaft findet man **Radnor**, welches in einer schönen Lage ist und aus mehr als funfzig Familien besteht. Es giebt auch noch einige Flecken in der nehmlichen Grafschaft; aber sie sind nicht wichtig genug, sie zu erwähnen.

Die Grafschaft Chester.

Der erste Flecken der Grafschaft Chester ist **Newton**, welcher nicht mehr als dreyßig bis vierzig Familien enthält. **Chester**, die Hauptstadt davon, hat eine so vortheilhafte Lage, daß man glaubt, sie werde eine sehr beträchtliche Stadt werden können. Weiter davon findet man **Chichester**, welche auch eine sehr vortheilhafte Lage für die Schiffahrt hat. Die Flecken dieser Grafschaft sind überhaupt sehr klein, und schlecht bevölkert; aber die Pflanzörter sind sehr zahlreich. **Markus-Hoock**, vier Meilen von Chester, endigt den obern Theil von Pensilvanien.

Unter Chester findet man eine große Bucht, mit Namen **Brandewin**, die

eine

eine zahlreiche Flotte halten könnte. Darauf folgt die Stadt Christina, wo die Schweden sonst eine Stadt und Pflanzörter hatten.

Dieser Kanton und der, welcher von der andern Seite von Delaware ist, waren die vornehmsten Niederlassungen dieser Europäer. Zwischen der letzten Bucht, und der, die darauf kömmt, findet man die Stadt Newcastle, von der die benachbarte Grafschaft den Namen hat. Die umliegende Gegend führt den Namen vom Lande Galles, weil sie ihre Bebauung den Galliern zu verdanken hat. Sie ist voller Dörfer oder kleiner Flecken: der Fleiß der Einwohner bringt den Ueberfluß hervor.

Montjoy ist ein beträchtlicher Distrikt, wo sich die Schwester des Penn niederließ. Hier fand man zuerst Kalksteine. Das übrige Land ist wegen seines vortrefflichen Kieselsteins merkwürdig. Sie wird von einem Gemisch Engländer und Holländer bewohnt.

Newcastle giebt Philadelphia in Ansehung der Handlung und Anzahl der Einwohner, nichts nach. Die Häuser sind daselbst schön, und man zählte in der letzten Zeit, mehr als sechs hundert Familien. Die englischen Gallier und die Holländischen Presbiterianer haben da Kirchen. Zehn Meilen von Newcastle

findet man ein schönes Dorf Quacker, welche eine dem heiligen Georg gewiedmete Kirche haben, und die ein Stof der Bewunderung für alle diejenigen ist, welche wissen, daß diese Ketzer keine Heiligen erkennen. Dann kommen zwey Buchten, **Blackbrid** und **Apackanamy**: die letzte hat einen Flecken gleiches Namens. Man findet weiter eine andere Bucht, welche den nehmlichen Namen führt: sie gehn von Süden nach Norden.

Grafschaft Kent.

Wenn man bey der Spitze **Bombay** und der Bucht **Duck** vorbeygeht, kömmt man in die Grafschaft Kent, in welcher die Flecken **Cranebrook**, **Dover**, **Marden**, und **Mispelliven** in eben so viel Buchten gleiches Namens liegen. Dover besteht ungefehr aus funfzig Familien, und ist die Hauptstadt der Grafschaft, die viel weniger Flecken als Pflanzörter hat.

Grafschaft Sussex.

Der vornehmste Flecken der Grafschaft Sussex ist **Lewes**. Er liegt in einer Bucht gleiches Namens, nicht weit von der Bucht **Phemb**, und wird nur durch einen Fluß vom Meere geschieden. Dieser Ort soll sehr angenehm seyn. Die Grafschaften Kent, Sussex, haben gar keine zerstreuten Pflanzörter.

Bevölkerung.

Es sollen beynahe hundert tausend Engländer in Pensilvanien seyn; vier und zwanzig tausend Engländer, und der

Rest

Rest sind Franzosen, Holländer, Schweden und Pfälzer.

Himmelsgegend.

Man bemerkt, daß dieser Theil in Amerika, in Ansehung seiner Breite, in der nehmlichen Entfernung von der Sonne ist, als Neapel in Italien und Montpellier in Frankreich: aber das Klima des festen Lands in Amerika ist von demjenigen weit unterschieden, welches in Europa die nehmliche Breite hat. Doch ist gewiß, daß in Pensilvanien die Luft rein und warm ist; aber der Regen fängt da an gegen den 20ten Oktober und dauert bis zu Anfange des Decembers. Die Kälte ist oft so heftig, daß die breitesten Flüsse zufrieren. Der Frühling währt von Monat Merz bis zum Monat Junius, aber das Wetter wechselt in dieser Jahrszeit sehr ab. Der Sommer fängt sich im Monat Julius an und dauret bis zu Anfange des Oktobers; die Hitze würde unerträglich seyn, wenn sie nicht durch die frischen Winde gemäßigt würde. Den ganzen Sommer durch ist Südwest; im Winter Nordwest und bringt von den gefrornen und mit Schnee bedeckten Bergen eine unerträgliche Kälte.

Produkte.

Der Boden von Pensilvanien ist überhaupt fett und fruchtbar; allein es giebt auch einige Orte, wo er aus bloßem

gelben und schwarzen Sande besteht; in andern Orten ist es nur Kießstein.

Die Produkte dieses Lands sind eben so, wie in den andern Gegenden; aber sie sind nahrhafter und stärker, welches auch die aus Europa hieher gebrachte Getreide, Zugemüße und Früchte betrift. Ein Scheffel Korn bringt hier manchmal fuufzig bis sechszig. Man hat auch hier als eine erstaunende Sache bemerkt, weil sie sehr selten ist, daß ein englisches Waizenkorn funfzig schöne Aehren auf einem Stengel gebracht.

Alte Regierung.

Der Widerwillen, den die Quacker wider den Krieg haben, hat diese Kolonie stets in Frieden erhalten. Nachdem Pen die Privilegien erhalten, ernannte er zum Gouverneur seinen Neffen Markam, dem die Quacker und Indianer sich zu unterwerfen nicht schwierig waren. Der Ritter Jones, ein berühmter Rechtsgelehrter, setzte die Regierungsverfassung auf. Nach dem ersten Artikel muste die gesetzgebende Macht bey dem Gouverneur und der Versammlung des Volks stehn. Nach dem andern Artikel konnte man weder Gesetz noch Auflagen ohne Einwilligung des Volks machen: alle Rechte und Freyheiten der Engländer in Europa sollten ihre volle Geltung in Pensilvanien haben; man konnte, ohne auf die Befehle des Hofs zu warten, alles thun, was

was zum Besten der Kolonie beytragen konnte.

Pen errichtete auch Gerichtsplätze in jeder Grafschaft: zur Verhinderung der Proceßschwierigkeiten setzte er unter den Tittel Friedensstifter besondere Bedienten, welche von dem Volke in jeder Nation erwählt werden sollten, um Kenntniß von allen Streitigkeiten zu nehmen, ehe man sie an die regelmäßigen Gerichte gelangen ließ.

Er blieb noch zwey ganze Jahre in dem Lande, um diesen Niederlassungen eine dauerhafte Form zu geben: allein, nachdem er nach England zurück gekehrt, ward er nach der Ungnade Jakob II. verdächtig: man nahm ihm die Regierung von Pensilvanien und veränderte seine gemachte Form derselben. Der Gouverneur dieser Provinz ist jetzt eben das, was der Gouverneur der andern englischen Besitzungen in dem festen Amerika ist. Pen starb 1718, hinterließ einen sehr jungen Sohn, welcher 1732 von der unermeßlichen Erbschaft seines Vaters Besitz nahm.

Sechster Artikel.

Maryland.

Maryland machte sonst einen Theil von Virginien aus: aber Karl I. König

England, sonderte es 1631. davon ab, und gab ihm diesen Namen zur Ehre seiner Gemahlinn Maria. Es liegt an der Bay Chesapeack. Seine Grenzen fangen an dem Flusse Patowmeck an, verbreiten sich längst der Bay gegen Norden bis sie eine Linie schneiden, die westwerts von der Mündung einer andern Bay mit Namen Delaware gezogen ist, welche zwischen dem 40ten Grad nördlicher Breite ist. Es hat hohe Gebürge gegen Westen, und diese nämliche Bay gegen Osten. Sein östlicher Theil grenzt gegen Westen an das Meer, gegen Norden an die Bay Delaware und gegen Süden an den Fluß Pokamocki.

Man theilt Mariland in eilf Grafschaften, fünfe an der abendländischen Seite und fünfe von der Morgenseite der Bay Chesapeack. In der ganzen Provinz findet man nur eine einzige Stadt mit Namen Sainte-Marie, die ihren Namen einer Grafschaft davon giebt, und in einer sehr bequemen Lage ist. Es war sonst der Sitz des Gouverneurs. Es giebt auch darinn Flecken; aber sie sind wenig beträchtlich, ausgenommen Annapolis und Williamstadt, welches zwey Hafen sind, wo sich der innere Handel sehr vereinigt. Seine vornehmsten Flüsse sind Patowmeck, Patuxent,

rent, Saverne, Chiptonk, Chester, und Sassafras.

Die erste dieser Grafschaften, welche an der Abendseite der Bay liegen, ist Sainte-Marie: sie geht von der Spitze Look-Out, längst des Patowmeck, bis an die Bucht Bud an diesem Fluße, und bis an die indische Bucht an dem Flusse Patuxent. Man entdeckte daselbst 1698. mineralische Wasser, und baute zur Erleichterung der Armen, Häuser. Die allgemeinen Versammlungen der Provinz wurden sonst in dieser Stadt gehalten. Der Pallast, welchen man zu diesen Gebrauch erbaut, diente auch für den errichteteten Pupillenrath: er wurde im Monat Januar, Merz, Junius, September und November gehalten. Seitdem die Regierung und die Gerichte nach Annapolis verlegt worden, so hat sich diese Stadt dergestalt entvölkert, daß nicht sechszig Häuser mehr darinn sind. Grafschaft Sainte-Marie.

Metapany ist ein Schloß, welches die Lords Baltimore, Herren der Maryländischen Kolonie, bauen ließen. Es liegt an der Mündung des Flusses Patuxent, und hat mehr Bequemlichkeit als Pracht.

Es giebt drey Pfarren in dieser Grafschaft St. Johann, St. Clemenz und Hervington. Die letzte eignet sich den Tittel eines Fleckens zu.

Grafschaft Charles.

Die zweyte Grafschaft führt den Namen **Charles**. Sie fängt von dem indianischen Buchten und dem **Bud** an, wo St. Marie sich endigt, und geht bis an die Bucht Mattawoman. Ihre Pfarren sind **Bristol** und **Pisentaway**.

Die Grafschaft des Prinz Georges.

Die dritte Grafschaft **Prinz George** erstreckt sich von der Bucht Mattawoman und Swanson längst dem Patowmeck gegen Westen und dem Paturent gegen Osten. Sie hat viele Pfarren: aber man nennt nur diese, welche Masterkone heißt.

Die Grafschaft **Calvert** liegt den beyden vorhergehenden gegen über, längst dem Paturent, welcher sie davon scheidet. Ihre Pfarren sind **Harrington**, **Warrington** und **Calverton**.

Ann-Arundel und **Baltimore** sind zwey Grafschaften, deren Grenzen durch Bäume bezeichnet sind. Sie fangen fünf Viertelmeilen von der Bucht Bodkin an der westlichen Seite der Bucht Chesapeack an. Von da läuft diese Theilung anfangs nach Westen, und wird alsdann weniger regelmäßig. Alles, was gegen Norden ist, gehört zur Grafschaft Baltimore, und der ganze südliche Theil zur Grafschaft Ann Arundel.

Der vornehmste Flecken in Ann-Arundel ist **Annapolis**. 1694. wurden die Gerichte, die allgemeine Versamm-

lung,

lung, der Pupillenrath und die ganze Regierung hieher von St. Maria verlegt. Man ließ daselbst eine Kirche bauen, welche die Hauptkirche der Provinz wurde. Man hat auch eine öffentliche Schule unter dem Namen Königs Willhelms Schule angelegt. Die Erzbischöffe von Canterbury wurden zu beständigen Kanzlern davon ernannt. Man hat alles gethan, um Menschen dahin zu ziehen: allein der Geschmack der Maryländer für die Pflanzörter, wo sie abgesondert leben, verhindert die Bevölkerung, und man vermuthet, sie werde nie blühend werden können.

Die Grafschaft.

Die Grafschaft Baltimore hat einen Flecken gleiches Namens: aber seine Häuser stehn so weit auseinander, daß er kaum den Namen eines Dorfs verdient.

Die Grafschaft Baltimore.

Die Grafschaften, welche an der Morgenseite der Bay sind, fangen mit der Grafschaft Cecil an, welche längst einem beträchtlichen Theile von Pensilvanien herrscht. Die Reisenden sagen nichts von ihren Eigenthümen und ihren Pfarren.

Die Grafschaft Cecil.

Die Grafschaft Talbot wird von Kent durch eine doppelte Reihe Bäume geschieden. Der vornehmste Flecken heißt Williamstadt: man hat einen Hafen oder eine Seestadt daraus gemacht: sie ist wenig beträchtlich, was für Sorgfalt

Die Grafschaft Talbot.

man auch zu ihrer Bevölkerung angebracht.

Grafschaft Dorchester.

Die folgende Grafschaft ist Dorchester, deren vornehmster Flecken kaum zehn Häuser enthält. Es giebt in dieser Grafschaft mehr indische Wohnungen, als in dem übrigen Theile der Kolonie. Eine Akte der allgemeinen Versammlung von 1698. erklärte, daß alle Länder gegen Norden des Flußes **Manticoke**, indem sie sich von dem **Chicacoan** bis an dessen Mündnng erstreckten, dem **Panache** und **Annatonquin**, zweyen indianischen Königen, und ihren Nachfolgern gehörten, unter der Bedingung, daß sie jährlich ein Kastorfell bezahlten.

Sommerset ist die eilfte Grafschaft von Maryland. Sie hat viele Pfarren: aber man kennt nur diejenige, welche eben diesen Namen führt. Im Jahre 1665. zählte man sechzehn tausend Engländer in dieser Kolonie.

Siebender Artikel.

Virginien.

Das eigentlich sogenannte Virginien liegt zwischen den 36ten und 39ten Grad nördlicher Breite. Es hat ungefehr hundert gemeine französische Meilen im Umfange von Südost gegen Nordwest, und

siebzig

siebzig von Morgen gegen Abend. Es grenzt gegen Nordwest an Kanada und Luisiana, wovon es durch eine Kette Berge getrennt ist, gegen Südost an dem Meerbusen oder der Bay Chesapeak und Maryland, und gegen Südwest an Karolina.

Wir glauben die Beschreibung von Virginien mit der Bay Chesapeack anfangen zu müssen. Ihre Mündung ist zwischen den 37ten Grad der nördlichen Breite und kann achtzehn Meilen breit seyn. Die gewöhnliche Tiefe des Kanals ist neun Klaftern, welche an manchen Orten sich bis auf sieben verringern. Ihre Länge wird ungefehr zwey hundert Meilen seyn. Sie enthält viele Inseln: einige sind mit Wäldern bedeckt. Unter einer Menge Flüsse, welche sich hinein ergießen, zählt man vier sehr beträchtliche; als den Fluß James, York, Repahanock, und Patowmeck. Alle diese Flüsse sind so bequem, und so wohl vertheilt, daß man fast aller sechs Meilen eine gute Rhede findet. Der größte Vortheil aber dieser Flüsse ist, daß jede Wohnung mit aller Leichtigkeit die Schiffe und Barken in ihren Hafen aufnehmen kann, welches Ursache ist, daß man in diesem Lande an die Städte wenig gedacht. Chesapeakbay.

Doch

Doch findet man in diesen Flüssen eine große Unannehmlichkeit; nehmlich alle Jahre im Monat Junius erscheint auf dem salzigen Wasser eine unglaubliche Menge Würmer, die die Schaluppen, Barken und die Schiffe selbst allenthalben durchboren, wo der Kalk und das Pech das Holz unbedeckt gelassen. Sie hören nicht eher auf schädlich zu seyn, als zu der Zeit des starken Regens, der zu Ende des Julius fällt. Alsdenn verschwinden sie bis zur Rückkehr des Sommers, oder thun wenigstens keinen Schaden. Um sich davor zu bewahren, muß man die Schiffe so wohl verwahren, daß daran nirgends eine Lücke bleibt. Wenn man in der Würmerzeit ankömmt, so muß man auch in der großen Fluth anfahren, weil der Strom sie mit wegschlemmt, und die kleinen Barken und Schaluppen auf dem Lande trocknen.

Eintheilung von Virginien.

Der Name Virginien wurde diesem Lande zu Ehre der Königinn Elisabeth gegeben, welche unverheyrathet starb. Es ist in fünf und zwanzig Kantons eingetheilt, die den Namen Grafschaft führen.

Die Grafschaft Norfolk.

Die Grafschaft **Norfolf** ist der erste Ort dieser Gegend, wo die Engländer sich niederließen. Sie liegt am mitternächtlichsten, am Flusse James, hat nur eine Pfarre mit Namen **Elisabeth**, und ent-

enthält zwölf tausend und neunzehn Acker Lands. Sie wird von einem Flusse benetzt, welcher auch Elisabeth heißt, und sich in den James ergießt.

An Flusse James findet man auch die Grafschaft **Prinzeßinn Anna.** Sie enthält acht und neunzig tausend drey hundert und fünf Acker Lands, und hat eine Pfarre mit Namen **Lyn-Haven.** Die Grafschaft Prinzeßinn Anna.

Die Grafschaft **Nausamon** hat ein und dreyßig tausend hundert und zwey und siebzig Acker und drey Pfarren; eine heißt die untere, die andere die obere und die dritte **Chuckahek.**

Die Grafschaft **Wight** kann zwey und vierzig tausend, sieben hundert, sechs und achtzig Acker Lands haben. Sie hat zwey Pfarren. Man findet daselbst eine Wasserquelle, welche außerordentlich übermäßig fließt. Die Grafschaft Wight.

Die Grafschaft **Surrey** hat hundert eilf tausend und funfzig Acker und zwey Pfarren. **Henrico** enthält hundert acht und vierzig tausend sieben hundert und sieben und achtzig Acker. Sie hat zwey Pfarren **Henrico** und **Bristol.** Man hatte in dieser Grafschaft eine Stadt mit Namen Henrico-Polis erbaut; aber man hat sie zu Grunde gehn lassen. Zwanzig tausend Schritte vom Flusse James findet man einen Flecken, wo sich die geflüchteten Franzosen niedergelassen. Alle diese Die Grafschaft Surrey. Henrico.

Graf-

Grafschaften sind am mittäglichen Ufer des Flusses James.

Die Grafschaften Prinz Georg und Prinz Karl.

Henrico gegen über, gegen Norden des nämlichen Flusses, sind die Grafschaften **Prinz George** und **Prinz Karl.** Sie enthalten hundert ein und sechzig tausend, zwey hundert neun und dreyßig Acker und drey Dorfschaften.

Die Grafschaft James.

Die Grafschaft James liegt zum Theil an der andern Küste des Flußes. Sie kann acht hundert tausend drey hundert, zwey und sechzig Acker und fünf Pfarren enthalten. Sie hat immer den ersten Rang gehabt, weil sie James-Town oder Jacobs-Stadt enthält, sie liegt am nördlichen Ufer eben dieses Flusses, vier Meilen von seiner Mündung. Sie war vor Zeiten sehr beträchtlich; aber ein Theil ist mit Feuer aufgegangen, und die Verlegung der Gerichte nach Williamsbourg scheint James-Town verurtheilt zu haben, es niemals wieder aufkommen zu lassen.

Sieben Meilen von James-Town ist die Stadt Williamsbourg. Obgleich diese Stadt sehr wenig beträchtlich ist, so hat sie doch drey Gebäude, welche für die schönsten in ganz Amerika gehalten werden, die Schule, das Rathhaus, welches man erst Kapitolium nannte, und das öffentliche Gefängniß. Das Haus des Gouverneurs ist in der That nicht so groß,

als die andern; aber an Schönheit seiner Verzierungen übertrifft sie es. Die Kirche und das Zeughaus sind eben solche schöne Gebäude.

Die Grafschaft York.

Aus der Grafschaft James kömmt man in die Grafschaft York, welche an den Flüssen James und York liegt. Sie enthält sechzig tausend sieben hundert und siebensechzig Acker Lands. Es giebt darinn drey Pfarren, Hampton, York, und Neu-Pokoson.

Die Grafschaft Warwick.

Man findet alsdann die Grafschaft **Warwick**, wo man acht und dreyßig tausend, vier hundert und vier und vierzig Acker und zwey Pfarren zählt. Der Fluß Pokoson nimmt seinen Ursprung in dieser Grafschaft und ergießt sich in die Bay Chesapeak nahe an der Mündung des York.

Die Grafschaft Elisabeth.

Die Grafschaft Elisabeth folgt auf Warwick. Sie enthält nur neun und zwanzig tausend Acker und eine einzige Pfarre. Sie ist die kleinste von ganz Virginien. Die Stadt gleiches Namens war sonst beträchtlicher, als sie jetzt ist, sie hatte steinerne Häuser mit einem Fort, welches während des Kriegs mit den Holländern angelegt wurde. Sie ist jetzt durch ein Verhängniß fast gänzlich ruinirt, welches allen Städten Virginiens droht.

Zwi-

Zwischen dem Raume von den Flüssen York und James wächst der beste Taback von Virginien.

Die Grafschaft Neukent.

Um in die Grafschaft Neukent zu kommen, muß man durch York, Warwick und Elisabeth längst des Flusses James gehn. Sie ist eine der großten und bevölkertesten von Virginien. Sie enthält drey hundert ein und siebzig tausend drey hundert und vierzig Acker, die vom mittäglichen Arm des Flusses York benetzet werden: man findet auch darinn zwey Pfarren.

Die Grenzen dieser Grafschaft gegen Westen sind sehr hohe Hügel, von dener ein brennender Sand wie Kupferspäne fällt. Die Engländer hieltens anfangs für Goldstaub.

Die Grafschaft König Willhelm.

Nach dieser findet man die Grafschaft König Willhelm, welche vier und achtzig tausend drey hundert und achtzig Acker und eine Pfarre hat. Sie wird von dem Pomunki benetzt, welcher ein Arm des Flusses York ist.

Die Grafschaft King and Queen's.

Gegen Süden dieser Grafschaft findet man die King and Queen's, das heißt die Grafschaft des Königs und der Königinn, welcher man hundert und ein und dreyßig tausend sieben hundert und sechzehn Acker giebt. Sie hat zwey Pfarren.

Die Grafschaft

Wenn man von dieser letzten Grafschaft, durch Willhelm und Kent am nörd-

nördlichen Gestade des Flusses York, zurückkehrt, so kömmt man in die Grafschaft Glocester, welche die bevölkerteste des ganzen Lands ist. Sie enthält hundert zwey und vierzig tausend vier hundert und funfzig Acker und vier Pfarren. Glocester.

Die Grafschaft Midlesex ist eine der kleinsten in Virginien. Sie hat ungefehr neun und vierzig tausend fünf hundert Acker und eine einzige Pfarre. Die Grafschaft Midlesex.

Die Grafschaft Essex ist darüber. Sie enthält hundert und vierzig tausend neun hundert und zwanzig Aecker. In diesen beyden Grafschaften befindet sich die große Heide, welche man die Drachenwüste nennt, und welche beynahe sechzig Meilen lang ist. Sie ist mit Dornen und Sträuchern bedeckt, und voller wilden Thiere, welche da den sichersten Aufenthalt haben. Der mittägliche Theil dieser Grafschaft wird von dem Multapony benetzt, welcher ein Arm des Flusses York ist. Es giebt in Essex drey Pfarren. Die Grafschaft Essex.

Die Grafschaften Richemond und Stafford sind länger. Es scheint, als wenn man ihre Größen noch nicht ausgemessen hätte. Es sind nur erst urbar gemachte Gegenden: man weiß bloß, daß sie drey Pfarren haben. Die Grafschaft Richemond und Stafford.

Die Grafschaft Westmoreland, Lancaster, und Northumberland.

Alsdann findet man die Grafschaft **Westmoreland**, welche sehr groß ist. Sie hat zwey Pfarren. Der Fluß welcher sie benetzt, führt den Namen **Wicomoco**: er ergießt sich in die Bay Chesapeak, an der Mündung des Potowmeck, welcher die Grenzen von Virginien gegen Norden macht, und sie von Maryland scheidet.

Die Grafschaft Acomack.

Wenn man durch die Bay Chesapeak geht bey der Küste vom Kap Charles bis an den Fluß Pokamocky, welcher Virginien von Maryland gegen Osten scheidet, findet man zwey Grafschaften, als **Acomack**, welche ihren alten Namen behalten und zwey hundert tausend und drey und zwanzig Acker enthält. Sie ist die größte von ganz Virginien; doch nicht so bevölkert, als die, so an der andern Seite der Bay liegen, und hat nur eine Pfarre gleiches Namens. Viele Flüsse entspringen darinn.

Die Grafschaft **Northampton** ist sehr schmal und besteht nur in einer sehr langen Erdzunge, welche sich zwischen dem Meere Virginien und der Chesapeakbay erstreckt. Das Kap Charles, welches den mitternächtlichen Theil davon ausmacht, ist grade dem Kap Heinrich gegen über, und diese beyden Kaps sind eigentlich das, was man die **Virginischen Vorgebürge** nennt.

Einige

Einige englische Schriftsteller setzen noch vier andere Grafschaften zu Virginien: aber sie sind in den vorhergehenden mit begriffen.

Die Gebürge welche gegen Westen an Virginien arenzen sind ein Theil derjenigen, welche man die Apulachischen nennt. Dieses Land ist um die Küsten platt, aber im Lande drinn sind lauter Hügel. Die Ufer der meisten Flüsse sind sandigt: man findet darinn sehr harte und durchscheinende Flüsse. Einige davon schneiden das Glas so gut wie Diamant und haben das nämliche Feuer. Alle etwas erhabene Oerter sind voller Eisenbergwerke: aber sie erfordern so viel Arbeit, sie zu Gelde zu machen, daß sie niemand zu übernehmen wagt: überdieß verabsäumen die Einwohner Virginiens alle Art von Arbeit, um nur auf ihre Tabackspflanzungen denken zu können. Allgemeine Beobachtungen über Virginien.

§. 1.

Niederlassungen der Engländer in Virginien.

Der Ritter Raleigh, aufgemuntert durch das Beyspiel und Glück der Spanier und durch die Beobachtungen einiger Abentheuerer seiner Nation, die das

Glück schon versucht hatten, beschloß 1583. einige Entdeckungen auf seine Kosten zu unternehmen. Er wußte in seine Aussichten viele Privatleute in London mitzuziehen, welche nach ihren Reichthümern im Stande waren, dazu beyzutragen; erhielt von der Königinn Elisabeth unterm 25 Merz 1585 ausgestellte Privilegien, vermöge welcher alle Vortheile des Glücks seiner Gesellschaft überlassen wurden. Im Monat April des folgenden Jahrs schickte er zwey kleine Schiffe auf die See: sie ankerten an der Einfahrt einer Bay, welche die Einwohner des Lands Roenoke nannten, und die heut zu Tage zum Gouvernement des mitternächtlichen Karolina gehört. Sie machten einigen Handel mit den Indianern. Die kommandirenden Officiere der Schiffe machten solche genaue Beobachtungen, daß sie bey ihrer Zurückkunft in England sagten, daß man aus dem Lande nach seiner Fruchtbarkeit und der Sanftmuth seiner Einwohner zu schließen, großen Vortheil ziehen könnte. Sie brachten Indianer mit sich, welche englisch lernten, und den Begrif, den man von deren Vaterlande gemacht, vermehrten.

Die ganze englische Nation vereinigte sich damals, eine Niederlassung in diesem Lande zu errichten. Die Königinn selbst trat dazu, und ungeachtet des wider

Spa-

Spanien zu führenden Kriegs, versprach sie denjenigen mächtigen Beystand, welche sich zu dieser Unternehmung vereinigen würden, und bewilligte, daß das Land, welches man entdecken würde, ihr zu Ehren Virginien genennt werden sollte, es sey nun weil sie eine Jungfer war, sagt ein unbekannter Schriftsteller von Virginien, oder weil das Land und seine Einwohner schienen die Reinlichkeit, den Ueberfluß und die Einfalt des ersten Weltalters noch zu haben.

Das folgende Frühjahr wurde der Ritter Richard Greenwil, einer der vornehmsten der Raleighschen Gesellschaft, ernannt, sieben mit Waffen, Kriegs- und Lebensvorrath versehene Schiffe zu kommandiren, auf welchen sich eine beträchtliche Anzahl Freywilliger befanden, die eine Niederlassung zu errichten Willens waren. Er landete an dem nämlichen Orte an, wo Raleigh gelandet hatte; säete daselbst Bohnen, welche nach zwey Monaten schon Saamen brachten. Hieraus schloß er, daß die Kolonie von sich selbst bestehen könne, und kehrte nach England zurück: allein die Unklugheit der Zurückgelassenen verhinderte den glücklichen Ausgang, den man sich zu versprechen wohl Ursache hatte. Sie verbreiteten sich in dem Lande, erregten das Mißtrauen der Indianer, welche viele von

ihnen tödteten, und mit den übrigen zu handeln ausschlugen. Diese Unannehmlichkeiten nöthigten sie, Amerika zu verlassen, so bald sie dazu Gelegenheit finden würden.

Greenwil reisete einige Zeit darauf, nämlich 1587. ab, um seiner Kolonie Hülfe zu bringen: da er niemanden daselbst fand, so glaubte er, daß die Indianer alle daselbst zurück gelassene ermordet hätten: aber einer von den Indianern welche nach England mit Raleigh gegangen, trat vor ihn, versicherte heilig, daß sie von seiner Nation keine schlechte Begegnung erhalten, so daß Greenwil Vertrauen bekam, funfzig Personen zurückließ, ihnen Wohnungen bauete und Vorrath auf zwey Jahr gab, und nach England zurückgieng.

Das folgende Jahr schickte man Johann Withe mit drey Schiffen ab, auf denen genug Kriegs- und Lebensvorrath, und eine beträchtliche Anzahl von Männern und Frauen waren, die der Kolonie eine regelmäßige Gestalt geben konnten. Er hatte Befehl, selbst als Gouverneur da zu bleiben, und alle seine Sorge anzuwenden, um die Liebe der Indianer zu gewinnen. Er hatte auch den Verdruß, die Kolonie wüste zu finden. Eben derselbe Indianer, von dem wir schon geredet, und welcher **Manteo** hieß, suchte

ihn

ihn nochmals auf, und unterrichtete ihn, daß ein Theil der funfzig Engländer, welche man am letzten Orte gelassen, überfallen und ermordet, und der andere Theil davon in die Flucht gejagt worden sey. Der Boden der Kolonie war schon mit Dornen bedeckt. Withe, anstatt den Muth zu verlieren, ließ die Wohnungen wieder herstellen, zog zuerst hinein, und vermochte dadurch alle seine Leute ein gleiches zu thun. Monteo erhielt die Taufe mit dem Tittel Herr von Assamupeack, welches der Name einer indischen Nation war. Dieses Ehrenzeichen, welches die Engländer seiner Treue schuldig zu seyn glaubten, diente gar sehr, ihnen die benachbarten Indianer zu vereinen: man machte mit ihnen Fried- und Freundschaftsbündnisse. Man errichtete ein Justizkollegium, und ließ die Kolonie eine ehrwürdige Gestalt annehmen. Eine Engländerinn, Gemahlinn des Ananias Dare brachte eine Tochter auf die Welt, welche Virginia genennt wurde. Die Geburt dieses Kindes von einem christlichen Vater und einer christlichen Mutter hielt man für ein einleuchtendes Zeichen des himmlischen Schutzes über diese neue Kolonie.

Withe gieng wieder nach England, um neuen Beystand zu suchen: aber er erhielt ihn erst nach zweyen Jahren, und

als er an dem bestimmten Orte gelandet war, so fand er einige Aufschriften auf den Rinden der Bäume, des Innhalts, daß die Wohnung verändert worden sey, aber sie belehrten ihn nicht, wo die neue Niederlassung sey, noch was für Beweggründe sie zu diesem Betragen vermocht: er kehrte wieder nach England zurück.

Viele Kaufleute machten Gesellschaften, welche nach und nach Schiffe nach der Seite von Virginien schickten: aber diejenigen, die darauf waren, dachten an keinen Handel mit den Indianern, noch an einen Versuch, die Kolonie zu entdecken. Man weiß gar nicht, was aus ihr geworden ist.

Die Gesellschaften zu London, Bristol, Exeter, und Plimouth sahen den Vortheil ein, den man aus einer regelmäßigen Unternehmung ziehen würde und wendeten sich an den König Jakob I. und erhielten auch die Erlaubniß, eine Handlungsgesellschaft zu errichten. Er behielt sich nur die Regierung über die Unternehmung vor, schuf zwey verschiedene Gesellschaften, davon jede eine Kolonie errichten, und sie in die verschiedenen Gegenden Virginiens legen sollte.

Kraft dieser Bewilligung wurde Johann Smith von der Londonschen Gesellschaft erwählt, drey Schiffe zu kommandiren, welche ins Meer in Decemb. 1606. stachen.

stachen. Er kam an dem Theile des festen Lands an, welcher den Namen Virginien behalten, ankerte an der Einfahrt der Chesapeakbay, und gab dem ersten Flusse, den er antraf, in englischer Sprache den Namen James, oder Jakob. Zur Anlegung seiner Niederlassung erwählte er eine Halbinsel, welche funfzig Meilen von der Mündung ist, und hieß die Stadt **James-Town.**

Die Eingebornen des Lands waren von eben dem Charakter, als die Bewohner der übrigen Theile des nördlichen festen Lands, menschlich, vom ersten Augenblick umgänglich, aber argwöhnisch und im Stande, auf einmal vom Mißtrauen zum Haß überzugehen. Sie versahen die Kolonie mit Waaren, so lange sie glaubten, bey dem Tauschen nicht hintergangen zu werden; allein da sie bey den Engländern keine bestimmte Methode fanden und sahen, daß diese nach Willkühr ihre Waaren vertheuerten, so überredeten sie sich, daß man sie zu betrügen suche, welches sie auf Rache denken ließ. Zu dieser Abneigung, welche die Indianer wider die Kolonie gefaßt, kam die Unklugheit der Kolonisten noch hinzu. Sie fanden hinter ihrer Stadt einen kleinen Bach mit süssem Wasser, welcher aus einer Sandbank entsprang, und einen Marienglasstaub mit sich führte, der im

Grunde sehr glänzte. Die Neigung der Europäer alles, was glänzt, für Gold oder Silber zu halten, machte, daß sie alles übrige verabsäumten, um nur dieses Marienglas zu sammeln: eine Feuersbrunst, die Folge eben dieser Nachläßigkeit, verzehrte zu gleicher Zeit einen grossen Theil ihrer Stadt und ihres Vorraths. Auf einmal waren sie dahin gebracht, daß sie von wilden Früchten, Krebsen und Muscheln leben mußten. Die Indianer, denen sie sich verdächtig gemacht, hatten nicht so bald ihre Verlegenheit bemerkt, als sie anfiengen, sie durch verschiedne Arten Feindseligkeiten zu vermehren: sie ermordeten diejenigen welche unvorsichtig genug waren, sich zu entfernen, und die andern mußten sich in die engen Grenzen ihrer Wohnungen einschließen.

Das war ihre Lage, als sie mit einem Schiffe der Gesellschaft Hülfe erhielten, welches mit Menschen und Lebensmitteln versehn war. Da dieses Schiff nach Europa zurückgieng, so beluden sie es mit ihrem eingebildeten Goldstaub, und machten es mit dem zweyten Schiffe eben so, welches bald hernach ankam: kaum ließen sie darinn zu einigen Pelzwerken und etwas Zederholz Platz. Nachdem diese beyden Schiffe in England angelangt, erkannte man den Irrthum der Kolonisten:

sten: ganz Europa erfuhr es, und belustigte sich darüber. Doch die erhaltene Hülfe setzte sie in Stand, viele Entdeckungen in der Provinz zu machen. Ueberdieß hatten sie das Glück und bekamen eine sehr reiche Ernte aus ihrem gesäeten türkischen Korne.

Smith, welcher stets in Amerika geblieben, sah, daß seine Befehle und Anschläge verachtet wurden, und beschäftigte sich daher mit Anlegung zweyer neuen Pflanzörter; nämlich des einen zu Nauſamond am Flusse James, mehr als dreyßig Meilen von der Kolonie; den andern zu Puhatan, dazu er das Gebiete von einem Haupt der Indianer dieses Lands kaufte.

Die Indianische Gesellschaft zu London bemerkte auf der andern Seite, daß sie von ihrem Aufwande nicht allen erwarteten Nutzen zöge. Sie fühlte wohl, daß alle die Widerwärtigkeit, von denen man sie benachrichtigte, nur eine üble Verwaltung zum Grunde hätten, und beschloß daher, die Regierungsform der Kolonie zu ändern, entwarf einen neuen Plan, und ließ ihn durch neue Privilegien bestätigen.

Neun mit Menschen und Vorrath versehene Schiffe giengen dahin unterm Kommando Gates und Summers und des Hauptmanns Newport, die alle

drey

drey zu Gouverneurs ernannt und mit gleicher Macht versehen waren: allein sie schiften sich alle drey auf ein Schiff: ein Sturm trennte es von den andern: es scheiterte und zerberstete an einer der Bermudischen Inseln. Die Uneinigkeit entstand unter den drey Häuptern, und die Ausrüstung hatte nicht den versprochenen glücklichen Ausgang: sie blieben zu lange an den Bermudischen Inseln.

Während dieser Zeit beschäftigte sich Smith mit seinen Entdeckungen und Pflanzörtern; aber er wurde von einem Pulverfasse verwundet, das plötzlich Feuer fieng, und kehrte nach England zurück, um sich kuriren zu lassen.

Seine Abreise erweckte Unruhen, die seine Geschicklichkeit erstickt zu haben schien. Und eben zu der Zeit gelangte der größte Theil der Schiffe, welche der Sturm von dem, worauf die Gouverneurs waren, getrennt hatte, in dem Jamestshaven mit einer Parthie Freywilliger an. Sie wollten sich nicht der in der Kolonie eingeführten Regierung unterwerfen, unter dem Vorwande, daß die letzte Kommißion die vorhergehende aufhübe, und daß sie Gouverneurs erwarten, die die Stelle dessen der dazumal die Geschäfte führte, übernehmen sollten. Dieses Bestreben nach Unabhängigkeit brachte bald die gräulichste Unordnung her-

hervor: alles, was Mannszucht heißt, verschwand, und man verabsäumte sogar sich gegen die Anfälle der Indianer in Sicherheit zu setzen. Diese Barbaren, welche den Entwurf gemacht, alle Engländer auszurotten, nutzten ihre Uneinigkeit. Bald darauf hörte man von nichts als Blutvergießen reden. Man verließ die etwas entfernten Pflanzörter und nahm seine Zuflucht in die Stadt. Sie war so voller Menschen, daß in kurzer Zeit aller Vorrath verzehret, und der schrecklichste Hunger entstanden war. Niemand hatte Muth genug, auf die Fischerey und Jagd zu gehn, noch in den Wäldern Früchte zu sammlen. Der Hunger gieng endlich so weit, daß die Einwohner, nachdem sie alles in James-Town befindliche Leder aufgegessen, so gar die Leichname der Indianer, die sie tödten konnten, verzehrten. Sie sollen sogar einige aufgegraben und halb verfault gegessen haben. Diese Epoche ist auch in Virginien nicht vergessen worden: man nennt sie die Hungerszeit.

Von fünf hundert Menschen in der Stadt entkamen dem Hunger kaum sechszig; auch würden sie wie die andern, verhungert oder von den Indianern erschlagen worden seyn, wären die drey Gouverneurs nicht mit zwey Schiffen, die sie nach ihrem Schiffbruche bauen lassen, und

Smith, Geschichte der Reisen, 14 B.

und hundert und funfzig Menschen, die ihnen übrig geblieben, angelangt. Sie kamen in die Stadt den 25 May 1610, und fanden die unglücklichen Einwohner in dem eben beschriebenen Zustande. Die erste Sorge der Gouverneurs war, diejenigen, welche sich in der Stadt befanden, zu versammlen, und ihnen zu benachrichtigen, daß die zwey Schiffe nur auf vierzehn Tage höchstens Lebensmittel hätten. Sie fragten alsdann, ob man sich in die See begeben, oder sich auch den von der Kolonie ausgestandenen Gefahren aussetzen wolle. Im zweyten Falle versprachen sie, allen ihren übrig habenden Vorrath in gleiche Theile zu theilen und alle nur zu erwartende Gefahren auszuhalten; aber sie verlangten eine schnelle Antwort. Man entschloß, nach England zurückzukehren und die Banken von Terre Neuve zu passiren, indem man glaubte, einige Schiffe da zu finden, von denen man Lebensmittel kaufen könnte.

Die ganze Kolonie schifte sich ein: aber Mylord Delawar, welcher zum Gouverneur von Virginien vom Hofe ernannt worden, war eben mit drey Schiffen auf der See und begegnete der flüchtigen Kolonie achtzehn Meilen unter James-Town; zwang die Flüchtigen nach ihrer Stadt zurückzukehren, wo er sie wieder einrichtete und die Ordnung bis in Mert

des

des folgenden Jahrs wieder herstellte, da er nach England zurückgehen, und sich von einer schweren Krankheit heilen mußte. Er ließ ungefehr zwey hundert Mann in der Kolonie.

Der Ritter **Dale** folgte ihm in der Würde eines Gouverneurs von Virginien, und begab sich dahin den 10 May mit drey Schiffen, welche neuen Beystand von Menschen und Thieren mitbrachten. Er fand, daß die Einwohner nahe waren, in das nämliche Unglück zu gerathen, weil sie den Ackerbau verabsäumten. Er zwang sie also zu dieser Arbeit, und ob sie gleich gegen die Mitte des folgenden Mays anfiengen, so erhielten sie doch eine sehr gute Ernte.

Im Monate August langte der Ritter **Gate** mit sechs Schiffen an, die Thiere, Federvieh, Kriegsvorrath und alles hatten, was zur Anlegung einer Kolonie erfordert wird. Drey hundert Menschen, die er am Bord hatte, waren zu dieser neuen Einrichtung bestimmt. Zu Anfange des Septembers legte er den Grund zu einer Stadt in dem Canton Arrábatack funfzig Meilen über James-Town. Eine Erdzunge, welche er mit hineinzuziehen Mittel fand, mehr als zwey Meilen von der Spitze und dem einen Arme des Flusses bis zum andern, machte es ihm leicht, daselbst Verschanzungen anzule-

zulegen. Er benennte diesen Platz Henrico zu Ehren Heinrichs, Prinzen von Gallien. Hernach machte er zu Corendale, von der andern Seite des Flusses, eine große starke Umzäunung, um das Vieh in Sicherheit zu setzen.

Geschichte einer indianischen Prinzessinn.

Im Jahre 1612. kamen zwey Schiffe mit neuem Vorrathe an. Argal, welcher eines davon kommandirte, gieng an den Patowmeck, um da zu handeln. Er fand daselbst eine Indianische Prinzeßinn, mit Namen Pocahontas, Tochter eines Oberhaupts der Indianer von Powatan. Er vermochte sie, daß sie auf sein Schiff kam, unter dem Vorwand, ihr alle ihrem Range schuldige Ehre zu erweisen, und nahm sie nach James-Town gefangen fort in der Hofnung ihr Vater würde, um sie wieder zu erhalten, mit den Engländern einen festen Frieden schließen. Der Indianer war zu stolz, um nicht allen Zorn zu fühlen, den ihm eine solche Beschimpfung einflößen mußte: man konnte ihn zu Annehmung anderer Friedensbedingungen nicht bringen, als dieser, daß die Heyrath seiner Tochter mit einem Engländer Johann Rolfe vollzogen wurde. Er sah diese Verbindung als ein Zeichen aufrichtiger Hochachtung an, und willigte ein, sich durch einen Traktat mit den Engländern zu verbinden.

Man

Man muß bemerken, daß in den ersten Zeiten gleich die Indianer dergleichen Heyrathen vorgeschlagen, und bey vielen Gelegenheiten geäußert, würden sie die Engländer ausschlagen, so wollten die Indianer niemals aufrichtige Freundschaft mit ihnen machen.

Die Heyrath der Pocahontas geschah 1613. und befestigte den Frieden zwischen ihrem Vater und den Engländern. Die benachbarten Indianer, ob sie gleich diesem Fürsten nicht unterwürfig waren, traten doch diesem Freundschaftsbunde bey. Im Jahre 1616. glaubte der Ritter Dale diese Ruhe nutzen zu können, um eine Reise nach England zu thun. Nachdem er ein dahin gehendes Schiff gefunden, so schifte er sich ein, und kam zu Plimouth den 12 Junius an.

Er brachte den Rolfe und die Prinzessinn Pocahontas seine Frau mit, welche vor ihrer Verheyrathung die Taufe empfangen, und sie gebar einen Sohn, welcher die Frucht dieser ersten Ehe war, die zwischen Europäern und Amerikanern gestiftet worden.

Johann Smith, von dem wir schon geredet, erfuhr nicht so bald, daß die indische Prinzessinn in England wäre, als er nichts vergaß, um ihr seine Achtung und Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er glaubte, für eine Dame nicht genug thun

zulegen. Er benennte diesen Platz Henrico zu Ehren Heinrichs, Prinzen von Gallien. Hernach machte er zu Corendale, von der andern Seite des Flusses, eine große starke Umzäunung, um das Vieh in Sicherheit zu setzen.

Geschichte einer indianischen Prinzessinn.

Im Jahre 1612. kamen zwey Schiffe mit neuem Vorrathe an. Argal, welcher eines davon kommandirte, gieng an den Patowmeck, um da zu handeln. Er fand daselbst eine Indianische Prinzeßinn, mit Namen Pocahontas, Tochter eines Oberhaupts der Indianer von Powatan. Er vermochte sie, daß sie auf sein Schiff kam, unter dem Vorwand, ihr alle ihrem Range schuldige Ehre zu erweisen, und nahm sie nach James-Town gefangen fort in der Hofnung ihr Vater würde, um sie wieder zu erhalten, mit den Engländern einen festen Frieden schließen. Der Indianer war zu stolz, um nicht allen Zorn zu fühlen, den ihm eine solche Beschimpfung einflößen mußte: man konnte ihn zu Annehmung anderer Friedensbedingungen nicht bringen, als dieser, daß die Heyrath seiner Tochter mit einem Engländer Johann Rolfe vollzogen wurde. Er sah diese Verbindung als ein Zeichen aufrichtiger Hochachtung an, und willigte ein, sich durch einen Traktat mit den Engländern zu verbinden.

Man

Man muß bemerken, daß in den ersten Zeiten gleich die Indianer dergleichen Heyrathen vorgeschlagen, und bey vielen Gelegenheiten geäußert, würden sie die Engländer ausschlagen, so wollten die Indianer niemals aufrichtige Freundschaft mit ihnen machen.

Die Heyrath der Pocahontas geschah 1613. und befestigte den Frieden zwischen ihrem Vater und den Engländern. Die benachbarten Indianer, ob sie gleich diesem Fürsten nicht unterwürfig waren, traten doch diesem Freundschaftsbunde bey. Im Jahre 1616. glaubte der Ritter Dale diese Ruhe nützen zu können, um eine Reise nach England zu thun. Nachdem er ein dahin gehendes Schiff gefunden, so schifte er sich ein, und kam zu Plimouth den 12 Junius an.

Er brachte den Rolfe und die Prinzessinn Pocahontas seine Frau mit, welche vor ihrer Verheyrathung die Taufe empfangen, und sie gebar einen Sohn, welcher die Frucht dieser ersten Ehe war, die zwischen Europäern und Amerikanern gestiftet worden.

Johann Smith, von dem wir schon geredet, erfuhr nicht so bald, daß die indische Prinzessinn in England wäre, als er nichts vergaß, um ihr seine Achtung und Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er glaubte, für eine Dame nicht genug thun

zu können, der er das Leben zu verdanken hatte. Hier ist seine Begebenheit mit ihr. Da Smith in Amerika war, verließ er die Kolonie von James-Town, um nach Virginien zu gehn, und neue Entdeckungen zu machen. Er ward von den Indianern gefangen und an den Hof von Powatan, eines der vornehmsten Könige von Nordamerika, geführt, der ihn als Gefangenen behielt. Die angeführte Pocahontas war die Tochter dieses Monarchen, bekam Liebe gegen den Smith, vermochte ihren Bruder Nautakan, den wohlgestaltesten, stärksten und kühnsten Mann in dem ganzen Distrikte, demjenigen, den sie liebte, alle mögliche Aufmerksamkeit zu bezeugen. Ihr Vater selbst, dem diese Prinzessinn ihre Liebe nicht verhölt hatte, hegte für den Smith ausserordentliche Güte, und that sein möglichstes dessen Ekel zu zerstreuen: aber in diesem barbarischen Lande hatte man einen grausamen Gebrauch beybehalten; man mästete die Gefangenen, und verzehrte sie dann: eben dieses Schicksal erwartete den Smith, was für Schutz er auch am Hofe hatte. Als das Volk glaubte, er sey genug gefüttert worden, so verlangte es ihn ausgeliefert. Der Monarch hätte viel daran gewendet, um das Leben einem Manne zu erhalten, der seiner Tochter theuer war, und für den er

Ihre Liebe für einen Engländer.

selbst

selbst Freundschaft hegte: aber er mußte sich der Gewohnheit unterwerfen: mit Seufzen übergab er den Smith dem Volke. Man führte ihn an den Ort, wo der Block zubereitet war, auf dem ihm der Kopf zerschmettert werden sollte. Schon erhub der Nachrichter seine Keule: aber er sah an der Seite des Kopfs des Gefangenen den Kopf der Prinzessinn Pocahontas: der Nachrichter legte seine Keule nieder, ohne damit zu schlagen. Als diese großmüthige Tochter erfuhr, daß man ihren Liebhaber zum Tode führte, so verdarb sie nicht die Zeit mit unnützen Thränenvergießen, sondern sie erschien sogleich mit ihm zu sterben. Es war nicht eine verdammliche Leidenschaft, die sie leitete; es war die auf Hochachtung und Freundschaft gegründete Liebe; es war das, was man immer definiren wollen, und doch nicht gekonnt hat. Zufrieden, wenn nur ihr Geliebter, auch entfernt von ihr lebte, bat diese Prinzessinn ihren Vater, ihn der Grausamkeit des Volks zu entreissen, und nach James-Town führen zu lassen. Was für Herrschaft hat nicht eine geliebte Tochter über ihren Vater! Powatan trotzte dem Unwillen seiner Unterthanen und rettete dem Smith das Leben.

Die Prinzessinn Pocahontas hatte sich immer mit der Hoffnung geschmei-

chelt, mit dem Smith durch Banden verbunden zu werden, welche die Gesetze seines Landes billigten: sie besuchte ihn in seiner Kolonie, und ließ den Engländern Lebensmittel zuführen. Als sich der Krieg entzündete, verbot ihr der Vater, auszugehen. Sie ließ sich also von dem Argal aufheben und nach James-Town führen, um ihren Smith zu sehen. Als sie daselbst angelangt, war ihr erstes, sich nach dem Smith zu erkundigen. Er war zu weit entfernt: man hatte überdieß Lust, ihr einen andern Engländer zu Ehe zu geben, in der Hoffnung, daß diese Verbindung ihren Vater zu einem Freundschaftstraktate mit der englischen Nation vermögen würde, man beredete sie, er sey todt.

Smith ließ um die Erlaubniß bitten, ihr seine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen, als er wußte, daß sie in England sey und fand sich an der Thüre des Gasthofs ein, welchen sie inne hatte. Voll Unwillen, daß man sie so hintergangen, und daß ein Mann, den sie so zärtlich geliebt, sie schnell vergessen, wollte sie ihn nicht sehn, und verhölte auch gar nicht ihren Unwillen. Sie gab endlich den Bitten des Smiths nach, vielleicht ihrer Liebe, davon der Zorn eine Würkung war, und versprach ihn zu sehn. Als er erschien, so verkündigte die Röthe, welche sich auf ihrem

Ge-

Gesichte verbreitete, das, was in ihrem Herzen vorgieng; sie legte die Arme übereinander, schlug die Augen nieder, und that nur den Mund auf, um ihn die Gleichgültigkeit vorzurücken, womit er ihre Liebe bezahlte.

Smith übergab der Königinn von England ein Bittschreiben, daß Ihre Majeste diese indische Prinzessinn unter ihren Schutz nehmen möchte. "Ihr, sagte er, „ihr, Großmächtige Königinn, haben wir „unsere Rettung zu danken. In dem zarten Alter und trotz des Kriegs, der „mit den Indianern fortdauerte, wagte „sie sich, uns zu sehn, schlichtete oft unsere Zwistigkeiten, und unterließ nie, unserm Mangel abzuhelfen. Als ihr Vater uns zu überfallen suchte, so hinderten „sie weder die Dicke der Wälder, noch „die Finsterniß der Nacht, noch die Gefährlichkeit der Wege mich mich weinen„den Augen aufzusuchen, und selbst mit „Gefahr ihres Lebens, wenn man einigen Argwohn gehabt, mich zu benachrichtigen, daß ich mich der Wuth der „Feinde entziehen möchte. Nach dem „Frieden besuchte sie unsere Wohnungen, „mit allem ihrem Gefolge und rettete uns „oft vom Hunger. Nachdem sich der „Krieg zwischen ihrem Vater und den „Engländern aufs neue entzündet, hörte „man nicht mehr von ihr reden.

„Nach meiner Abreise fand man Ge-
„legenheit, sie zu entführen, und behielt
„sie als Gefangene zu James-Town: sie
„heyrathete einen Engländer, mit wel-
„chem sie nach England gekommen ist.
„Sie ist die erste Indianerinn, die den
„christlichen Glauben angenommen, die
„unsere Sprache geredet, und die erste,
„die ein ehliches Kind mit einem Eng-
„länder gezeuget. — — Ich habe nie
„den Staat um eine Gnade gebeten:
„jetzt zwingt mich mein Unvermögen, die-
„ser Prinzessinn beyzustehn, Mittel zu su-
„chen, um ihr einen andern Beystand als
„den meinigen zu verschaffen. Zu wem
„kann ich mich mit mehrerer Zuversicht
„als zu Euer Majestät wenden, deren
„Huld und Macht so bekannt ist? und
„für wen könnte ich mit mehrerer Kühn-
„heit bitten, als für ein außerordentliches
„Verdienst, für die mit der größten Ein-
„falt des Herzens begleitete Tugend,
„welche der Verlegenheit des Nothdürf-
„tigen ausgesetzt ist. Der Mann dieser
„Durchlauchten Indianerinn ist selbst
„nicht im Stande, ihr einen genug an-
„ständigen Anzug zu verschaffen, um sie
„eurer Majestät vorzustellen.“

Die Königinn nahm dieses Bittschrei-
ben gnädig auf, ließ der Indianischen
Prinzessinn die nöthigen Kleider geben,
um am Hofe erscheinen zu können, trug

der Mylady Delawar auf sie zu unterhalten und sie ihr vorzustellen. Die junge indianische Prinzessinn empfieng alle Ehre, die man den Prinzessinnen von Königlichem Geblüte zu erweisen pflegt, und das Volk bezeugte ihr die größte Ehrfurcht. Sie entsprach vollkommen der Idee, welche Smith von ihrem Charakter und ihrem Verstande gegeben. Man versichert, man sey so weit gegangen, und habe in Ueberlegung genommen, ob man nicht ihrem Manne den Proceß machen müßte, daß er die Verwegenheit gehabt, die Tochter eines Königs zu heyrathen. Es ist wahr, sagt der Verfasser, aus dem wir diese Thatsache genommen, man klagte den Rolfe an, daß er den Umstand der Gefangenschaft genutzt, um sie zur Heyrath zu zwingen; daß der Vater der Tochter anfangs großen Kummer darüber bezeugt; aber daß er nach erhaltener Erläuterung darüber, es zufrieden gewesen sey.

Ihr Tod.

Diese Prinzessinn hatte nicht das Glück, in ihr Vaterland zurückzukehren, und ihren Vatee wieder zu sehen: sie ward zu Gravesand krank, als sie sich eben einschiffen wollte, und starb in den frömmsten Gesinnungen einer Christinn. Diese Prinzessinn war von kleiner Statur, aber von angenehmer Gestalt. Sie hinterließ einen Sohn mit Namen Tho-

mas Rolfe, dessen Nachkommen noch jetzt einen großen Rang in Virginien behaupten. Powatan hatte seiner Tochter ein Gefolge, das aus den vornehmsten seiner Nation bestand, mitgegeben, um sie nach England zu begleiten, und hatte einem von ihnen aufgetragen, die Einwohner dieses Königreichs zu zählen, und ihm davon eine getreue Nachricht zu geben. Dieser Wilde kannte keinen geschriebenen Buchstaben, er versah sich also mit einem dicken und langen Stocke, so bald als er in England angekommen war, in der Absicht darauf so viel Striche zu machen, als er Engländer sehen würde: aber er wurde diese Uebung bald überdrüßig, warf seinen Stock vor Verdruß weg, und nachdem er in sein Vaterlande zurückgekommen, antwortete er dem König, der Rechenschaft von seinem Auftrage foderte, nichts, als daß er ihm die Sterne, die Blätter an Bäumen uud den Sand am Ufer zeigte.

Yardly folgte dem Ritter Dale in der Regierung von Virginien; aber er ließ die Gebäude und Festungen verfallen; er dachte nicht daran, die Kolonie vor den Anfällen der Indianer zu sichern, und beschäftigte seine Leute nur mit Tabackpflanzen, anstatt sie Korn säen zu lassen. Der Hof erfuhr die üble Verwaltung des Yardly, und schickte an seine Stelle den

Ar=

Argal, der die gute Ordnung in der Kolonie wieder herstellte. Doch dieser wurde auch wieder nach England beruffen, und man gab ihm viele Nachfolger, unter deren Zahl eben der Yardly war, welcher vor ihm schon Gouverneur von Virginien gewesen: aber von seinem eignen Unglücke belehrt, beobachtete er eine von der ersten ganz verschiedene Aufführung, er errichtete ein Justizkollegium, stiftete Schulen und Pfarren, gab denjenigen, die arbeiten wollten, Länder zum Eigenthum, mit der bloßen Bedingung, daß sie einen gewissen Zins an die Gesellschaft bezahlten. Da jeder sah, daß er für seinen eignen Nutzen arbeitete, so fieng jeder an Land zu bauen; der Ueberfluß verbreitete sich in der Kolonie, welche von Tag zu Tag blühender wurde. Holländische Schiffe landeten an der Küste mit Negern an, welche sie zum Verkauf ausstellten. Das war zum erstenmale, daß man auf diesen Meereshöhen Afrikaner sah.

Da die Hülfe nicht ausblieb, so vermehrten sich die Pflanzörter, und Virginien bekam einen neuen Glanz: man errichtete Salzkothen am Kap Charles und Eisenhammer am Flusse James. Die Kolonie gab die besten Hofnungen: allein sie gerieth in das nämliche Ungemach, das fast ihren Untergang verur-

sacht hätte. Die Einwohner verabsäumten fast alles, um nur an den Taback zu denken. Man schickte ihnen zum Gouverneur einen jungen Mann ohne Erfahrung, der nicht aufmerksam war, die gehörige Vorsicht gegen die Indianer zu haben: er ließ sie vielmehr mit den Engländern leben, als wenn sie von einer Nation gewesen wären. Die ersten nutzten dieses Vertrauen, und erforschten, worinn die Stärke der Engländer bestünde, und wie man sie bey einem Ueberfalle angreifen müßte.

Die Gelegenheit von ihren angestellten Beobachtungen Gebrauch zu machen, bot sich bald an. Ein indianischer General wurde durch einem Vorfall getödtet, wo sein Tod gerecht scheinen mußte; allein er war der Freund eines mächtigen Königs in diesem Lande, und dieser König beschloß, den Tod seines Freundes durch die Ermordung aller Engländer zu rächen. Zu dieser blutigen Unternehmung bestimmte er den 21 Merz 1622. ein wenig vor Mittag, eine Zeit, da alle Einwohner der Pflanzungen unbewafnet, zerstreut und mit der Arbeit beschäftigt sind. Diese Grausamkeit sollte zu gleicher Zeit in dem ganzen Bezirke der Kolonie geschehen, ausgenommen von der Seite des östlichen Ufers, wo die Indianer, wie man

wußte,

wußte, mehr Liebe für die Engländer hatten, als in dem übrigen Lande.

Ermordung der Engländer in Virginien.

Um die Verrätherey nicht halb zu begehen, so machten die Verschwornen den Engländern ansehnliche Geschenke den Abend vor dieser schändlichen Handlung: sie bestunden in Flügelwerk, Federvieh, Fischen und Früchten. Sie erschienen so gar noch an dem nehmlichen Morgen ohne Waffen, aßen mit ihnen, und bezeugten viele Freundschaft, welches denen, die sie umbringen wollten, Vertrauen erweckte. Nach gegebenen Zeichen stürzten sie über sie her, tödteten sie mit ihren Aexten, oder mit ihren eignen Hacken, die die Kolonisten bey sich hatten. Sie bemächtigten sich alsdann des Schießgewehrs, um auf diejenigen zu feuern, die ihrer Wuth entgangen; und nach der barbarischen Gewohnheit aller dieser Nationen, schonten sie weder Alter noch Geschlecht, damit niemand übrig bliebe, der ihre Blutgierigkeit rächen könnte. Es blieben diesen Tag drey hundert Engländer, fast alle wurden mit ihren eignen Werkzeugen ermordet. Das Blutvergießen würde noch viel beträchtlicher gewesen seyn, wenn man die Verschwörung nicht einige Stunden zuvor entdeckt hätte. Zwey Indianer, welche man gemeiniglich zur Jagd brauchte, hatten die Nacht in der Pflanzung eines Engländers

ders geschlafen. Einer von ihnen, der das Projekt wußte, wollte den andern verleiten, ihren Herrn zu tödten, und entdeckte ihm die Verschwörung. Dieser Indianer hatte vor einer solchen Verrätherey Abscheu: doch um seinen Herrn von der drohenden Gefahr zu retten, stellte er sich, von der Verschwörung mit zu seyn, und stand nur auf, um seinem Herrn von dem schrecklichen Geheimniß, das er erfahren, zu benachrichtigen. Der Engländer verlor keinen Augenblick; nachdem er sein Haus in Sicherheit gesetzt, begab er sich nach James-Town und machte es kund. Die Einwohner der Stadt und der benachbarten Pflanzungen hatten Zeit, für ihre Vertheidigung zu sorgen, und die Besatzung eines Schifs, welches auf einem nicht weit entfernten Flusse lag, ward durch eben diese Nachricht gerettet. Die Einwohner der entfernten Pflanzungen aber konnten nicht so bald benachrichtiget werden, daß sie sich vor der Verrätherey der Indianer bewahrt hätten.

Treue eines Indianers für seinen Herrn.

Dieser indische General, welchen die Engländer getödtet, war ein furchtbarer Krieger unter den indianischen Nationen, selbst unter den Engländern. Die Indianer hielten ihn für unsterblich, oder wenigstens für unverwundbar, weil er einer großen Menge sehr heftiger Treffen bey-

Ursache dieses Blutbads.

gewohnt,

gewohnt, ohne die geringste Wunde zu bekommen. Da er eben so verschlagen, als tapfer war, so that er noch alles Mögliche, um diese Meynung zu unterhalten, uud affektirte sogar in seiner Kleidung eine Sonderbarheit, die ihn vollends zu einem höhern Wesen, als andere Menschenkinder, machte. Er war mit so närrisch geordneten Federn bedeckt, daß die Engländer, denen sein Putz nur zu lachen machte, ihn den gefiederten Johann nennten, und aus diesem Namen machte er sich eine eben so große Ehre, als aus seinem eignen.

Als ein Kaufmann der Kolonie einge Waaren ausgelegt hatte, die dem gefiederten Johann gefielen, so wendete er alles an, daß dieser Kaufmann sie in seinem Dorfe verkaufen möchte, wo er den ersten Rang hatte. Der Kaufmann ließ sich durch den Reiz des Gewinnsts überreden; aber der Indianer tödtete ihn unter Weges; und bemächtigte sich seiner Waaren. Zwey Bediente des Kaufmanns sahen, daß dieser Indianer zu seinem Putze noch andere Zierrathen thät, welche, wie sie sahen, ihrem Herrn zugehört hatten: ja da sie sahen, daß ihr Herr nicht wieder zum Vorschein kam, so vermutheten sie schon was geschehen war, und setzten ihn deshalb zur Rede: allein sie erhielten nur eine stolze und gar beleidigen-

digende Antwort. Sie ergriffen daher den Entschluß und tödteten den gefiederten Johann mit einer Flintenkugel, so bald als sie Gelegeuheit dazu fanden.

Er hatte die Großmuth ihnen, ehe er starb, seinen Tod zu verzeihen, allein unter zwey Bedingungen, die er ihuen recht inständig einband; die eine war, Niemanden zu sagen, daß sie ihm das Leben genommen, die andere, ihn heimlich bey den Engländern zu begraben. Sein Ehrgeiz war, so gar nach seinem Tode die Meynung von seiner Unsterblichkeit dauern zu lassen. Hätten die Engländer seinem Bitten nachgelebt, so hätten sie ihrer Kolonie alle das Unglück erspart, damit sie heimgesucht wurden: aber so liessen sie seinen Leichnam an dem Orte, wo er starb, und der König, welcher ihn liebte, bewafnete zu seiner Rache alle Indianer, die er versammlen konnte.

Rache der Engländer.

Die Engländer waren überzeugt, daß sie niemals Ruhe haben würden, so lange dieser König lebte, und glaubten dabey, daß es ihre Ehre erfordere, den Tod derer, die er umbringen lassen, zu rächen; sie wendeten daher alle ihre Waffen gegen ihn und seine Unterthanen, alle Wohnungen wurden verhert, die Indianer ermordet: man wollte ihn gerne selbst ergreifen; aber es war unmöglich, ihm in den Wäldern nachzusetzen. Man entschloß

schloß List zu gebrauchen. Der Gouverneur ließ ihm den Frieden anbieten, mit dem Versprechen, alles geschehene zu vergessen: er nahm ihn an, war aber beständig auf seiner Hut, daß man ihn niemals ertappen konnte. Man erfuhr, die Indianer wären mit ihrer Erndte beschäftiget: man stürzte über sie her, und tödtete einen großen Theil derselben.

Dieser Krieg verursachte schreckliche Unordnungen in der Kolonie, und die Indianer die nur Rache athmeten, tödteten alle Engländer, die sie nur habhaft werden konnten: endlich stieg das Uebel so, daß man genöthigt war, dieses Land zu verlassen.

Der König von England sorgt für Virginien.

Karl I. der damals auf dem Throne Englands saß, hörte das Jammern über das Schicksal einer Kolonie, von der man so viele Vortheile ziehen können, und beschloß, selbst für sie Sorge zu tragen. Er vernichtete die Gesellschaft und brachte Virginien unter seine unmittelbare Regierung: ernannte den Gouverneur und die Glieder des Raths, befahl, daß alle Privilegien und alle Handlungen in seinem Namen geschehen sollten; und um ein Beyspiel der Uneigennützigkeit zu geben, behielt er sich nur vor einen Grundzins von zwey Schillingen auf jeden Acker Lands, so wohl von dem, der schon bebaut ist, als auch von dem, den man noch bebauen

bauen würde. So gleich bekam die Kolonie eine neue Gestalt, und alles schien zu ihrem neuen Glanze beyzutragen. Es kamen eine Menge Einwohner an, die den Indianern Furcht einflößten: aber daraus entstand die Unbequemlichkeit, daß jeder nur auf seinen Privatvortheil dachte, und seine eigne Pflanzungen anlegte: man baute keine Stadt; und daher ist es auch gekommen, daß in Virginien so wenige ansehnliche Flecken sind. Ausser der Unbequemlichkeit die die zerstreuten Pflanzörter verursachen, machte es noch die Indianer vermessener, welche mehr als fünf hundert Engländer tödteten.

Der Königg von England gab die Regierung dieses Lands dem Ritter Berkeley, dessen Klugheit und Werth er kannte. Dieser neue Gouverneur entsprach durch seine Aufführung den Absichten des Hofs. Anstatt den Indianern Krieg auf Krieg zu liefern, beschloß er vielmehr alles anzuwenden, um den oft erwehnten König aufzuheben, welcher unaufhörlich gegen die Engländer neue Feindseligkeiten erregte. Das Alter und die Strapatzen hatten diesen indianischen Monarchen so geschwächt, daß er nicht mehr Kräfte hatte zu gehn, sondern sich tragen lassen mußte. Sein Körper, sagt ein unbenannter Schriftsteller, war ganz

Bild eines indischen Königs, eines unversönlichen Feinds der Engländer.

ver-

verwelkt; seine Nerven losgespannt, und seine Augenlieder so schwer geworden, daß ihm stets die Augen zufielen: er konnte sie nur mit Hülfe eines seiner Leute öfnen, die dieses Amt hatten, und ihn zugleich tragen mußten.

Die Hofnung einer großen Belohnung vermochte einige Indianer, dem Gouverneur den Weg zu seiner Wohnung zu zeigen. Er eilte mit einem Trupp Reiterey so schnell dahin, daß er ihn in seiner Wohnung überfiel, und ihn gefangen nach James-Town brachte. Seine Absicht war, ihn nach England zu schicken, und sich durch eine That von dieser Wichtigkeit Ehre zu machen und zugleich einen Beweis des guten Klima in Virginien zu geben: aber er hatte den Verdruß, daß er ihn nicht länger als vierzehn Tage bewahren konnte. Ein englischer Soldat, vor Wuth über das Elend, das dieser schreckliche Alte der Kolonie zugezogen, begieng die Feigheit, ihm mit einer Kugel in den Rücken zu schießen, und ihn zu tödten. Dieser Wilde hat nicht das geringste Zeichen einer Schwachheit in seiner Gefangenschaft geäußert, und die Größe seiner Seele bis an den letzten Augenblick seines Lebens behauptet. Als er eines Tags viel Menschen um sich herum bemerkte, so ließ er sich die Augenlieder öffnen, und da er sich von einer

Menge unbekannter Leute umgeben sah, die die Neugierde ihn zu sehn, herbeygezogen, so bat er mit unwilligem Tone und zorniger Geberde, den Gouverneur kommen zu lassen. „Wenn das Geschick, „sagte ihm dieser Wilde ganz stolz, dich in „meine Hände geliefert hätte, so hätte ich „nicht so niedrig gehandelt und dich dem „Gelächter des Pöbels Preis gegeben.“ Dieser Fürst hatte eine vortheilhafte Leibesgestalt und ein edles Ansehn. Ohne alle Erziehung hatte er aus seinem Genie die Kunst zu regieren und Krieg zu führen gelernt. Seine entferntesten Unterthanen verehrten ihn bis auf seinen Namen, und empfiengen zitternd seine Befehle. Einige glaubten, er sey aus Königlichem Geblüte entsprossen; aber seine Indianer versicherten, er wäre aus einer fremden Gegend, sehr weit von Südwest gekommen, und gaben durch ihre Erzählungen zu verstehen, daß er in dem Gebiete der Spanier um Mexiko herum geboren sey. Seine Gefangenschaft und sein Tod hatten die Würkung, die man in Ansehung des Friedens gehoft.

Eine weise Verwaltung machte vollend diesen Frieden dauerhaft, und Virginien blühend: aber das Unglück Karl I. verursachte hier neue Unruhen. Berkeley glaubte ihnen zuvorzukommen, wenn er allen Handel mit England unterbrä-

che.

che. Allein Cromwell, zum Protektor dieses Reichs ernannt, schickte eine mächtige Eskader nach Virginien, und ungeachtet des Widerstands einiger getreuen Unterthanen des Konigs, verleiteten doch viele Räthe, welche ihres Vermögens wegen in Furcht waren, die Kolonie sich in das Joch des Eroberers zu beugen. Berkeley mußte dem Strome folgen: aber die Geschichte ist seinem Gedächtnisse diese Gerechtigkeit schuldig, daß von allen dem Konige unterthänigen Ländern dieses, wovon er Gouverneur war, das letzte gewesen, welches Cromwelln für seinen Herrn erkannt, und das erste, welches das Joch der Tyranney abgeworfen. Karl II. hatte kaum den Thron seiner Väter bestiegen, so belohnte er diesen treuen Unterthan auf die glänzendste Weise, und schickte ihm die Bestätigung seines Gouverneurpostens.

Die Kolonie erhielt neue Kräfte; allein diese Zeit der Glückseligkeit dauerte nicht lange. Das Parlement von England legte Auflagen auf das Getreyde, welches nach Virginien gieng und von da herauskam. Diese Taxe verursachte ein allgemeines Mißvergnügen in der Kolonie: sie foderten Gerechtigkeit vom Gouverneur, der sich nach den aus England erhaltenen Befehlen richten mußte, und sie ihnen nicht geben konnte. Man erregte

Aufruhr, und machte einen jungen Officier, mit Namen Nataniel Bacon, zum Haupte desselben. Er war kühn, lebhaft, unternehmend, und war der Mann, der einen empörischen Pöbel führen mußte. Berkeley, der bisher der Abgott der Kolonie gewesen, war genöthigt, sich in sein Haus einzuschließen und sich darinn zu bevestigen. Nachdem Bacon eine Versammlung in aller Form zusammen berufen, und sich zum General der Kolonie ernennen lassen, übte er eine unumschränkte Gewalt aus. Doch fand sich eine kleine Anzahl rechtschafner Leute, welche es mit dem Gouverneur hielten. Ein grausamer Krieg wollte sich in Virginien entzünden; aber Bacon starb, und seine Anhänger unterwarfen sich. Einer seiner Lieutenants beharrte in seiner Rebellion, und vor Wuth, daß ihn jedermann verließ, legte er selbst zu James-Town Feuer an, und verwandelte die Stadt in einen Schutthaufen. Man verlegte die Gerichte und die allgemeine Versammlung nach Williamsburg, und niemals hat sich James-Town so wieder erholen können, als es vor diesem Brande war.

Nach der Baconschen Empörung setzte der Hof zu London die Regierungsgeschäfte von Virginien in so gute Ordnung, daß es seinen alten Glanz wieder

bekam: und es erhält ihn auch noch bis diese Stunde.

Achter Artikel.

Karolina.

Karolina liegt zwischen den 31ten und 36ten Grad nördlicher Breite. Gegen Morgen grenzt es an das Nordische Meer und nimmt längst der Küste einen Raum von mehr als hundert und funfzig gemeinen Meilen ein: gegen Norden und Nordwest hat es Virginien, gegen Süden und Südwest Georgien. Man theilt es in zwey Theile, in das mitternächtliche und mittägliche Karolina. Diese werden wiederum in Grafschaften getheilt. In Nordkarolina sind deren zwey, **Albermale** und **Clarendon**, im Mittäglichen viere, **Crawen**, **Berkeley**, **Cellitton** und **Carteret**.

Die Grafschaft Albermale

Die Grafschaft Albermale stößt an Virginien, und wird von einem Flusse gleiches Namens benetzt. Diese Grafschaft hatte bey ihrem Ursprunge mehr Pflanzörter, als andere: es versamleten sich anfangs daselbst mehr als dreyhundert Familien: allein der Kanton Ashley schien bequemer und siegte. Der Fluß Albermale hat an seinen beyden Ufern eine Menge Buchten, welche man Flüsse

nennen könnte, wenn ihr Wasser weiter ins Land gienge. Er theilt sich bey der Spitze, welche man Sandy nennt, in zwey Arme, und seine nördliche Spitze wird von einer Nation bewohnt, welche Matoromogs heißt. Zwischen dieser Spitze und dem Fluße Pontego, welcher ihm folgt, findet man das Kap Hatteras.

Clarendon. Von Abermale kömmt man in die Grafschaft Clarendon, wo man an der Mündung des Flusses gleiches Namens das Furchtgebürge (Cap de fear) findet. Die Gegend wird von einer Kolonie de la Barbade bewohnt. Man hält diese Indianer für die wildesten der ganzen Provinz. Man findet alsdann den Fluß Winnian, welcher, ohne so weit und tief zu seyn als der Port-Royal, große Schiffe zu tragen im Stande ist. Es giebt hernach noch einen andern, mit Namen Wingau, welcher einen kleinen Flecken, mit Namen Charles-Town benetzt, ob er gleich sehr klein und von Einwohnern entblößet ist, daß er kaum den Namen eines Dorfs verdient.

Crawen. Von da geht man nach dem südlichen Karolina, welches von dem ersten durch den Fluß Zanti geschieden wird. Die erste Grafschaft, welche sich darstellt, ist Crawen, und wird von Engländern und Franzosen bewohnt. Die letztern haben

eine

eine besondere Niederlassung am Flusse James. Nach dem Zanti trift man den Fluß Sewer an, wo einige Familien von Neuengland sich niedergelassen.

Die zweyte Grafschaft von Südkarolina ist Berkeley. Sie ist nur von der mittäglichen Seite bevölkert, welche von den Flüssen Ashley und Cooper benetzt wird. Gegen Norden hat sie den kleinen Fluß Bowal und an der Küste viele kleine Inseln, welche Hunting-Islands und Sullivant heißen. Zwischen dem Flusse Bowal erhebt sich eine Reihe Gebürge, welche von der Natur des Bodens den Namen Sandhills oder Sandhügel erhalten. Der Fluß Wandow, welcher an die Nordwestlichen Theile dieser Grafschaft fließt, bietet eine Menge guter Pflanzörter an, und verbindet sich mit dem Flusse Cooper, um sich mit demselben bey Charles-Town in den Ashley zu ergießen. Berkeley.

In dieser Grafschaft befindet sich Charles-Town. Sie liegt auf einer Erdzunge zwischen den Flüssen Ashley und Kooper zwischen zwey Buchten. Ihre Lage ist gegen den 32ten Grad vierzig Minuten nördlicher Breite, zwey Meilen vom Meer: es ist der einzige Freyhaven der Provinz. Die Festungswerke bestehn in sechs Bastionen, davon sind drey auf dem Ashley und drey auf dem Charles-Town die Hauptstadt von Karolina.

Cooper, mit einem halben Mond auf jeder Seite. Ein Fort, welches den Fluß Ashley beschützt, macht die Fahrt sehr schwer. Es würde der Lage dieser Stadt nichts fehlen, wenn ihr Hafen Schiffe über zwey hundert Tonnen aufnehmen könnte: alle Gegenden darum sind gleich angenehm und fruchtbar. Man rühmt sehr die Schönheit ihrer Wege. Die Stadt hat viele Straßen und eine Menge schöner Gebäude, unter welchen sich zwölfe bis funfzehn von regelmäßiger Bauart befinden. Die Kirche ist sehr wohl gebaut, nur tadelt man daran, daß sie zu klein für die Menge Einwohner sey, die sich alle Tage noch dazu vermehren. Man findet auch in dieser Stadt eine öffentliche Bibliothek. Die Presbyterianer und Widertäufer haben auch ihre Kirche zu Charles-Town: die Kirche der französischen Presbyterianer macht eine der vorzüglichsten Zierden der Hauptstraße aus. Die Quakerkirche ist in einer der Vorstädte gegen den Fluß Ashley. Man zählt drey hundert und funfzig Familien darinn: aber da die Luft sehr gesund ist, so bringt fast jede Ehe zehn bis zwölf Kinder. Diese Stadt ist die Residenz des Generalstadthalters, und der Sitz der vornehmsten Gerichte. Das ganze benachbarte Land ist mit Pflanzörtern erfüllt, welche eben so viel Flecken ma-

machen. Am Ende dieser Grafschaft findet man eine Stadt mit Namen Dorchester. Ihre Einwohner, welche nicht über drey hundert und funfzig steigen, sind unabhängige Sektirer. Der Fluß Stono, welcher nicht weit davon fließt, scheidet die Grafschaft von Colliton.

Die Ufer der Flüsse der Grafschaft Colliton sind voller Pflanzörter, davon die meisten den Tittel Flecken führen. Unter Charles-Town findet man die Insel Bounty, welche sehr bevölkert ist. Viele Edelleute haben beträchtliche Pflanzörter in dieser Grafschaft. Colliton.

Die Grafschaft Carteret ist gar nicht bewohnt, ob sie gleich für eine der fruchtbarsten der Provinz gehalten wird. Sie wird durch einen großen Fluß mit Namen Cambage benetzt, welcher sich mit dem May verbindet, und bey ihren Mündungen eine Insel mit Namen Edelano macht. Man findet in dem Lande May einen sehr schönen See in einem großen Thale, wo die ersten Engländer, die in Karolina anlandeten, sich niederlassen wollten: aber die Indianer stellten ihnen vor, daß da sie Port-Royal, dem schönsten Hafen von Florida, nahe wären, so wäre gar keine Wahrscheinlichkeit, daß sie hier die Spanier dulden würden. Carteret.

Port-Royal liegt zwanzig Meilen gegen Mittag des Flusses Ashley im 31ten

Grad 45 Minuten nördlicher Breite. Die Einfahrt ist bequem und hat niemals weniger als siebzehn Fuß Wasser selbst am Sande. Sein Becken ist groß, sicher und erstreckt sich in eine schöne und fruchtbare Gegend, die allen andern vorzuziehen ist. Der Fluß, der es bildet, theilt sich durch verschiedene Arme, andern großen Flüssen mit. Er ist nicht mehr als zwey hundert Meilen von St. Augustin, wo die Spanier sich niedergelassen, und sie sind nicht so beträchtlich, daß sie die Engländer so nahe ohne Furcht sehen könnten. Nach Port-Royal findet man den Fluß May, nach welchen San-Matteo, der letzte Kanton von Karolina oder dem englischen Florida, folgt.

§. 1.

Beobachtungen über die Himmelsgegend und die Einwohner in Karolina.

Die Produkte dieses Landstrichs sind gar nichts von den Produkten der vorhergehenden Kolonien verschieden: man bemerkt blos, daß es so guten Reis hervorbringt, als der Levantische ist. Da die Luft von Karolina viel sanfter ist als in den andern von uns erwehnten Ländern,

so wächst und reifet auch alles viel zeitiger.

Die Indianer hieselbst waren wilder als in Virginien: aber die wechselseitigen Kriege und die ansteckenden Krankheiten haben eine große Anzahl davon hingerichtet. Die natürliche Härte derjenigen, die noch sind, benimmt ihnen gar nicht den Geschmack zum Tanze. Als sich ein französischer Tanzmeister in der Grafschaft Crawen niedergelassen, so lernte er ihnen europäische Gegentänze nach der Flöte und Hoboe, und machte dadurch ein beträchtliches Glück.

Vor dreyßig Jahren zählte man kaum zwölf tausend Europäer in Karolina: aber diese Zahl hat sich seit dieser Zeit sehr vermehrt.

Neunter Artikel.

Georgien.

Herrn Bellins Karte von Karolina und Georgien.

Dieses Land liegt zwischen dem zwey und dreyßigsten und vier und dreyßigsten Grad nördlicher Breite und dem 83ten und 87ten der Länge. Es hat Karolina gegen Mittag, von dem es durch den Fluß Savannah geschieden wird; gegen Norden Florida, von dem es auch durch einen schönen und großen Fluß mit Namen Alatamaha geschieden wird; sein Umfang

fang von einem Fluß zum andern bis an die Küste ist hundert und zwanzig Meilen. Von der westlichen Seite, wo es die Apalachischen Gebürge von Luisiana trennen, rechnet man es dreyhundert Meilen.

Es ist die letzte Niederlassung der Engländer in Amerika. Diese, welche sie errichteten, hatten keine andere Absicht, als einer Menge unglücklicher und hülfbedürftiger Bürger einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen, und zugleich England von einer beschwehrlichen Last zu befreyen. Sie luden alle Patrioten zur Unterstützung einer solchen milden Unternehmung ein.

George I. bewilligte ihnen, durch öffentliche Privilegien, den ganzen Strich Landes, den wir eben bezeichnet haben, und welchen sie ihm zu Ehren Georgien hießen. Im Monat August 1732. zeigte der Ritter Heathcore den Directorn der Bank die vornehmsten Gegenstände dieser Bewilligung an, und fügte noch dazu viele andere Vortheile, die England davon hätte, als, die Englischen Kolonien zu verstärken, Englands Handlung zu vermehren, seine Schiffe zu verdoppeln, rohe Seide auf seinem eignen Grund und Boden zu ziehen, welches ihnen jährlich mehr als funfzig tausend Pfund Sterling, die sie dafür nach Italien schicken

müßten,

müßte, ersparen würde. Er legte alsdann eine beträchtliche Summe nieder, um den Grund zur Unternehmung zu legen, und seinem Beyspiele folgten eine große Anzahl Privatleute, aus welchen man zwanzig zur allgemeinen Besorgung wählte. Das Resultat dieser Versammlung war nicht so bald eröffnet, als ganz England zu dieser neuen Einrichtung beyzutragen sich beeiferte, und das Parlement bewilligte tausend Pfund Sterling dazu.

Die für Georgien entstehende Gesellschaft.

Den 6ten November 1732. wurden hundert Personen von beyderley Geschlecht erwählt; aber mit mehrer Sorgfalt und Vorsicht, als man bey dergleichen Unternehmungen gemeiniglich gebraucht. Man schifte sie zu Gravesand ein, versah sie mit Waffen und Kriegsvorrath. Man gab ihnen zum Anführer Herrn Oglethorp, einen einsichtsvollen Mann, welcher die ersten Reisen anordnete, und der ersten Niederlassung vorstund. Die Gesellschaft kam den folgenden Januar zu Karolina an.

Sie nahm Wegweiser an, welche sie Anfangs nach Port-Royal führten. Herr Oglethorp begab sich nach dem Dorfe Beaufont, wo man eiligst Hütten zur Unterbringung seiner Kolonie baute. Während daß man mit dieser Arbeit beschäftigt war, besichtigte er den Fluß Savannah, und erwählte zu seiner Niederlassung

lassung ein sehr schönes Land, zehn Meilen von dessen Mündung. Der Fluß macht da einen halben Mond und die Ufer haben ungefehr vierzig Fuß Höhe in seinem mitternächtlichen Theile. Die oberste Höhe ist sehr gleich und macht eine Ebene, welche fünf bis sechs Meilen in das Land und beynahe bis über den Fluß geht. Den ersten Februar führte er seine Kolonie dahin, und den 18ten war das erste Haus zu Stande. Eine kleine Indianische Nation welche um diese Gegend war, erbot sich zur Unterwerfung, forderte Land das bey der Engländer ihrem war, und bat um Erziehung der Indianischen Kinder in den Englischen Schulen.

Herr Oglethorp gab der neuen Stadt welche er erbaute, den Namen des Flusses, dessen Zierde sie seyn sollte; also bekam die Hauptstadt des Amerikanischen Georgiens den Namen Savannah.

Alle Häupter der verschiedenen in dieser Gegend wohnenden indianischen Stämme verlangten den Herrn Oglethorp zu sehen, und mit ihm Freundschaft zu machen. Er nahm ihr Anerbieten sehr gern an und machte ihnen einen Tag zur Audienz aus. An diesem Tage erschienen acht Indianische Häupter mit ihrem Gefolge, um sich mit dem Englischen General zu unterreden: man führte sie ihm

vor.

vor. Sie setzten sich um ihn herum, und der älteste unter ihnen nahm das Wort. Hier ist der Innhalt seiner Rede: sie wurde durch einen Indianer verdollmetschet, der beyde Sprachen verstand, und zum Ausleger bestellt worden war. „Der „welcher den Engländern den Odem gab, „verwilligte auch eben diese Gnade den „Indianern: aber er gab ihnen nicht eben „die Einsichten, eben die Reichthümer. „Sie sind überzeugt, daß die große Macht, „die im Himmel wohnt, die Engländer „in diese Himmelsgegenden zum Unterricht der Indianer, ihrer Weiber und „Kinder geschickt: in diesem festen Ver„trauen räumen wir ihnen alle unsere „Rechte über die Länder ein, davon wir „keinen Gebrauch machen. Er setzte hin„zu, dieses sey die Meynung der in dieser „Gegend wohnenden acht Stämme, wel„che sich alle vereinigt hätten, um ihre „Häupter mit einem Geschenke abzuschi„cken, das aus den Reichthümern ihres „Lands bestünde.“

Jedes Haupt brachte einen Bund Häute, und legte sie dem Gouverneur zu Füssen. Jedes von ihnen hielt eine Rede beynahe von dem nehmlichen Innhalt, als die eben angeführte ist. Herr Oglethorp ließ jedem von ihnen ein Gewehr und einen Mantel geben. Die, welche in ihrem Gefolge waren, bekamen gröbere

Zeuge

Zeuge und geringere Geschenke. Alsdann schloß man einen Freundschaftsbund 1) Versprachen die Engländer, in die Wohnungen der acht Stämme Waaren zu bringen, und sie da um den Preis, über den sie einkommen würden, zu verkaufen. 2) Versprach man, daß die Wiedererseßung der verlornen Güter, und die Genugthuung für Beleidigungen mit aller Aufrichtigkeit geschehen, und die Schuldigen nach den Englischen Gesetzen gerichtet und bestraft werden sollten. 3) Daß keine Indianische Wohnung vom Handel ausgeschlossen seyn sollte. 4) Daß die Engländer alle Länder besitzen sollten, welche die Indianer unangebaut ließen, doch allezeit unter der Bedingung, daß wenn sie eine neue Niederlassung errichteten, die Absonderung der Ländereyen mit Aufrichtigkeit von den Häuptern beyder Nationen geschehen sollte. 5) Daß die flüchtigen Neger wiedergegeben, und nach einem englischen Dorfe gebracht werden müßten. 6) Daß die acht Stämme angelobten, die Engländer, wie ihre Brüder zu lieben, und keiner andern europäischen Nation in ihrem Lande die Niederlassung zu verstatten.

Von dem ersten Jahre an zählte man in der Kolonie sechs hundert und achtzehn Personen, unter welchen drey hundert und zwanzig Männer, hundert und dreyzehn Wei-

Weiber, hundert und zwey Knaben und drey und achtzig Mädchen waren.

Herr Oglethorp gieng 1734. mit sechs Indianischen Königen nach England zurück. Man ließ ihnen Kleider machen, ehe sie dem König vorgestellt wurden. Einer von Ihnen reichte Seiner Brittannischen Majestät Adlerfedern, welches nach der Barbaren Gebrauche das allerehrerbietigste Geschenk ist. Er hielt dem Könige eine Rede ungefehr von folgendem Innhalte: „An diesem Tage sehe ich die „Majestät deines Antlitzes, die Größe dei„nes Hauses, und die Menge deiner Un„terthanen. Ich bin in Namen der gan„zen Nation gekommen, die Freundschaft „zu erneuern, welche sie mit den Engländern eingegangen. Ob ich gleich um „meines Alters willen nicht selbst werde „die Früchte meiner Reise einernten kön„nen, so bin ich doch zum Besten aller „Indianer der hohen und niedrigen Buch„ten gekommen, um für sie den Unterricht „in allen Kenntnissen der Engländer zu „erbitten. Dieses sind Federn des Ad„lers, des thätigsten Vogels unter allen „Vögeln, der stets um unsere Nationen „flieat; diese Federn sind ein Zeichen des „Friedens in unserm Vaterlande, und „wir haben sie dir, großer König, als ein „Zeichen eines ewigen Friedens mitge„bracht. Ich werde meiner Nation alle

„Worte getreulich nachsagen, die aus „deinem Munde gehen werden.“

Ein Indianer starb zu London an den Blattern, man begrub ihn auf den Kirchhof nach der Weise seines Lands, das heißt, der Leichnam ward in zwey Stücke Stoffe eingewickelt, zwischen zwey mit einem Stricke gebundenen Bretern gelegt, mit ihm in das Grab seine Kleider, eine große Menge Glas und einige Stücken Geld geworfen. Alle Indianer hatten überhaupt viel Vergnügen an den Zeitverkürzungen, die man ihnen machte: sie giengen an den Bord des Schifs **le Prince de Galles**, in welches sich eine beträchtliche Anzahl Salzburger Protestanten einschifte, welche in Georgien eine neue Niederlassung errichteten. Im Jahre 1736 kamen hundert und funfzig Bergschotten in dieser Provinz an, und bauten das Fort am Ufer des Alatamaha, zwölf Meilen vom Meer. Wenige Zeit darauf kamen drey hundert Engländer zu Savannah an, und vermehrten die Stärke der Kolonie.

In eben dem Jahre sammlete Peter Pury, aus Neuchatel in der Schweiz, welcher Direktor der indischen Gesellschaft in Frankreich gewesen, eine große Anzahl seiner Landesleute, bat den Gouverneur von England um die Freyheit, sich in Georgien mit ihnen niederlassen zu dürfen.

Er

Er erhielt seine Bitte sehr leicht, kam in Georgien an, und baute daselbst eine Stadt vier und zwanzig Meilen von der englischen. Herr Oglethorp, welchem der Hof die Besorgung aller dieser Niederlassungen anvertrauet, betrug sich mit so vieler Klugheit and Weisheit, daß das amerikanische Georgien von den Europäern in weniger als anderthalb Jahren bevolkert war. Von allen Seiten sah man Dörfer und Pflanzörter mit wohlgebauten Gärten und eine reiche Erndte versprechenden Feldern umgeben.

Herr Oglethorp kam in sein Vaterland zurück, um einer Ruhe zu genießen, nach welcher man stets seufzt, wenn man Arbeit und Strapatzen in einer langen Reihe von Jahren ausgehalten. Seine Abwesenheit bewieß, daß ein einziger Mensch hinreichend sey, das Glück eines Lands zu machen. Nach seiner Abreise hemmte sich die Glückseligkeit Georgiens. Er hatte stets sorgfältig ein gutes Verständniß zwischen den Engländern und Spaniern unterhalten: nun erhuben sich unter diesen beyden Nationen Zwistigkeiten, die den verdrüßlichsten Ausgang hatten. Die Engländer begiengen die Unklugheit, die spanische Kolonie St. Augustin anzugreifen, und wurden mit Verlust zurückgetrieben. Die Spanier begnügten sich nicht an ihrer bloßen Ver-

theidigung: sie thaten auch einen Einfall in Neugeorgien, und hatten daselbst mehr Glück als die Engländer wider sie gehabt. Die Engländer erklärten Spanien den Krieg, und machten eine furchtbare Kriegszurüstung: die Spanier versäumten von ihrer Seite auch nichts zu ihrer Vertheidigung: man verlor auf beyden Seiten viel Volk. Doch das umständliche davon gehört nicht zu unserm Vorwurf.

§. 1.

Allgemeine Beobachtungen über die englischen Kolonien auf dem festen Lande in Amerika.

Ulloa, historische Reise von Südamerika.

Die Küsten und das Innere des Landes mehr als hundert Meilen vom Meere, sind in den Gegenden, welche die Engländer bewohnen, gleichmäßig bevölkert. Man findet allenthalben Städte, Flecken, Dörfer und Landhäuser. Alles ist urbar gemacht, besäet und fruchtbar. Diese arbeitsame Nation ist unermüdet fleißig, und zwingt aus der Erde einen beständigen Reichthum; anstatt daß die andern Einwohner dieser Gegenden sich auf die natürliche Fruchtbarkeit verlassen.

Durch den Zusammenfluß so vieler Völker, welche die englischen Kolonien

des

des festen Lands enthalten, werden ihre Wohnungen so volkreich, daß sie ein wahres Königreich ausmachen. Die Verschiedenheit dieses Ursprungs hindert alle diese Einwohner gar nicht, in vollkommner Eintracht unter einerley Gesetzen zu leben. Alle Religionen werden da geduldet, ausgenommen die römisch-katholische.

Dieses Land hat vornehmlich an Schifholze besonders großen Ueberfluß; daher baut man auch daraus in allen Häfen eine sehr beträchtliche Anzahl Schiffe. Doch ist man überzeugt, daß dieses Holz nicht von der besten Beschaffenheit sey, und die Schiffe davon nicht über acht bis neun Jahre dauern. Aus diesem Grunde wird es nur zu kleinen Fahrzeugen gebraucht.

Die Völker, welche diese Gegenden bewohnen, sind einem Fürsten nur in so weit unterworfen, als ihnen seine Gesetze gefallen. Ein Stadthalter wird von allen Einwohnern nur für einen Mitbürger angesehn, dem die allgemeine Sicherheit und das öffentliche Wohl anvertrauet ist. Zu seiner und der Richter Unterhaltung legen sie sich die Taxen selbst auf, und sind gar keiner Auflage unterworfen. Um Behauptung dieses Freyheitsgenusses leiden sie weder befestigte Oerter noch Besatzungstruppen. Alle diese Provin-

zen können als eine Art Republik angesehn werden, welche zum Theil noch den politischen Gesetzen Englands folgt, zum Theil aber diejenigen, welche ihrer Freyheit entgegen zu seyn scheinen, verbessert und abschafft. Die Flecken und Dörfer sind ihre einzigen Festungen und ihre Einwohner die Besatzung. Sie leben in einer so großen Einigkeit, daß man sie für Kinder eines einzigen Vaters halten sollte. Die Großen und Reichen unterscheiden sich nicht durch Stolz und Schwelgerey. Selbst die Religionsverschiedenheit zwischen fünf bis sechs Sekten macht keine Spaltung. Die Verschiedenheit der Nationen stört nie die Regierungsruhe. Eine sowohl geordnete Gesellschaft muß also nothwendig von Tag zu Tag zunehmen und gedeihen. Die jungen Leute verheyrathen sich daselbst, so bald sie das männliche Alter erreicht, weil sie ihren Unterhalt sehr leicht verdienen können. Das Land ist genug groß und fruchtbar, um die neuen Familien zu unterstützen.

Geld der englischen Kolonien in Amerika.

Es ist merkwürdig, daß in einer so blühenden Kolonie kein Geld von Metall gäng und gebe ist; nur Papier mit der ordentlichen Form der Münze läuft um. Jedes Stück besteht aus zwey runden über einander geklebten Blättern, und auf jeder Seite ist das ihm zuständige Gepräge. Es giebt deren von allen Arten.

Mit

Mit diesen Sorten nun treibt man den innern Handel. Da sich das Papier abnutzt und verdirbt, so hat jede Provinz ihren Münzhof, wo dergleichen Papiere zubereitet werden. Außer dieser allgemeinen Münzstädte, giebt es noch besondere Austheilungshäuser. Dahin bringt man die zu schmutzigen und abgenutzten Stücke. Die dazu bestellten Bedienten geben so viel neue, als man ihnen alte einliefert. Sie würden durch das geringste Mißtrauen verunehrt werden, und man hat auch kein Beyspiel, daß sie hierinn straffällig geworden. Man schreibt die Ursache den Maximen der Quaker zu, welchen die ersten Einrichtungen der Betreibung, der Austheilung und Prägung der Münzen in allen Provinzen, wo sie sich niederließen, überlassen wurden. Man weiß, was diese Sektirer für strenge Beobachtet der natürlichen Gesetze sind. Ihr guter Name hat sich dergestalt darinn befestigt, daß das englische Parlement geordnet, ein Wort eines Quakers solle die Stärke eines feyerlichen Eids haben: dieses nehmlichen Vorzugs genießen sie auch in den amerikanischen Kolonien.

Gerichtshof.

Die Führung der Gerechtigkeit war in den ersten Niederlassungen der Engländer Muster des Rechts und der Billigkeit. Man ließ da nicht diejenigen Formalitäten zu, welche in allen europäi-

schen Ländern die Processe gleich schwer und verderblich machen. Ein Gerichte erkannte über alle bürgerliche und geistliche Sachen, und die verwickelteste Sache war in wenigen Tagen sammt der Appellation an die allgemeine Versammlung geendet, welche allen möglichen Fleiß anwendete sie zu beschleßen. Diese Ordnung erhielt sich so lange, daß 1688. Milord Colepepper, einer der weisesten Gouverneurs von Virginien, die einfache und leichte Art bewunderte, an welche man sich bisher gewöhnt, und nur einige eingeschlichene Neuerungen zu unterdrücken beschäftigt war. Trotz dieser Vorsicht drang die Chikane ein, und die Sachen werden jetzt in zwey Gerichten entschieden, als dem Gericht der Grafschaften, oder dem Privatgerichte, aus einem Sheriff und seinen Untergeordneten bestehend, und dem Obergericht, welches der Gouverneur und sein Rath ausmacht. Dieses letzte, von welchem alle übrige abhangen, ist, ausser einiger Einschränkung, unumschränkt. In bürgerlichen Sachen, wenn die Forderung über drey hundert Pfund Sterling steigt, kann man von dessen Urtheile an den König appelliren, welcher zur letzten Entscheidung eine Commission erwählt, die man die Appellationsherren heißt. In peinlichen Sachen appellirt man von diesem Obergericht nicht;

aber

aber der Gouverneur hat das Recht, für alle Verbrechen Gnade zu ertheilen, ausgenommen der Staatsverrätherey und des freywilligen Mords. In diesen beyden Fällen kann er nur, was die Engländer **Retrieve** nennen, das heißt, einen Aufschub zugestehn, welcher gewöhnlich bis zur eingeholten Entscheidung des Königs dauert. Dieses Gericht wird nur des Jahrs zweymal gehalten, nehmlich den 15 Aprill und den 14 Oktober und jede Sitzung dauert nur 18 Tage.

Religion.

Fast alle englische Kolonien in Amerika bekennen die durch die Gesetze eingeführte Religion, das ist die englische, und ob gleich Gewissensfreyheit alle diejenigen haben, die sich den Auflagen der Pfarren unterwerfen wollen, so giebt es doch wenig nicht conformistische Zusammenkünfte. Man nimmt da keinen Prediger auf, der nicht von einem englischen Bischof ordinirt worden. Alle geflüchtete Franzosen, welche der König Wilhelm auf seine Kosten dahin schickte, mußten ein Certifikat des Gouverneurs nehmen.

Für die Bedienten gesetzte Ordnung.

In den englischen Kolonien unterscheidet man die Dienstboten in beständige und zeitige. Die Neger und ihre Nachkommen gehören zur ersten Klasse. Die übrigen Dienstboten dienen nur eine gewisse Anzahl Jahre, zufolge ihres Kon-

trakts oder des Gesetzes, welches ihnen statt eines Kontrakts ist. Kraft dessen sollen die Dienstboten, welche sich unter neunzehn Jahren vermieten, dem Hofe vorgestellt werden, damit er ihr Alter bestimme und sie angehalten werden, vier und zwanzig Jahr zu dienen; allein wenn sie älter sind, soll ihr Dienst nur fünf Jahre dauern.

Die Dienstboten beyderley Geschlechts werden zu eben den Arbeiten gebraucht: sie bearbeiten das Feld, säen Korn und und pflanzen Taback. Ihr Unterschied bestehet in der Narung und Kleidung; aber des einen und des andern Arbeit ist nicht mühsamer, als des Herrn seine, der die schwerste Ackerarbeit, so gut wie sie, über sich nimmt. Mit Unrecht wirft man den amerikanischen Engländern vor, daß sie ihre Sklaven harte halten. Es giebt in Europa Dienstboten, die viel härter, als diese Sklaven gehalten werden: selbst die Gerechtigkeit schützet sie.

Die Gerichte müssen ihre Klagen umsonst annehmen: wenn aber der Herr Unrecht hat, so muß er die Kosten ersetzen. Alle Friedensrichter sind bevollmächtigt ihre Klagen anzunehmen, und dem Uebel bis zu den ersten Sitzungen des Provinzraths vorzubeugen, wo dergleichen Sachen ohne Appellation geendiget werden. Die Herren werden von diesem Gerichte bestraft,

wenn

wenn sie ihrem Gesinde nicht gesunde Speisen, gute Kleidungen und bequeme Wohnungen verschaffen. Sie müssen sich in demselben auf die Klage eines Dienstbothen stellen, und sind bis zu Ausgang der Sache seines Diensts heraubt. Die Klagen der Bedienten müssen zu allen Zeiten von den Friedensrichtern und bey jeder Gerichtssitzung angenommen und ihre Beschwerden ohne Rücksicht auf gesetzliche Formalitäten untersucht werden. Wenn ein Herr wagt, Aufschub zu machen, oder sich nicht stellen will, so hat das Gericht die Macht, den Bedienten wegzunehmen, um ihn auf seine Kosten bewahren, oder ihn für den gangbaren Preis verkaufen zu lassen, der ihm nach Abzug aller Kosten zugestellt wird. Wenn man mit einem freyen Bedienten einen Miethkontrakt gemacht, so kann man ohne Genehmigung eines Friedensrichters keinen neuen eingehen. Die Bedienten können selbst über das Geld gebieten, welches sie aus einer andern Hand, als ihres Herrn ihrer erhalten. Wenn ein Herr so grausam ist und seinen kranken oder in seinem Dienste schwach gewordenen Dienstboten übel behandelt, so müssen die Kirchenvorsteher der Pfarre den Bedienten in ein anderes Haus bringen lassen, um daselbst auf die Kosten des Herrn bis zu Ende seines Kontrakts ernährt

nährt zu werden, nach Verfluß deſſelben wird der Lohn durch die Pfarre bezahlt. Jeder Bediente erhält von ſeinem Herrn nach Endigung ſeiner Zeit funfzehn Schelfel Korn, welches hinlänglich iſt, ihn ein ganzes Jahr zu erhalten, und zwey vollſtändige, eine tuchne und eine leinwandne Kleidung. Alsdenn iſt der Bediente frey, tritt in die Rechte eines Bürgers, und kann dreyßig Acker Lands zum Anbau nehmen.

Hexengeſchichte der engliſchen Kolonien.

Bey ſo weiſen Geſetzen ſollte man kaum glauben, daß der Aberglaube in dieſem Lande eingeriſſen wäre: aber er iſt zu einem ſo ſchrecklich hohen Grad geſtiegen, daß wir uns verpflichtet halten, hiervon einige beſondere Umſtände anzuführen.

1691. eröfnete ein Salemſcher Prediger eine lächerliche und zugleich tragiſche Scene. Er erklärte, daß ſeine Tochter und Muhme, beyde 12 Jahr alt, Hexen wären, und ſchob die Schuld davon auf eine in ſeinem Dienſte ſtehende indianiſche Frau, Namens Tomba. Man peitſchte dieſe Frau ſehr hart, um von ihr ein Geſtändniß zu erhalten. Vor großen Schmerzen geſtand ſie ſich für eine Hexe. Man ſperrte ſie auf Befehl der Obrigkeit in ein Gefängniß, worinn ſie lange blieb. Man ſchämte ſich endlich, in Ketten eine unglückliche gelegt zu haben, ge-

gen

gen die man doch nur Verdacht gehabt: man ließ sie los, aber man verkaufte sie und wendete den aus ihr gelößten Preis zu Bezahlung der Kosten ihrer Arretirung. Der General Gouverneur hätte dergleichen Ungerechtigkeit hemmen können; aber er begieng die Schwachheit, sein Ansehn dabey nicht zu verwenden, und über eine solche Begebenheit die Augen zuzudrücken.

Sie gerieth in Vergessenheit, als im August des folgenden Jahrs George Burrough, Prediger zu Falmouth in der Grafschaft Maine angeklagt wurde, eine Frau Namens Marie Wolkar und viele andere Personen behext zu haben. Man machte ihm den Proceß in aller Form, und sechs Weiber sagten wider ihn aus. Ihre Aussagen beleidigen den gesunden Menschenverstand; aber der unglückliche Prediger wurde dem ohngeachtet zum Galgen verdammt. Eben diese Weiber stellten eine dergleichen Anklage gegen eine Engländerinn dieses Orts an, die auch eben diese Strafe erhielt. Acht und zwanzig Personen wurden auf solche Art das Opfer der Ungerechtigkeit und Barbarey. Unter diesen zählt man auch eine fromme und ehrwürdige Frau, mit Namen Rebecca Nurse. Sie hatte bisher eines guten Leumunds genossen, und ihn durch ihre großen Beyspiele der Tugend verdient. Da sie sah, daß sie

Histoire des Voyages, T. XV.

ange-

angeklagt war, und bey ihren Richtern gar keine Neigung fand, den gesunden Menschenverstand und die Wahrheit zu hören, so faßte sie den Entschluß, sich zum Tode zu bereiten, und ihn mit aller Verleugnung anzunehmen, und ihr Leiden dem Ewigen darzubringen. Man konnte, nicht ohne Entsetzen, das der Barbarey geweihte unschuldige Opfer sehen. Ihre wegen gleiches Verbrechens ohne alles Verhör verurtheilte Schwester überreichte den Richtern eine Schrift, die sie hätte völlig beschämen sollen. Sie ist so sonderbar, daß sie der Leser mit Vergnügen lesen wird: Hier ist die Uebersetzung davon. „Ihre unterthänige und „unglückliche Supplikantinn erkennet ihre „eigne Unschuld; sie sieht die niedrige „Spitzfündigkeit ihrer Ankläger, und „kann nichts anders, als günstig von denen urtheilen, die sich in dem Falle befinden, über den sie selbst seufzt. Ich „bin seit einem Monate der nehmlichen „Anklage wegen, warum ich mir heute „Ihr Urtheil zuziehe, gefangen gesetzt und „durch viele Personen, die mich angeklagt, „losgesprochen worden. Zwey Tage darauf haben sie es aufs neue für gut befunden, mich wiederum in Verhaft zu „bringen, und nun sehe ich mich heute gar „zum Tode verdammt. Der Himmel „kannte damals meine Unschuld; er kennt

„sie

„sie auch heute nicht weniger; und sie „wird auch an jenem großen Tage im An„gesicht der Menschen und Engel erkannt „werden. Ich bitte nicht um das Leben; „ich sehe, mein Tod ist beschlossen, und „die Zeit ist gekommen: aber ich wünsche, „und Gott kennt meine Absicht, daß er „ein Ende des unschuldigen Blutvergie„ßens mache, welches fortgesetzt wird, wenn „die Sachen nicht eine andere Richtung „nehmen. Ob ich gleich überzeugt bin, „daß sie alle ihre Kräfte zu Entdeckung „der Wahrheit anwenden, und daß Sie, „um die ganze Welt nicht, Ihre Hände „in unschuldiges Blut tauchen wollen, „so versichert mich doch das Zeugniß mei„nes eignen Gewissens, daß sie die un„glücklichsten aller Irrthümer hegen. Die „unendliche Macht des Himmels möge „Ihnen die Augen eröfnen! Erlauben „Sie nur, daß ich Sie demüthigst bitten „darf, einige dieser unglücklichen Beklag„ten näher zu prüfen, die sich aus Schwach„heit des Verstands oder andern Ursa„chen straffällig erklären müssen. Sie „werden sehn, daß sie getäuscht sind, oder „daß sich diese Elenden selbst täuschen: „wenigstens bin ich gewiß, daß man es „in jener Welt sehen wird, wohin ich zu „gehen bereit bin. Ich zweifle noch gar „nicht, daß sich nicht in ihren Begriffen „eine große Veränderung zutragen könne.

„Man

„Man klagt mich und andere an, daß ich „mit dem Geist des Verderbens einen „Bund gemacht: wir können kein Ver„brechen gestehn, dessen wir nicht schul„dig sind. Ich weiß, man klagt mich un„gerecht an, und ich schließe daraus, daß „andern nicht weniger Unrecht geschieht. „Gott, ich wiederhole es, Gott, der in „das Innerste der Menschenherzen sieht, „und vor dessen Richterstuhl ich nun er„scheinen werde, ist mein Zeuge, daß ich „von dem nichts weiß, nichts ver„stehe, was die Hexereyen be„trifft. Wie könnte ich mich selbst belü„gen, und meine Seele seiner ewigen „Rache übergeben. Ich beschwöre sie, „verwerfen Sie nicht die fußfällige Bitte „eines unglücklichen unschuldigen Opfers, „welches an dem letzten Augenblick seines „Lebens ist.“

Diese Schrift, so rührend sie auch ist, that doch auf den Beistand der Richter keinen Eindruck. Die unglückliche Frau, welche **Marie Egly** hieß, nahm von ihrem Mann, ihren Kindern und ihren Freunden mit der größten Standhaftigkeit Abschied, und ließ sich zum Richtplatz mit einer Größe der Seele führen, welche Bewunderung erregte, und alle diejenigen rührte, die Zeugen dieses unglücklichen Schauspiels waren. Alle die Unglücklichen, welche der Hexerey wegen hin-

hingerichtet wurden, baten den Himmel, daß ihr Blut auf ihre Ankläger und Richter fallen möchte.

Der Gouverneur that endlich die Augen auf, und hemmte den Lauf dieser Grausamkeiten. Diese Veränderung rettete das Leben von mehr als hundert und funfzig Personen, welche aus diesem Grunde im Gefängnisse lagen. Was unglaublich scheinen wird, ist, daß, da die Richter zu solchem himmelschreyenden Verfahren ihr Amt nicht mehr mißbrauchen wollten, sie solches niederlegen und die Kolonien verlassen mußten, um sich der Wuth des Pöbels zu entreissen. Man berufte endlich eine allgemeine Versammlung, welche ausdrücklich verbot, eine Hexenanklage zu hören, und die Ruhe ward wieder hergestellt.

§. 2.

Sitten und Religion der Indianer, welche die eben beschriebenen Gegenden bewohnen.

Die Indianer, welche in den eben beschriebenen verschiedenen Gegenden wohnen, sind überhaupt von der größten Leibesgestalt, wohl proportionirt und gehn sehr gerade: alle haben fast wohlgestalte

Arme und Beine. Man sieht nicht die geringste Unvollkommenheit an ihrem Körper; niemals bemerkt man bey ihnen Zwerge, Bucklichte und Ungestalte. Die Weiber begeben sich allein in Wald, um da niederzukommen, und sie sollen die Grausamkeit haben, so gleich diejenigen einzugraben, welche mit einem Fehler kommen.

Die Männer und die Weiber haben eine kastanienbraune Haut: sie ist sehr weiß, wenn sie in der Kindheit sind; allein die Hitze der Sonne und das Fett, womit sie sich den Leib beschmieren, macht sie nach und nach dunkelbrauner. Ihre Haare sind ganz und gar schwarz. Ihre Augen sind auch sehr schwarz, und ihr Blick ein wenig schielend. Die Weiber sind groß, wohlgestaltet, haben regelmäßige Gesichtszüge und würden vollkommen schön seyn, wenn sie eine schöne Farbe hätten.

Die Männer verschneiden sich die Haare auf verschiedene Art und reißen sich den Bart mit einer Muschelschale aus: die angesehensten haben einen langen Zopf hinten vom Kopfe hengen. Die Häupter und ihre Frauen erscheinen niemals öffentlich, ohne auf dem Kopfe eine Art Krone zu haben, die fünf bis sechs Zoll breit, oben offen und aus Muscheln und Beeren zusammengesetzt ist, welche verschied-

schiedne Figuren durch Vermischung der Züge und Farben machen. Sie tragen auch manchmal ein Stück gefärbten Futters. Die gemeinen Indianer gehn stets mit bloßem Haupte; aber sie zieren es auch, doch ohne eine andere Regel, als ihren Eigensinn, mit bunten Federn. Die Kleidung ihrer Häupter ist eine Art Mantel, worein sie sehr nachläßig den Leib wickeln, und den sie manchmal mit einem Gürtel um den Lenden binden. Sie bedecken ihn von Schultern bis an die Kniekehle. Unter diesem Mantel haben sie ein Stück Zeug oder ein kleines Fell, welches unter dem Leibe angebunden ist und bis an das dicke Bein geht. Der gemeine Mann hat nur eine Schnure um die Lenden, und läßt zwischen den dicken Beinen ein zeugnes oder leinenes Band hängen, dessen jedes Ende mit der Schnure von vornen und hinten gehalten wird.

Die, welche Schuh tragen, machen sie aus Gemsenfell, und legen ein zweytes Stück darunter, das die Sohle ausmacht. Sie werden über dem Fuße mit Schnuren zugezogen, wie man eine Borse zumacht, und um den Knöchel sind die Schnuren mit Knoten versehn.

Regierung.

Die Indianer dieser Distrikte machen unter sich Gemeinheiten aus, welche manchmal aus fünf hundert Familien

bestehn, die in einem Flecken beysammen sind. Jeder davon bildet ein Königreich, und die Macht des erwählten Haupts davon erstreckt sich nicht weiter, es wäre denn, daß er einen andern Flecken dazu eroberte: alsdann befiehlt er in dieser zweyten Gemeinheit mit eben so vieler Gewalt, als in der ersten. Er setzt einen Vicekönig ein, welcher seine Befehle erhält, ihm Tribut bezahlt, und in Krieg folgt.

Häuser. Die Häuser der Indianer werden mit wenigen Kosten gebaut. Sie hauen junge Bäume um, senken das dicke Ende des Stamms in die Erde, biegen das Oberste zurück und fügen eines an das andere mit Baumrinden. Man läßt darinn kleine Oefnungen, wodurch das Licht hineinfällt, und welche im schlechten Wetter zugestopft werden. Die kleinsten haben die Gestalt eines Bienenkorbs; aber die größten sind länglicht. Alle sind mit Baumrinden bedeckt. Der Heerd ist stets in der Mitte der Hütte. Die Einwohner verschließen gemeiniglich nur ihre Thüre mit einer Matte; allein wenn sie eine lange Reise unternehmen, so verriegeln sie dieselbe mit einem starken Baumstamm. Jedes Haus hat nur eine Kammer, wo die ganze Familie schläft: die Betten sind von Rohr und Aesten, auf Gabeln von der Erde etwas erhöht,

und

und mit Matten und Häuten bedeckt. Sie sind um die Mauer herumgestellt. Im Winter schlafen sie auf Pelzwerk, das um das Feuer herum gelegt wird. Wenn sie reisen, bedienen sie sich keiner Hamacken, liegen auf dem Grase, und haben nur die Vorsicht, sich einen Baum auszusuchen, welcher sie vor dem übeln Wetter bewahrt. Die Befestigung ihrer Flecken besteht allein in einer Pallisade, von zehn bis zwölf Fuß in der Höhe. Sie machen die Pfähle dreyfach, wenn sie glauben, von einiger Gefahr bedroht zu seyn: aber in Friedenszeiten verabsäumen sie diese Vertheidigung, ausser vor der Hütte des Königs, welche zu aller Zeit mit einer Pallisade umgeben ist und in deren Mittelsten eine Anzahl Gebäude sind, welche alle Einwohner des Fleckens im Falle eines Ueberfalls beherbergen können.

Religion.

Die Religion der Indianer, welche die englischen Kolonien bewohnen, ist von derjenigen, die die Kanadischen Einwohner haben, sehr wenig unterschieden. Sie glauben, daß es einen Schöpfer aller Dinge giebt, aber daß er die Menschen sich selbst überläßt und ihnen die Freyheit giebt, die Güter, die er ihnen verschafft, zu geniessen, und sagen, es sey unnütz, ihn zu fürchten und anzubeten. Sie sind zugleich überzeugt, daß ein böser Geist existirt,

welcher unaufhörlich beschäftigt ist, ihnen Boies anzuthun, und sie der Güter zu berauben, die ihnen der Schöpfer verliehen. Sie haben Tempel, die eben so plump gebauet sind als ihre Hütten, in welchen ein Abgott steht, dem sie Opfer bringen. Man glaubt, dieser Abgott stelle den bösen Geist vor, welchen sie durch ihre Opfer besänftigen wollen.

Da diese Barbaren gar keine Art von Unterricht erhalten, so sind sie allem Aberglauben, der die Unwissenheit begleitet, ausgesetzt: sie sind von der Möglichkeit der Zauberey so sehr überführt, daß die überzeugendste Vernunft sie nicht aus dem Irrthum bringen kann. Viele Reisende erzählen bey dieser Gelegenheit viele beweisende Thatsachen: aber sie sind so abgeschmackt, daß mir die Ehrfurcht für das Publikum sie nicht zu erzählen erlaubt.

Man versichert, diese Barbaren opferten zuweilen Kinder: aber sie räumen es nicht ein; und wenn man diese unschuldigen Opfer verschwunden sieht, so sagen sie, ihre Eltern hätten sie der Gesellschaft entzogen, um sie ihr Gewerbe zu lehren. Man findet im Smith die Erzählung eines solchen Opfers.

„Man bemalte, sagt er, funfzehn „wohlgestalte Knaben weiß, welche nicht „mehr als 12 bis funfzehn Jahre hatten.

„Das

„Das Volk verbrachte einen Morgen „um sie herum mit Singen und Tanzen „und die Klappern in der Hand. Man „stellte sie den Nachmittag unter einen „Baum, und machte bey ihnen einen „Kreis von Soldaten, die mit kleinen, „wie Bündel gebundenen Rohren bewaf„net waren. Fünf junge Leute nahmen „wechselsweise eines dieser Opfer, führ„ten es um den Kreis, den die Krieger „machten, und bewahrten es, so sehr als „sie konnten, selbst mit vieler Gefahr, vor „den Stockschlägen, die man auf sie re„gnen ließ. Während dieser grausamen „Uebung vergossen die bey Seite gegan„genen Mütter dieser unglücklichen Kin„der Ströme Thränen, und bereiteten „Mooß, Felle, und trocken Holz zu dem „Leichenbegängniß ihrer Kinder. Nach „Endigung dieses grausamen Auftritts, „hieb man den Baum ab, zerhackte den „Stamm und die Aeste, um Kränze dar„aus zu machen, womit die Opfer gekrönt „werden sollten und schmückte ihre Haare „mit den Blättern.“ Der Schriftsteller, aus dem diese Erzählung genommen, sagt, er wisse nicht, was für ein Schicksal diese unglücklichen Kinder gehabt hätten; aber er habe sie alle auf einander in einen Thal werfen gesehen, als wenn sie todt gewesen wären, und die ganze Versammlung habe ein Fest angestellt.

Die gewöhnlichen Opfer, welche diese Indier ihren Abgöttern machen, sind Pelze, Fett, das beste Flügelwerk, das ihnen die Jagd giebt, Früchte und Taback, dessen Rauch ihnen statt des Weirauchs dient. Ihre Feste werden nach den Jahrszeiten geordnet. Sie feyern eines bey der Ankunft ihrer wilden Vögel, ein anders zur Jagdzeit, ein drittes, wenn die Früchte reif sind; aber das feyerlichste ist zur Erntenzeit.

Sie zählen nach Einheiten, Zehenden und Hunderten. Die Jahre berechnen sie nach den Wintern. Sie machen davon fünf Abtheilungen. Die erste ist, wenn die Bäume blühen; die zweyte, wenn die Aehren sich bilden und zum Braten gut sind. Der Sommer ist die Erntezeit, der Herbst der Abfall der Blätter, und der Winter die Zeit der Kälte und des Regens. Ihre Monate theilen sie nach dem Mond ein, und benennen sie nach den Sachen, welche in dieser Zeit sind, als der Mond der Hirsche, der Mond des Korns, der erste und zweyte Mond des Winters. Anstatt den Tag in Stunden einzutheilen, machen sie drey Theile, welche sie das Aufgehn, das Steigen, und das Untergehn der Sonne nennen. Ihre Register sind Knoten, die sie an Schnuren machen, oder in Holz geschnittene Kerben.

Sie

Sie pflanzen in geheiligten, oder für ihre Nation berühmten Oertern hölzerne Pfähler, auf denen oben Menschenköpfe vorgestellt werden, und um welche sie zu gewissen Tagen tanzen. Oft errichten sie Pyramiden oder steinerne Säulen, welche sie bemalen und auszieren, um ihnen alsdenn eine Art Gottesdienst, als dem Sinnbilde der Ewigkeit des höchsten Wesens, zu bezeugen, ob sie es gleich nicht, wie wir schon oben gesagt, unmittelbar anbeten. Ihre Hütten sind voller Steinhaufen, die sie zu eben dem Bewegarund aufheben. Sie verehren auch die Flüsse und Quellen, weil ihr beständiger Lauf die Ewigkeit Gottes vorstellt. Sie bauen Altäre um die geringste Kleinigkeit. Sie hegen große Ehrfurcht vor einem kleinen Waldvogel, welcher ein weinerliches Geschrey macht, stets allein ist, und nur bey Eintritt der Nacht sich zeigt, weil sie glauben, es sey die Seele eines ihrer Fürsten.

Begräbniß ihrer Könige.

Diese Barbaren erhalten die Leichname ihrer Könige sehr lange. Sie schneiden daher die Haut längst des Rückens auf, und ziehn sie mit so großer Geschicklichkeit ab, daß sie nirgends den geringsten Ritz bekömmt. Sie lösen dann das Fleisch von den Knochen, ohne die Nerven zu verletzen, damit alle Gelenke ganz bleiben. Nachdem man die Knochen an

der Sonne trocknen lassen, bereitet man die Haut mit Oel zu, wodurch sie feucht bleibt, und vor der Verwesung sicher ist. Sind die Knochen trocken, so legt man sie darüber, und füllt die Zwischenräume mit sehr feinem Sande, und näht sie sehr geschickt wiederum zusammen. Alsdann scheint der Leichnam so ganz, als wenn er nie ausgenommen worden wäre: man trägt ihn in ein dazu bestimmtes Gewölbe: man legt ihn auf ein mit Matten bedecktes und ein wenig von der Erde erhabenes Gerüste, und bedeckt ihn zugleich mit einer Matte. Zu den Füssen des Körpers legt man in einen sehr wohlgeflochtenen Korb das ihm ausgenommene Fleisch, welches man sorgfältig an der Sonne trocknen lassen. Man findet bey den alten Nationen Gewölbe, wo eine sehr große Menge von ausgebreiteten Körpern sich befindet. Gemeiniglich hat ein Abgott und ein Priester die Besorgung der Leichname und die Unterhaltung des Altars.

Geld. Vor der Ankunft der Engländer in diesem Lande hatten die Indianer eine Art Geld, welches ihnen zum Putze und zum Handel diente. Es waren Arten von angereihten Muscheln, die sie Peack, Runtis und Roenokes nannten. Die Peacks waren verschiedne polierte und cylindrisch geformte Theile von eben diesen Mu-

Muscheln, die unsern kleinen gläsernen Röhrchen ziemlich gleichen, nur daß sie nicht so durchscheinend und zerbrechbar waren. Es gab deren braune und weisse. Ihre Länge war das Drittel eines Zolls, und der Diameter hatte ungefehr drey Linien. Die Runtis waren oval, und wie die Peacks poliert. Die Roenokes waren nur kleine Stücken der grauen Muschel, deren Rand sehr ungleich blieb. Als diese Völker von deu Engländern belehrt waren, ihr Pelzwerk höher zu halten, weil sie im Tauschen viele Vortheile damit erhielten, so erkaltete in etwas ihr alter Geschmack für diese Muscheln: doch nehmen sie sie noch im Handel, vornehmlich den braunen Peak, den sie Peak Wamban nennen, und der der kostbarste ist. Die englischen Kaufleute schätzen ihn ungefehr, 5 bis 6 gl. und den weissen halb so viel.

§. 3.

Eigene Pflanzen des Lands, welche die Engländer in Nordamerika bewohnen.

Das, was den andern Gegenden des nördlichen Amerika gemein ist, verweisen wir zu der natürlichen Geschichte dieses Lands überhaupt.

Die ersten Engländer, welche nach Nordamerika giengen, erstaunten über die Verschiedenheit und die Menge der daselbst befindlichen Früchte: es war ein natürlicher Garten, wo alles ohne Wartung und Pflege wuchs. Man unterscheidet daselbst dreyerley Kernfrüchte, als Kirschen, Pflaumen und Persimonen. Die Kirschen wachsen in Wäldern: es giebt deren viele Arten, davon zwey auf Bäumen wachsen, die die Dicke einer weissen englischen Eiche haben. Die Früchte der einen dieser Arten kommen durch Büschel wie die Weintrauben. Die zwey Arten sind schwarz von außen; aber es giebt auch eine davon, welche innwendig roth ist, und die andere ist weiß. Die innwendig rothe ist viel angenehmer, als unsere Kirschen; die andere ist geschmacklos: doch dient sie zur Nahrung der kleinen Vögel. Die dritte Art findet sich längst den Flüssen auf Bäumen von der Dicke unserer Pfirsichbäume. Sie wird für die angenehmste Kirsche von der Welt gehalten: ihre Farbe ist dunkelpurpur, und die Kirsche sehr klein. Die Vögel lieben sie so sehr, daß sie sie noch, ehe sie reif sind, fressen, wodurch sie sehr selten wird. Die Engländer haben in ihren Baumgärten niemals einige erhalten können.

Es giebt auch in diesem Lande zwey Arten kleiner Pflaumen: aber sie haben den Geschmack unserer Damaskirschen. Was man Persimonen nennt ist auch eine Art Pflaume. Viele Reisende nennen sie die Indianische Pflaume. Man findet sie von verschiedener Größe. Ihr Geschmack ist sehr bitter, wenn sie nicht ganz reif sind: aber in ihrer Reife sind sie von vortreflicher Güte. Man trocknet sie auch und macht daraus einen Teig, welcher mit Wasser angefeuchtet, einen herrlichen Liqueur giebt.

Alle Beeren dieses Lands sind gut. Man findet daselbst drey Arten reifer, als zwey schwarze und eine weisse: die schwarzen, die etwas lang und von der Dicke eines Daums sind, werden für die besten gehalten: die andern haben nichts, das von der unsrigen in der Figur unterschieden wäre: aber sie haben einen weichlichen unschmackhaften Geschmack. Die Bäume, welche sie tragen, sind sehr dick und wachsen erstaunend schnell. Die Blätter dieser drey Arten sind eine gute Nahrung für die Seidenwürmer.

Man nennt Hukles drey Arten Beeren, welche auf Sträuchern in Thälern und bedeckten Ländern wachsen. Sie sind von einander unterschieden; der Geschmack aber ist überhaupt sehr gut. Die Chaubeeren wachsen in niedrigen und un-

unfruchtbaren Oertern auf kleinen Sträuchern die unsern Johannisbeersträuchern gleichen: sie haben einen herrlichen Geschmack. Die wilde Himbeere ist so gut in Virginien daß man sie der in England verpflanzten vorzieht. Die Erdbeeren sind da delikat: sie wachsen allenthalben in Wäldern, in Feldern, und ob sie gleich die meisten Thiere sehr begierig fressen, so sind sie doch in so großem Ueberfluße daß man gar keine Sorge trägt, sie zu verpflanzen.

Die virginischen Kastanien sind kleiner, als die Französischen, ob gleich ihre Bäume von ausserordentlicher Höhe sind: ihr Geschmack ist der nehmliche.

Der **Chincapin** ist eine Frucht von eben der Beschaffenheit als die Kastanien, aber nicht so dick als eine Eichel: sie hat eine doppelte Rinde, und wird für eine vortreffliche Frucht gehalten. Sie wächst auf großen Sträuchern in unfruchtbaren Oertern.

Alle morästige und an Quellen liegende Oerter sind mit kleinen Nußbäumchen erfüllt, welche eine erstaunende Menge Früchte hervorbringen.

Die **Hickories** sind Früchte eines sehr großen Baums. Ihre Schaale ist sehr hart und mit einer grünen Haut bekleidet: der Bestandtheil der Frucht ist mit einem Häutchen umzogen, welches man

kaum

kaum davon abziehen kann. Es ist eine Art Nuß, deren Geschmack sehr angenehm ist. Man hat deren verschiedne Arten.

Man hat noch eine andere Nuß, welche man *blanc-nut*, oder weisse Nuß nennt. Sie ist halb so dick, als die unserigen, und liegt in einer dicken und schmutzigen Schaale, die nicht so leicht abgeht. Diese Frucht hat einen sehr stinkigten Geschmack: allein sie giebt viel Oel.

Man findet in den Virginischen Wäldern sieben verschiedene Arten Eicheln. Die mit der grünen Eichel sprossen, reifen und fallen ab das ganze Jahr. Sie sind viel dicker, als die andern und man könnte daraus ein gutes Oel bereiten. Die wilden Thiere fressen sie sehr gern.

Virginien bringt eine erstaunende Menge Weintrauben von allerley Arten hervor, davon einige sehr süß und angenehm an Geschmacke sind. Andere sind wiederum bitter, und würden gut zum Weine oder Brandewein seyn. Ein ungenannter Verfasser, der uns eine Beschreibung von Virginien geliefert, sagt, er habe sechs Arten Weinstöcke bemerkt. Zwey wachsen zwischen den Sandbänken auf niedrigem Boden, und den benachbarten Inseln der grossen Bay. Ihre Kämme sind klein und am untersten Theile mit Beeren sehr dünne. Die Traube ist aus-

erle-

erlesen, und jeder Kern ist von der Dicke der holländschen Johannisbeeren. Es giebt weiße und blaue; aber der Geschmack ist gleich. Es giebt noch eine andere Art, welche in den Morästen, und auf Gebürgen wächst. Der Stamm und seine Kämme sind sehr klein; aber der Kern ist von der Dicke unserer wilden Pflaume. Er hat einen bittern Geschmack, selbst da noch, wenn er in seiner Reife ist. Man versichert aber, daß er gekocht sehr gut sey, und glaubt die Wartung könne ihn vervollkommern. Es giebt in diesem Lande auch noch zwey Arten Weintrauben, die sehr gemein sind. Die eine ist von aussen schwarz, die andere blau, und beyde tragen viel Früchte; es giebt auch einige, die viel zeitiger reifen, als die andern. Sie sind dicker, süßer und unvergleichlich besser. Aus diesen Trauben haben die in Virginien niedergelassenen Franzosen Wein zu machen versucht. Ob sie gleich in den Wäldern gesammlet worden, so hatte der Wein doch Kraft und Stärke. Es ist unstreitig, daß man mit der gehörigen Vorsicht sehr gute Weinberge in Virginien anlegen könnte.

Doch haben viele Franzosen sich vergebens bemüht, Wein in Karolina zu machen: aber das sind die Ursachen, warum sie in ihrem Unternehmen scheitern müs-

müssen. Die Tanne und Fichte sind dem Weine so schädlich, daß er niemals fortkömmt, wenn er in deren Nachbarschaft ist. Sie wachsen in den niedrigen Oertern und an den Ufern der Flüsse so sehr, daß wenn man die Erde urbar macht, der erste Baum, den man aufkäumen sieht, eine Fichte ist, obgleich vorher keiner da gewesen. Die Franzosen in Karolina hatten die Unklugheit und wollten an Oertern voller Fichten und Tannen und an salzigem Wasser, das ihm stets schädlich gewesen, Wein bauen. Wenn man ihn auf Hügeln pflanzte, wie man in Frankreich thut, so hätte man allen Grund zu glauben, man würde einen großen Vortheil aus diesen Landweinen ziehen.

Man versichert, daß man 1622. französische Winzer nach Virginien gebracht, um diese Weine zu bauen; daß sie dessen Klima und Boden sehr gut zu Anlegung von Weinbergen gefunden, und betheuret hätten, er würde den Languedocschen übertreffen; daß die Weinstöcke im Ueberflusse wüchsen, daß sie Beeren von so sonderbarer Dicke hätten, daß sie sie erst für eine andere Frucht gehalten, ehe sie die Kerner davon gesehn; daß nachdem sie den Wein beschnitten, sie nur bloße Aeste davon zu St. Michael gepflanzt, und diese das folgende Frühjahr Früchte gege-

ben: aber man hat seitdem eine ganz verdammliche Gleichgültigkeit gegen dieses schöne Geschenke der Natur gehabt.

Man findet in Virginien gegen den Quellen der Flüsse den Baum, welcher Honig trägt, und den Baum, der Zucker giebt. Der Honig befindet sich in einer dicken nnd sehr anfgeblasenen Hülse, welche man von weitem für eine Bohnen- oder Erbsen-Schote halten würde. Der Baumzucker ist nur ein Saft, welcher aus dem Baume fließt, nachdem man hineingeschnitten hat, und welchen man kochen läßt. Acht Pfund dieses Safts geben ein Pfund Zucker. Er ist feuchte, aber er ist glänzend und sehr schön körnigt. Seine Süßigkeit gleicht dem Farinzucker. Es ist eben nicht lange, daß man diese Entdeckung gemacht. Als sich einige, an die Grenzen geschickte Soldaten in einem Walde, etwa vierzig Meilen von den Wohnungen niederlegen wollten, so wurden sie einen dicken Saft gewahr, welcher aus einigen Stämmen der Bäume herabtröpfelte, und davon einen Theil so gar die Sonne kandirt hatte. Die Neugierde verleitete sie, ihn zu kosten: sie fanden ihn süß, und urtheilten, man könne daraus Zucker machen: aber diese Bäume sind von den Wohnungen so entfernt, daß man eben keinen grossen

sen Nutzen für die Handlung daraus zieht.

Um die Mündungen der Flüsse, am Ufer des Meers und in der Nachbarschaft vieler Buchten findet man diejenige Art Mirthen, deren Beeren ein sehr schönes grünes, hartes, zerbrechliches Wachs geben, das zu Wachslichtern vortrefflich gut ist, nicht die Finger beschmutzt, nicht in der größten Hitze schmilzt, und einen sehr angenehmen Geruch giebt. Man schreibt diese Entdeckung einem Wundarzte von Neuengland zu, der, nach der Erfindung des Geheimnisses, die Beeren zu schmelzen, ein Pflaster von vortrefflicher Wirkung für die Wunden daraus machte. Wir haben schon oben die Art und Weise, aus diesen Beeren das Wachs zu ziehen, angegeben.

Der Virginische Hagedorn gleichet ein wenig der Sasseparil, und trägt runde, wie eine Bohne dicke, harte, stark karmosinrothe und so polierte Beeren, daß sie zu vielen Zierrathen dienen könnten. Ausser den Färbehölzern, welche man in Virginien findet, giebt es auch eine Menge Pflanzen, Wurzeln und Erden, daraus man sehr schöne Farben zieht. Die Pücoon, und die Murkajun sind zwey Wurzeln, welche die Indianer zum Rothmalen brauchen. Die Schumack und Sassafras geben ein Dunkelgelb. Die

Wasebur ist eine Pflanze; die Schapakur eine Wurzel, und die Tangomokosnomingue ist eine Rinde: alle drey geben eine sehr schöne Farbe.

Das Schlangenkraut (la serpentine) dieses so gerühmte Mittel wider alle Arten Gift und pestilenzialische Krankheiten, hat nirgends gleiche Eigenschaften als in Virginien. Man rühmt auch eine Wurzel welche man Klapperschlange nennt, weil sie den Biß der furchtbaren Schlange gleiches Namens heilt. Es wirkt in drey Stunden durch den Schweiß und das Uebergeben.

Die Pflanze, welche man den James-Town-Apfel nennt, hat eine kühlende Kraft; aber er ist sehr gefährlich, wenn man sie im Uebermaße ißt. Einige neulichst in Virginien angekommene Engländer, machten einen Sallat daraus, der sehr sonderbare Wirkungen hervorbrachte. Sie wurden einige Tage lang ganz närrisch: einer beschäftigte sich, die Blumen in die Luft zu blasen, ein anderer Strohhalme zu werfen; ein dritter stellte sich in einen Winkel und machte die Grimassen eines Affen; ein vierter umarmte alle, die ihm begegnen, lachte sie hernach in die Zähne aus und machte tausend narrenhafte Stellungen. Man mußte sie zwölf Tage einschließen, welches die Dauer ihrer Verrückung war: während

ihrer

ihrer Gefangenschaft fanden sie ein Vergnügen, sich in ihrem eignen Kothe herumzufühlen. Nachdem sie wieder zur Vernunft gekommen, hatten sie alles das gänzlich vergessen, was sie während ihrer Verrückung gethan.

Der Taback ist sehr gemein in Virginien und wird für den besten von ganz Amerika gehalten.

Die längste Zeit des Jahrs sind die Ebnen und Thäler von Virginien mit Blumen bedeckt. Man kömmt an keinen Wald, ohne nicht von der Verschiedenheit seines ausathmenden Geruchs gerührt zu werden. Unter diesen Blumen rühmt man sehr die Schönheit der Kaiserkronen, der Kardinalen, und der Moleasinen. Der Verfasser der Beschreibung von Virginien beschreibt eine, davon noch kein Reisender geredet. „Eines Tages, sagt „er, gieng ich eine kleine Strecke von meinem Pflanzorte spazieren, ich ward eine „Blume von der Größe einer Tulpe gewahr, und die ihr auch am Stengel „gleichte. Sie hatte eine Fleischfarbe, „war an einem ihrer Enden mit feinen „Federn bedeckt und an dem andern ganz „platt. Ihre Figur stellte die natürlichen „Theile der Frau mit des Mannes vereint vor. Ich gieng nach Hause zurück, „und vermochte einen meiner Freunde, sie „mit mir besehn zu gehn, indem ich ihm

„blos sagte, daß er wohl etwas, was ich „ihm zeigen wollte, noch nicht gesehen hät„te. Ich pflückte diese Blume und gab „sie ihm. Es war ein gesetzter Mann, „der über dieses Spiel der Natur gleich„sam beschämt war. Er warf die Blu„me, gleichsam mit einer Art von Unwil„len weg, und ich konnte ihn nicht vermö„gen, sie wieder zu nehmen und sie mit „Aufmerksamkeit zu prüfen.

Der schöne Lorberbaum, welcher Tulpen trägt, ein anderer dicker Baum, welcher sie auch trägt und den die Einwohner Tulpenbaum nennen: ein Johannisbrodtbaum (carouge) welcher dem Jasmin sehr gleicht, und verschiedene wilde Aepfelbäume, sind alles wohlriechende Bäume, die den Wald durchräuchern.

Zehnter Artikel.

Niederlassung der Engländer in dem Theile von Nordamerika, welchen man Neuengland nennt.

Die unermeßlichen Reichthümer, welche die Spanier aus Amerika zogen, erweckten, wie wir schon gesagt haben, die Begierde anderer europäischen Nationen; sie rüsteten um die Wette Schiffe aus, um sich mit der Beute der neuen

Welt

Welt zu bereichern. Jede suchte die kürzesten und leichtesten Wege, das feste Land und die Inseln schneller zu befahren. Im Jahre 1509. entdeckte Magellan, von Geburt ein Portugiese, der aber in Spanischen Diensten stund, eine Meerenge, welche seinen Namen führt, und durch welche die europäischen Schiffe gehen können, indem sie gegen Abend an die Küsten von Peru und Mexiko fahren. Während dieser Zeit suchte Martin Forbisher, ein Engländer von Geburt, gegen Nordwest von Amerika einen Weg, nach China zu gehen, um die Straße zu vermeiden, die man über das Vorgebürge der guten Hoffnung und die Insel Sumatra nehmen muß. Er befuhr einen großen Theil Landes gegen Norden und kam nach London zurück, wohin er von seiner Reise nichts mitbrachte, als ein Stück schwarzen Steins, welches einer seiner Matrosen in einer Insel aufgelesen hatte. Eine Frau, der von ungefehr dieser Stein in die Hände fiel, legte ihn ins Feuer und in Weineßig, um ihm die Röthe zu benehmen, die er bekommen hatte. Man bemerkte daran Gold, und ein Goldschmid, dem sie ihn anvertraute, brachte nach der Größe des Steins eine ziemliche Menge daraus.

Eine so kostbare Entdeckung dem Scheine nach mußte die Begierde vieler

Personen erregen. Man kam bey Hofe um ausschließende Privilegien ein. Die Königinn Elisabeth regierte damals in England: sie wollte an diesen Entdeckungen auch Antheil nehmen, sie gab dem Forbisher ein Schiff von zwey hundert Tonnen nnd hundert Mann Besatzung darauf: er verband es mit den beyden kleinen, mit welchen er die erste Reise gemacht. Er kam in der Insel an, wo er den ersten Stein gefunden, nahm viele dergleichen zu sich, durchreisete vieles Land, benannte die Meerenge nach seinen Namen, die ihn noch führt, und kehrte nach England zurück, wo man fand, daß diese Steine von keinem Werthe waren.

Wenig Zeit nach Forbishers Zurückkunft gieng Franciskus Drack, einer der größten Seeleute, die England gehabt, mit fünf Schiffen zu Wasser, befuhr die Küsten von Brasilien bis an die Magellanische Meerenge, durchschifte sie, gieng um die ganze Küste von Peru, das er plünderte, überfuhr das Südmeer, kehrte durch die Moluckschen Inseln, Java und das Vorgebürge der guten Hoffnung zurück. In einer zweyten Reise plünderte und verwüstete er die spanische Insel.

Viele englische Schiffer unternahmen beynahe in der nehmlichen Zeit, in dem Nord-

Nordtheile von Amerika Entdeckungen zu machen: aber ihre Mühe war vergebens: sie passirten die Magellansche Meerenge und mußten zurückgehen, weil die Spanier auf ihrer Hut waren und sie stets zurücktrieben. Die Holländer unternahmen fast eben dergleichen, und hatten ein nicht viel grösseres Glück.

Diese Seefahrten vermehrten die Kenntnisse, und bereicherten diejenigen, die sie zu uuternehmen wagten; allein die Engländer errichteten keine Niederlassung in Amerika. Ihre Absicht war nur, neue Wege zu entdecken und unterwegs die spanischen Schiffe wegzunehmen. Die Ostküsten von Nordamerika zwischen den Fluß St. Lorenz und Florida wurden von Verazzano und Cartier entdeckt, hernach von Cabat und Drack beschift; aber man legte da keine englischen Kolonien an.

Endlich sahen die Engländer ein, daß diese große Küste um den Fluß St. Lorenz, ihnen sehr gut zu statten käme und dachten auf eine Niederlassung daselbst. 1584. entstand zu Londen eine Gesellschaft von Edlen und Kaufleuten, die die Absicht hatten, für ihre Nation nützliche Niederlassungen anzulegen. Die Königinn ertheilte ihnen Freyheiten, Kraft de-

rer, wie wir schon oben gesagt, ihnen aller Vortheil des glücklichen Ausgangs überlassen wurde. Kaleivh war es, dem man diese Auffühuna übertrug. Man sehe, was wir beym Artikel Virginien §. 1. gesagt. Die Engländer nahmen Besitz von der ganzen Küste, ließen sich daselbst nieder, und bildeten verschiedene Provinzen, denen sie, wie wir gesehn, besondere Namen gaben Sie waren 1605. gänzlich Meister dieses Lands: aber sie konnten doch nicht die andern Nationen verhindern, in einigen Gegenden sich niederzulassen.

Die Holländer hatten alle Küsten befahren. 1609. schickte ihre Indische Gesellschaft den Heinrich Hudson, einen Engländer, mit einem Schiffe aus, um gegen Nordamerika um die Tartarey und China eine Fahrt zu suchen. Hudson wendete sich nach einigen vergeblichen Bemühungen, gegen Südwest und stieg an einem Lande aus, das er Neuholland nannte. Er kehrte wieder nach Holland zurück, und man schickte ihn von da das folgende Jahr mit einem großen und zwey Kaufmannsschiffen wieder ab. 1615. baute man daselbst eine Festung mit Namen Orangefort und eine Stadt mit Namen Neuamsterdam. Das Land

hieß

hieß man die Neuen-Niederlande oder Neubelgien.

Da die Schweden sahen, daß alle Nationen neue Kolonien in Amerika anlegten, so entschlossen sie auch einige dahin zu schicken. Sie errichteten sich gegen Mittag der Holländer, nannten dieses Land Neuschweden, erbauten Gotenburg und Christiana: allein als sie wenig Vortheil davon zogen, so gaben sie sie auf und die Holländer nahmen davon Besitz. Sie erweiterten ihre Herrschaft von dieser Seite. Die Engländer jagten die Holländer daraus, und zwangen sie, durch den Bredaschen Frieden 1666. zur völligen Abtretung derselben an sie. Sie verwandelten den Namen Neuniederlande in Neuyork, und nennten Neujersey, was Neuschweden gewesen war.

Einige Schriftsteller haben versichert, die Dänen hätten einen Theil dieses Lands vor den Engländern entdeckt: aber es scheint nicht, das sie daselbst Niederlassungen angelegt haben.

Wir dürfen in diesem Artikel eine Begebenheit nicht vergessen, die der Menschlichkeit und den Quakern Ehre macht. Die Philadelphischen Quaker

nehm-

nehmlich versammleten sich im Jahr 1769 gaben allen ihren Negersklaven die Freyheit, und sagten, daß Feinde der Tyranney nicht ein Beyspiel der Tyranney geben müßten, indem sie vernünftige Geschöpfe in der Knechtschaft behielten, unter dem Vorwande, daß sie eine schwarze Haut und statt der Haare Wolle hätten.

Ende des neunzehnten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 19

Berlin (1775)

H.un. 479,III-19/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033407-7
VD18 80086861-001